

WIDENER LIBRARY



HX CRDN \$



Otto Grisebach *grisebach*

1950g-1104

566
1067

Das Karlsruher Unterhaltungsblatt.

Ein für alle Stände, Jung und Alt, interessantes und
belehrendes

Bilderwerk



Vierter Jahrgang

Tab. I - LII.

KARLSRUHE

in der C.F. Müller'schen

1834

Hofbuchhandlung.

Δ
KSG 2427



Unterhaltungs - Blatt.

Vierter Jahrgang 1831, enthält 52 Nummern mit 52 Abbildungen.

I n h a l t.

I. Abtheilung:

Naturhistorische Gegenstände mit Abbildungen.

In alphabetischer Ordnung.

	Seite.		Seite.
Ansicht des Versammlungs-Saales der Mitglieder der 2ten Ständekammer des Großherzogthums Baden.	77	Rissfaben.	129
Antwerpen.	5	Rustpumpe, die.	29
Araat.	189	Manby's Verfahren, gestrandeten Schiffen zu Hülfe zu kommen.	81
Athen, das neue, auf den Trümmern des alten	157	Mánura, die prächtige.	121
Warry, Hund vom St. Bernhard.	109	Nachtigall, die.	53
Beschiffung der Luft.	73	Niagara-Fall, der.	153
Betrachtung des Mondes.	89	Niederlande, die.	9
Bewölkung des britischen Reichs.	93	Nil, der; und die Nilschiffahrt.	45
Böise zu Paris.	105	Pagode, auf der Insel Elephanta.	165
Brillennatter, die.	177	Planeten, die.	137
Catacomben in der Nähe von Pástermo.	21	Pelen, mit einer Charte.	33
Eder, die.	169	Kraufische, große.	185
Chinesische Gaultler.	69	Schillers, Fr. Ehr. v., Biographie.	2
Cochinille, die.	145	Schneeflocken und Eis.	13
Condor, der.	97	Serelwen und Serelären auf der Insel St. Paul und St. Georges.	25
Dampfmaschine.	193	Sidney, die Verbrecher Colonie in Neu-Süd-Wales.	125 u. 133
Elephantenfang.	209	Sparta.	173
Emgalle, der, oder das äthiopische Schwein.	41	Stellung der Erde gegen die Sonne in den 12 Monaten des Jahres.	113
Fingalsöhle, die, auf der Insel Staffa.	101	Tanz der Eingebornen von St. José in Neu-Californien.	57
Gebirge der Erde.	65	Verpflanzungs- und Versorgungsanstalten.	61
Gemsenjäger, die.	201	Uebersichtskarte von Oberitalien.	49
G. oser, der neue.	197	Walhalla.	117
Gnu, das.	149	Warschau, mit einem Plan.	37
Holmood House.	205	Wettrennen zu Pferde in England.	17
Insel, neuentstandene, unfern von Sciacca in Sicilien.	181		
Kaischen, die, in Sitcha bei einem Tanze.	85		
Lammergeleit, der.	161		

II. - Abtheilung:

Erzählungen, Anekdoten, Aphorismen u.

In chronologischer Folge.

	Seite.		Seite.
Weiblicher Heroismus.	3	Betty, oder das heldenmüthige Dienstmädchen.	106
Der Schmerz.	4	Die Rettung.	110
Gespaltne Mähe.	8	Mutterliebe.	115
Wechselfeitiger Unterricht.	12	Chinesische Justiz.	119
Ditto Landhort.	18	Verschiedenes.	120
Kindliche Liebe wird stets belohnt.	20	Großmüthiger Zug einer edlen deutschen Frau.	121
Frühe Erndten in Deutschland. — Die Funken.	24	Altdeutsche Lebnswelt.	122
Unglücksfall.	36	Deilkasse. — Betrug.	123
Bernhora's Prophezeiungen	39	Der englische Matrose.	126
Verschiedenes.	40	Verschiedenes.	135
Der Tisch.	42	Deutsche Synonymen.	136
Wahre Anekdote von Blücher. — Verschiedenes.	44	Die schwarze Pest im 14. Jahrhundert.	138
Die drei Bergleute.	46	Die Cholera im Jahr 1831.	141
Der Fischer.	49	Anekdoten.	148
Algie.	51	Warum ziehen Sie den Hut vor mir ab?	152
Die französischen Erminister in Ham. — Verschiedenes.	52	Der Grand in Paris.	155
Verschiedenes.	56	Verschiedenes.	160
Residentheuer im Ardennengebirge.	58	Reise-Erfahrungen eines deutschen Militärarztes.	163
Aphorismen.	60, 64	Der englische Strophenländer.	167
Der Knabenraub.	75	Verschiedenes.	168
Leue im Unglück.	83	Mäthel in Marona.	170
Der hungarige Kraber.	88	Die Nordgarbe.	175
Ritterlicher Sinn. — Anekdote.	96	Rudolph Stadler in Ispahan.	186
Daibmendl.	98	Der pommer'sche Bauer.	192
		Das Nordneß am Pripyts-See.	210

Alphabetisches Verzeichniß

der zu dem dritten Jahrgang 1831 gehörigen Tafeln.

	Tab.		Tab.
Ansicht des Versammlungs-Saales der Mitglieder der 2ten Ständekammer des Großherzogthums Baden.	XX.	Limmerleiter, der	XL.
Antwerpen.	II.	Lissabon.	XXXIII.
Karar.	XLVII.	Luftpumpe, die	VIII.
Arben, das neue, auf den Trümmern des alten.	XXXIX.	Magby's Verfahren, gestrandeten Schiffen zu Hülfе zu kommen.	XXI.
Barro, Hund vom St. Bernhards.	XXVIII.	Mimura, die prächtige	XXXI.
Beschiffung der Luft.	XIX.	Nachtigall, die	XIV.
Betrachtung des Mondes.	XXIII.	Niagara-Fall, der	XXXVIII.
Bevölkerung des britischen Reichs.	XXIV.	Niederlande, die	III.
Börse, zu Paris.	XXVII.	Nil, der, und die Nilschiffahrt.	XII.
Brillennatter, die.	XLIV.	Pagode, auf der Insel Elephanta	XLI.
Catacomben in der Nähe von Palermo.	VI.	Planeten, die.	XXXV.
Erber, die	XLII.	Polen, mit einer Karte.	IX.
Chinesische Senker.	XVIII.	Raubfische, große.	XLVI.
Cochinille, die	XXXVI.	Schillers, Fr. Ehr. v., Biographie.	I.
Gondor, der	XXV.	Schneeflocken und Eis.	IV.
Dampfschiffe.	XLVIII.	Serämon und Seebäden auf der Insel St. Paul und St. Georges.	VII.
Elephantenfang.	LII.	Sidney, die Verbrecher-Colonie in New Süd-Wales.	XXXII.
Emgalla, der, oder das äthiopische Schwein.	XI.	Sparta.	XLIII.
Fingalls-Höhle, die, auf der Insel Staffa.	XXVI.	Stellung der Erde gegen die Sonne in den 12 Monaten des Jahres.	XXIX.
Gebirge der Erde.	XVII.	Tanz der Eingebornen von St. José in New-Californien.	XV.
Gemsenjäger, der	L.	Versprüngungs- und Versorgungsanstalten.	XVI.
Geyser, der neue	XLIX.	Uebersichtskarte von Oberitalien.	XIII.
Gnu, das	XXXVII.	Walhalla.	XXX.
Holmwood House.	LI.	Warschau, mit einem Plan.	X.
Insel, neuentstandene, unfern von Sciacca in Sicilien.	XLV.	Wettrennen zu Pferde in England,	V.
Kalusch, die, in Sitcha bei einem Tanze.	XXII.		

N a c h r i c h t
an die verehrlichen Abonnenten
des
Karlsruher Unterhaltungs-Blattes.

Da mit dem Schlusse dieses Jahres das Abonnement auf das Unterhaltungs-Blatt zu Ende geht, so bitten wir, dasselbe auch für 1832 wieder erneuern zu wollen, jedoch nicht direct bei uns, sondern bei derjenigen Postbehörde oder Buchhandlung, von welcher bisher diese Blätter überliefert wurden.

Wir werden im nächsten Jahre besondern Fleiß auf die Zeichnungen verwenden, damit dieselben stets zur Zufriedenheit unserer verehrlichen Abonnenten ausfallen; bisher wurden die Zeichnungen meistens mit der Feder ausgeführt, nunmehr sollen sie aber vorzugsweise in der beliebten zarten Reidemanier geliefert werden. — Auch werden wir, wie in No. 43. angezeigt wurde, nach den in beiliegendem Berichte enthaltenen ausführlichen Bestimmungen alle 14 Tage eine weitere Tafel, ganz neue Compositionen enthaltend, dem Blatte begeben, und damit von Neujahr 1832 an regelmäßig continuiren.

Da der mitfolgende Bericht durchaus höchst interessante Werke enthält, so wäre uns eine weitere Mittheilung desselben an Ihre Freunde, so wie an Lesezirkel sehr wünschenswerth, und bitten Sie höflich um diese Gefälligkeit.



Marbach.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT.

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Anekdoten zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für R. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sechs (im ganzen Großherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen der In- und Ausländer (in Straßburg in der Schullandhandlung von P. C. Heitz, Schloßgasse Nr. 3.) sowohl auf das Ganze von Nr. 1. an — jetzt aus Fünftler Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf acht Exemplare erhält man 1 Freyexemplar.) Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist R. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sechs.

Friedrich Christoph von Schiller.

Skizzirte Biographie.

Die Abbildung folgt mit den nächsten Blättern.

Friedrich Christoph von Schiller, ein Dichter und Geschichtschreiber deutscher Nation, dessen Namen die Zungen aller civilisirten Völker, mit Liebe, Bewunderung und Ehrerbietung aussprechen — ein Genie, dem die späteste Nachwelt, mit derselben Begeisterung, wie sein Zeitalter heuligen wird — unser Schiller wurde am 10. November 1759 zu Marbach, einem württembergischen Landstädtchen am Neckar*) geboren. Durch eine glückliche Fügung, war das Kind, dessen geistige Erzeugnisse einst ein Gemeingut der gesammten Menschheit werden sollten, in die Pflege und Obhut verständiger und tugendhafter Eltern gefallen. Schillers Vater, Johann Kaspar, anfänglich Wundarzt bei einem bayerischen Fußregiment, diente später als Fähndrich und Adjutant bei dem württembergischen Regiment Prinz Louis und wurde nach

her als Hauptmann und Inspector der bei dem Lustschloße Solitude angelegten Baumschule angestellt. Seine Mutter, eine geborne Kobwitz, war eine brave und gemüthliche Hausfrau, die ihren Beruf als Gattin und Mutter von vier Kindern — Schiller hatte drei Schwestern — mit liebevoller Sorgfalt erfüllte. Schon frühe erwachte in dem Knaben eine lebhafte Phantasie, die sich mit den prophetischen Visionen des alten Bundes unterhielt und schon damals das Ernsthafte und Erhabene, mit einer schwärmerischen Neigung erfaßte. Seinen ersten Unterricht erhielt er von dem Pfarrere Moser zu Lorch, einem württembergischen Grenzorte, wo seine Eltern von 1765 an, drei Jahre sich aufhielten. Im Jahre 1768 lehrten diese nach Ludwigsburg zurück, wo Schiller bis 1773 die öffentliche Schule besuchte. In seinem neunten Jahre sah er hier das erstmal den Glanz eines prachtvollen Theaters und es ist nicht zu wundern, daß sein noch schlummernder Genius, angestrahlt von dem Zauber der Bühnenwelt, sich in dunkeln Ahnungen regte, und daß viele seiner kindlichen Spiele fortan sich auf theatralische Darstellungen bezogen. Zu dem ersten Erzeugniß seines Dichtergeistes bestimmte ihn aber eine religiöse Handlung — es war ein Gedicht, das er am Tage seiner Confirmation i. J. 1772 fertigte.

Wahrscheinlich hatte der Beruf seines ersten Lehrers, des Pfarrere Moser, sein kindliches Gemüth angesprochen, denn er zeigte frühe Neigung, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Von diesem Stande, der vor allen mit einem poetischen Geist übereinstimmt, wurde Schiller durch eine unerbetene Gnade seines Fürsten, des Herzogs Karl von Württemberg, ab-

*) Mit gemüthlicher Theilnahme verweisen wir bei der Ansicht der Geburtsorte großer Männer. Die Phantasie, indem sie die Entwicklung eines großen Geistes, bis zur Morgenbämmerung seines Daseyns verfolgt, befreundet sich mit der Localität seiner Kindersjahre. Dieses bestimmte die Redaction, eine Abbildung des Städtchens Marbach, diesem Umrisse von Schillers Biographie hier beizufügen. Mehrere Ansichten der Geburtsorte classischer Schriftsteller, auf ähnliche Art ausgeführt, werden wir, mit den Skizzen ihrer Biographien, in der Folge dieser Blätter liefern. Die Red.

gehalten, der ihn in die militärische Pflanzschule aufnehmen wollte und auf die Gegenvorstellung seiner Eltern verlangte, daß ihr Sohn sich ein anderes Studium wählte. Dieser entsagte, aus Rücksicht für die Verhältnisse der Eltern, seiner Neigung und entschied sich für das Rechtsfach, in einem Alter, wo der Mensch noch zu wenig Reife hat, um sich mit gehöriger Prüfung seiner Anlagen, für die Art seiner künftigen Thätigkeit zu bestimmen. Im Jahr 1773 wurde er in die Erziehungsanstalt auf die Solitude — nachherigen Karlschule zu Stuttgart — aufgenommen. In diesem Institut, wo die Erziehung ordnungsmäßig getrieben, und der Mensch mehr zu Staatszwecken abgerichtet, als für die Menschlichkeit erzogen wurde, wo alles Äußere und Innere, wie eine Spielorgel, nach einem militärischen Tact sich bewegte, konnte nur ein starker Geist gediehen, dem es gelang, die Schranken einer traurigen Wirklichkeit zu durchbrechen und sein Leben, im Aufschwunge zu einer idealen Welt zu gewinnen. Tief kränkte es den jugendlichen und genialen Schüler, die Wissenschaft in dieser Bildungsanstalt nicht als eine hohe himmlische Götin erkannt, sondern als eine tüchtige Kuh behandelt zu sehen, die ihren Treiber mit Butter versorgt. Sein Mufen, im Beginnen der schönen Schöpfungen, die später aus ihm hervorgingen, verschloß sich seinen erbärmlichen Umgebungen und er suchte sich eine erweiterte Bahn zu betreten. Das goldene Zeitalter der deutschen Poesie hatte begonnen und eine gütige Gottheit schien die classische Periode der Nation, indem sie in rascher Reihenfolge ihre größten Geister hervorrief, in wenigen Decennien vollenden zu wollen. Da dehnte auch Schillers Genius seine Schwingen. Klopstocks feierliche Harfentlänge begeisterten den Jüngling der Muse und mit noch ungelübter Hand versuchte er die ersten Griffe in das Saitenspiel. Sein religiöser Sinn, angeregt durch die Messias und die heiligen Gesänge der hebräischen Seher, bestimmte ihn, schon im ersten Jahre seines Aufenthaltes in der Karlschule, zu einem epischen Gedicht, dessen Gegenstand die Sendung Moses war. Bald aber

gewannen ihn Berstenberg Ugolino, Göthes Götz von Berlichingen, Lessings Schauspiele und Lessings Julius von Tarent für die dramatische Dichtkunst. Seine ersten Versuche in diesem Fache waren: der Student von Nassau; ein Trauerspiel Cosmus von Medicis und ein Vorspiel: In dem Jahrmarkt, welches er zum Geburtstage des Herzogs von Württemberg dichtete. Auch Shakespeares Geist hatte ihn tief ergriffen. Seinen lyrischen Gedichten, deren mehrere im schwäbischen Magazin erschienen, gebrach es damals an Originalität. Sie waren Nachbildungen von Klopstock, Cramer und Ug, die der kühne Jünger der Kunst zu überbieten suchte. Etwas Vollendetes konnte man noch nicht von ihm erwarten, theils wegen seines unreifen Alters, theils weil die Poesie im Institut verboten war und er der Umarmungen seiner schüchternen Muse, nur heimlich und in flüchtigen Momenten sich erfreuen konnte. In der Rechtskunde, welche für Schiller wenig Anziehendes hatte, machte dieser geringe Fortschritte und ergriff schon i. J. 1775 die Arzneykunde, für welche damals in der Karlschule besondere Lehrstühle errichtet wurden. Dieser und dem Studium der Geschichte und der lateinischen Sprache, widmete er sich mit solchem Ernst, daß er sich selbst durch ein Gelübde verband, zwei Jahre lang sich aller poetischen Arbeit zu enthalten. Damit wollte er sich eine bestimmte Subsistenz sichern, um der Dichtkunst — wie er sagte — seine reinsten Augenblicke zu widmen und dereinst im Schooße der schönen Kunst eine angenehme Erholung von der Mühe seines bürgerlichen Berufes zu finden. Nach beendigtem Curfus auf der Karlschule (1780) verteidigte Schiller eine Probedruff: „Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen, mit seiner geistigen“ und wurde als Regimentsarzt bei dem Regiment Auge angestellt.

(Die Fortsetzung folgt)

Friedrich Christoph von Schiller

Skizirte Biographie.

(Gehört noch zu No. 1. Seite 3. des Unterhaltungsblattes vom Jahr 1831.)

Erinnert man sich an den schönen Dichterkranz, der sich kurz zuvor, ehe Schiller die düstere Karlschule betrat, in dem freundlichen Göttingen gebildet hatte, so wird man bedauern, daß dieser, um wenige Jahre später geboren, nicht in denselben erhebenden Verein geistlicher Jünglinge konnte aufgenommen werden. Er entbehrte die Erheiterung und Ermuthigung, die aus einem solchen Bunde genialer Geister hervorgehet; eingestittert in die Clausur eines militärischen Institutes, rang sein Genieus, wie ein Adler gegen die Eisenstäbe seines Käfigs und seine erbitterte Phantasie, unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal, mußte nothwendig in ihren Wüthungen — wie er selbst sagt — die Mittellinie zwischen Engel und Teufel verfehlen. So entstanden seine Räuber, das Product einer ungebändigten Kraft und unregelmelten Einbildung, welches Schiller selbst ein naturwidriges Erzeugniß seines Genieus mit der Subordination nennet. Aber die Strenge des Verfassers so wenig, als die Kritik der Kunstkenner, konnte die wilde Schöpfung, welche das Genie einmal in riesenhafte Formen gegossen hatte, einer ändernden Regel unterwerfen. Mit verschwenderischem Beifall hatte das Publikum die außerordentliche Erscheinung in Schutz genommen und der Dichter wurde von dem Hofkammerath und Buchhändler Schwan, und bald darauf von dem Director des Mannheimer Theaters, Freiherrn von Dalberg, — mit dem er von hier an in fortdauernder Freundschaft lebte — aufgefordert, seine Räuber für die dortige

Bühne zu bearbeiten. So schwer ihm eine solche Arbeit wurde, so entsprach er dennoch diesem Ansinnen und die Räuber wurden in Mannheim (1782) zum erstenmal aufgeführt. Istland hatte die Rolle des Franz Moor, damals die schwerste auf der deutschen Bühne, übernommen und Schiller hatte das Vergnügen, der sehr gelungenen Vorstellung zweimal beizuwohnen. Seine Reise nach Mannheim, die er ohne Urlaub unternommen, mußte er aber mit einem Arrest von 24 Tagen büßen. Indessen hatte die Darstellung der Räuber nicht nur in dem kunstfertigen Mannheim, sondern auch anderwärts, eine lebhaft und allgemeine Sensation erregt. Schillers Freude über die gute Aufnahme seines Erstlings im Fache der dramatischen Dichtkunst, wurde jedoch durch ein unerwartetes Ereigniß getrübt. Nach einer in den spätern Auflagen der Räuber nicht abgedruckten Stelle, ließ nämlich Schiller den Räuber (Spiegelberg) das Graubündner Land, als das Athem der Gaurer benennen. Ein Freund der Graubündner führte deßhalb Beschwerde bei dem Herzog von Württemberg und dieser ließ unserm Dichter bei Festungsstrafe verbieten, künftig, außer im ärztlichen Fache, irgend etwas drucken zu lassen. Ein empfindlicheres Veto konnte einen jungen Schriftsteller nicht treffen, der eben die ersten Publizierungen eines großen und gebildeten Publickums empfing, und im Begriffe stand, sein geniales Vermögen an noch größerem zu üben. Auch hatte Schiller mit dem Professor Abel und Bibliothekar Petersen zur He-

rausgabe des württembergischen Repertorioms sich vereinigt, und es schmerzte ihn sehr, diese Verbindung aufgeben zu müssen. Zu stolz, eine Zurücknahme des Verbotes zu erbitten, vielleicht auch gewarnt durch Schubarts Schicksal, faßte er den festen Entschluß, Stuttgart zu verlassen. Nachdem er den Freyherrn von Dalberg vergebens um seine Vermittlung in dieser Angelegenheit gebeten hatte, begab er sich i. J. 1782 heimlich und unter einem fingierten Namen nach Franken, wo er zu Bauerbach bei Meiningen, auf einem Gute der Geheimrathin von Bollzogen, mit deren Söhnen er in Stuttgart studirt hatte, eine wohlwollende Aufnahme fand. Hier in sorgenloser Ruhe und dichterischer Muße, vollendete er seine beiden Trauerspiele, *Fiesco* den er schon in Stuttgart angefangen hatte, und *Kabale und Liebe*. Beide Stücke zeigten neben der jugendlichen Kühnheit eine mehr durchdachte Bearbeitung, eine ruhigere Haltung und genauere Wahl der Motive und der Mittel, die in dem Wesen der Kunst liegen. Schiller rühmte in einem Briefe an den Hofkammerrath Schwan, das Glück, das er in seinem friedlichen Asyl genoss, und äußerte den Voratz, allein der Poesie zu leben, um sodann wieder ganz in sein Handwerk, so nannte er die Arzneikunde, zu versinken.

Nach einem Jahr (im September 1783) begab sich Schiller nach Mannheim, dessen Bühne damals, unter der Leitung des Freyherrn von Dalberg, und durch die Darstellungen von *Iffland*, *Beck* und *Weil*, die erste in Deutschland war. Die Darstellung seiner Räuber durch diese vollendeten Künstler, hatte ihn so sehr hingerissen, daß er den Wunsch äußerte; als Mitglied dieser Bühne aufgenommen zu werden. Weil widersetzte sich diesem Vorfaze, weil Schiller berufen sey, nur als Dichter, nicht

als Schauspieler, der Stolz der deutschen Bühne zu seyn. Durch die Verwendung des Freyherrn von Dalberg und des Geheimraths von Klein, dessen Hausfreund er war, wurde jetzt Schiller, als Theaterdichter der Mannheimer Bühne angefleht, in welcher Stellung er sich ungemein glücklich fand. Mein Clima, schrieb er an seinen Jugendfreund Zumbsteeg, ist das Theater, in dem ich leb' und webe und meine Leidenschaft ist glücklicherweise mein Amt. Auch wurde ihm die Ehre zu Theil, als Mitglied der deutschen Gesellschaft zu Mannheim aufgenommen zu werden. Um die Bühne auf ihren höchsten Standpunkt zu erheben, unternahm er (1784) eine periodische Schrift unter dem Titel: „*Reinische Thalia*“ in welcher auch seine in psychologische Hinsicht interessante Erzählung: „*Der Verbrecher aus verlorner Ehre*“ sich befindet. Noch gehört hierher die in Verbindung mit Schulzlin (1782) herausgegebene *Anthologie*, worin mehrere kleinere Gedichte von Schiller, unter anderen jene an *Laura*, die älteste Tochter des Hofkammerraths und Buchhändlers Schwan, aufgenommen sind.

Wir schließen hier die erste Periode von Schillers Dichtertleben — die Periode der ersten jugendlichen Kraft, die sich selten an andere, als an selbstgegebene Regeln bindet — eine Periode, wo die erste Fülle des producirenden Vermögens zuweilen die Dämme der Kunst überströmt, aber auch selbst in ihren freien und wilden Ergießungen, ihren göttlichen Ursprung verkündet und uns zu einer Bewunderung nöthigt, die uns selbst die Correctheit und Geschlossenheit eines minder starken Geistes nicht abgewinnen kann.

Weiblicher Heroismus,

oder

edelmüthige Rettung.

Nach der Schlacht bei Fleurus, als die französischen Truppen wieder in Belgien waren, floh ein junger Mann durch Brüssel, der die Waffen gegen sein Vaterland getragen hatte. Ein junges Mädchen, welches vor einer Thüre saß, rief, einzig von Mitleid getrieben: Wohin? Sie sind verloren, wenn Sie weiter gehen. — Ich bin auch verloren, erwiderte er, wenn ich umkehre. — Wohl an, so kommen Sie hier herein. — Er folgte der Einladung. Sie sagte ihm, daß sie die Nichte eines Geistlichen sey, der ihr nicht erlauben werde, einen Flüchtling in seinem Hause aufzunehmen, sie führe ihn daher in eine Schuene. Kaum war es dunkel geworden, als einige Soldaten hineingingen, um da zu schlafen. Das Mädchen folgte ihnen unvermerkt, und sobald sie eingeschlafen waren, zog sie den Fremdling nach sich, um ihn an einen sichern Ort zu führen. Indem sie eben an den Schlummernden vorüberschlüpfen wollen, erwacht einer derselben, und ergreift den Fliehenden bei der Hand. Sogleich wirft das Mädchen sich zwischen Beide und ruft: „Laßt mich doch los! ich bin es ja.“ Durch die Weiberstimme getäuscht, läßt der Soldat sie los, sie führt den jagenden Flüchtling in ihre Kammer, ergreift dort ein Bünd Schlüssel und eine Lampe, und öffnet ihm die alte düstere Kirche. In einer wüsten Kapelle, die im Kriege war geplündert worden, hebt sie hinter dem Altar eine Fallthüre auf: „In diesem Gewölbe,“ spricht sie, „liegen die Ueberreste einer alten adelichen Familie; hier wird man Sie nicht suchen. Fassen Sie Muth, und harren Sie hier eines günstigen Augenblicks.“ Der junge Mann steigt ohne Bedenken hinab. Welch' ein Zufall! Das erste, was ihm bei dem trüben Schimmer der Lampe in die Augen fällt, ist sein Familienwappen; er erkennt die Gräber seiner Voreltern. Das Mädchen überläßt ihn diesen schauerlichen Eindrücken. Die Hoffnung, mit seiner geliebten Gattin wieder

vereinigt zu werden, hilft ihm die gräuenvolle Lage eine Zeitlang ertragen; aber zwei ewig lange Tage schleichen vorüber, und seine Besessene kehrt noch nicht zurück. Hat sie ihn vielleicht vergessen? oder ist sie gar selbst das Opfer ihrer Menschlichkeit geworden? Zu diesem martrenden Gedanken gesteht sich der Hunger; seine Kräfte sind erschöpft, er sinkt halb ohnmächtig auf den Sarg eines seiner Vorfahren. Ein Geräusch läßt sich vernehmen; es ist die sanfte Stimme des Mädchens. Sie ruft; Freude und Ohnmacht lähmen seine Zunge, er kann nicht antworten; sie glaubt, er sey todt und läßt seufzend die Fallthür wieder sinken. Entsetzt ergreift ihn; die Angst preßt ihm einen Schrei aus. Sie hört es und eilt herzu. Während sie ihm Speise reichte, erklärte sie ihr unverschuldetes Ausbleiben, und die Maßregeln, die sie klug getroffen, um ihn solcher Angst nicht wieder auszufegen. Kaum ist sie fort, als Waffenge töse an sein Ohr schlägt. Das Mädchen steigt hastig wieder herab in das Gewölbe, und winkt dem Verborgnen, sich still zu halten. Es waren wirklich Soldaten, die der Geistliche selbst herumsührte, weil man ihn beschuldigt hatte, Ausgewanderte in der Kirche versteckt zu haben, und weil er von seiner Nichte unvorsichtigem Wagsstück nichts wußte. Sie durchkrochen jeden Winkel, gingen auch sogar über die Fallthür — Welch' ein Augenblick für die beiden Eingeschlossenen! — Jeder Fußtritt schlug an ihr Herz, und schien das Signal zum Tode. Endlich entfernt sich das Geräusch nach und nach — es verschwindet. — Das Mädchen schlüpfte hervor, schleicht in der Kirche umher, findet sie still und öde, beruhigt den jungen Mann, und eilt davon. Noch lange schützte und nährte ihre Menschenliebe den Fremdling in jenen Gräbern; bis endlich die Gefahr verschwand, er die düstere Wohnung seiner Voreltern verließ, dem guten Mädchen ein dankbares Lebewohl sagte, und, mit allem, was dasselbe hatte aufbringen können, für die Reife versehen, in die Arme seiner ängstlich harrenden Gattin zurückkehrte.

Mitleid aus reiner warmer Menschenliebe

war hier die Leibesfeder dieser hochbeizigen That. Wahrlich! ein glänzendes Beweis von hohen Gefinnungen und Seelenadel des weiblichen Geschlechts.

Indische Gaukelei.

Jon Watuta, ein arabischer Reisender im 14. Jahrhundert, erzählt: „Als ich mich einst bei dem Kaiser von Hindostan befand, traten 2 Yogees herein, in Mäntel gehüllt und das Haupt bedeckt. Der Kaiser war sehr freundlich gegen sie und sagte, indem er auf mich hinwies: „Dies ist ein Fremder, zeigt ihm, was er noch nicht gesehen hat.“ Sie erwiderten: „Das wollen wir.“ Der eine von ihnen gab sich darauf die Gestalt eines Würfels, erhob sich vom Boden und nahm in dieser cubischen Form einen Platz in der Luft über unsern Köpfen ein. Ich war so erstaunt und erschrocken darüber, daß ich ohnmächtig wurde und zur Erde sank. Der Kaiser gab mir aber eine Arznei, welche er bei sich führte, und nachdem ich solche genommen, erholte ich mich und richtete mich wieder auf, während die cubische Gestalt, nach wie vor, in der Luft beweglich blieb. Der Andere nahm nun seinen Pantoffel und schlug damit, wie im Zorne, auf den Boden. Darauf erhob sich der Pantoffel gleichfalls, bis er mit dem Cubus gleich hoch stand. Jetzt fuhr er diesem in den Nacken, und alsobald sank der Cubus nach und nach auf den Boden herab, und kam wieder auf die Stelle, von wo er ausgegangen war. Darauf erzählte mir der Kaiser, daß der Mann, der die Gestalt des Würfels angenommen, der Schüler Dessen sey, dem der Pantoffel gehöre, und sagte: „Hätte ich nicht für Deinen Verstand gefürchtet, so würde ich ihnen besorgen haben, Die noch größere Dinge als diese zu zeigen.“ Aber schon diese verursachten mir gewaltiges Herpochen, bis der Kaiser mir ein stückendes Mittel gab, welches mich wieder beruhigte. —

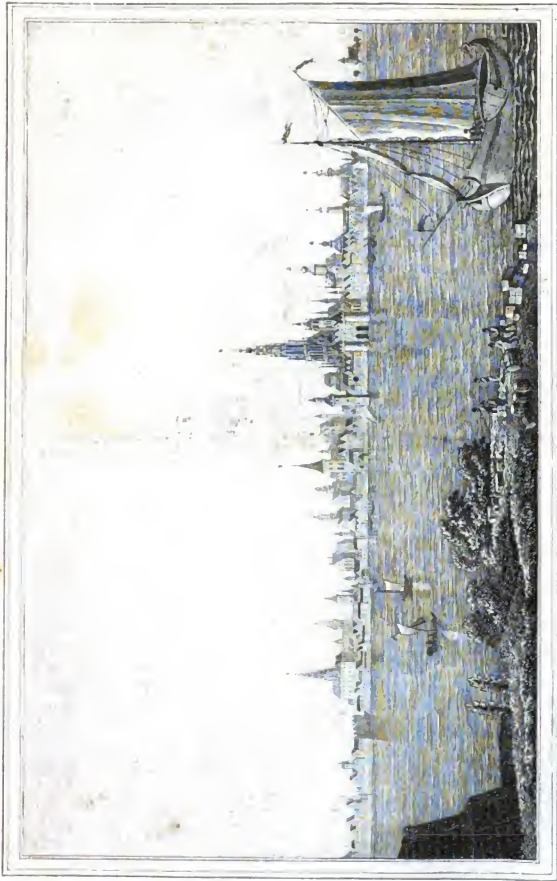
Nicht ganz so wunderbar, aber besser verbürgt, ist folgendes ähnliche Kunststück, welches unlängst in Madras gesehen, und große Aufmerksamkeit erregt hat. Ein Brahmin, alt und von schwächlichem Staturbau, der aber von einer hohen Kaste zu seyn schien, wußte sich auf eine ganz außerordentliche Weise in der Luft schwebend zu erhalten. Er that dies vor vornehmen Häusern, nicht für Geld, sondern bios als eine Höflichkeit, ohne bezugung. Folgende nähere Beschreibung gibt ein Augenzeuge in einer Zeitung von Calcutta: „Der einzige sichtbare Apparat ist ein Stück Bret, welches er vermittels 4 Pfählen zu einer Art von Bank macht. Auf diese

steht er senkrecht, in eine kleine metallene Röhre oder Mutter ein hohles Bambusrohr, auf welches er eine Krücke, ungefahr in der Dicke eines Spazierstocks, setzt, die er mit einem Stück gewöhnlichem Leder bedeckt. Diese Gegenstände führt er in einer kleinen Wäsche bei sich, die denen, welche Zuschauer abgeben wollen, vorgezeigt wird. Die Diener des Hauses halten eine Decke vor ihn, und wenn diese weggezogen wird, so sieht man ihn, etwa 4 Fuß vom Boden in einer sitzenden Stellung, mit unterschlagenen Beinen, in der Luft schweben, dergestalt daß die äußere Ecke der einen Hand an dem horizontal ausgestreckten Arme bios die Krücke berührt, in dem er durch die Finger derselben Hand absichtlich eine Korallenschnur laufen läßt; die andere Hand und den Arm hält er aufrecht in die Höhe. Dann wird die Decke abermals vorgehalten, und man hört ein gluckendes Geräusch, wie wenn die Luft aus einer Blase oder einem Darm entweicht. Ist die Decke weggezogen, so steht der Mann wieder auf fester Erde. Derselbe besitzt auch die Gabe, unter'm Wasser mehrere Stunden auszuhalten. Er weicht jeder Erklärung über die Art, wie er sein Kunststück bewerkstelligt, aus, und erwidert bios: es sey von jeher so seine Gewohnheit gewesen. Er konnte ziemlich lange in dieser luftigen Stellung bleiben; der eben angeführte Berichterstatter spricht von 12 Minuten, aber vor dem Gouverneur von Madras habe er 40 Minuten ausgehalten. Man soll sich die größte Mühe geben haben, hinter sein Geheimniß zu kommen, aber umsonst. Selbst große Summen, die ihm, angeboten wurden, wenn er dasselbe in England sehen lassen wolle, hat er abgelehnt.

Der Schmerz.

Ein Knabe wandelte an des Vaters Hand, am Gesäße des Stes, und sammelte der Muscheln und der bunten Steine gar viele. Bald aber ermlüdet unter der Last seiner Schätze, warf er sie zurück in die Fluth und freute sich der aufschwellenden Kreise, welche in verschwunden Ringen sich dem Ufer näherten und verschwammen.

Da sprach zum Sohne der erste Vater: Stehe, dem Falle deiner Steine und diesen Kreisen gleichet im Leben der Schmerz. Tief dringet er in unser Inneres, und wie vermehren, ihn nicht ertragen zu können. Aber weiter und weitere führt uns die Zeit von dem Augenblicke, wo wir die Wunden empfangen, nur schwache Regungen zeugen noch von ihrem einstigen Daseyn, und wie lange währet es, so kehret dem Geiste die frühere Ruhe zurück!



Antwerpen.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT.

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Besag habenden Abbildung. Der Plan ist hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie Ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruhe Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — stcht. (im ganzen Großherzogthum Baden f. a. n. c. o. per Briefpost) jede Woche abgeliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämtlichen Postbüchern, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Straßburg in der Schulbuchhandlung von P. C. Heitz, Schleichgasse Nro. 3.) sowohl auf das ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf acht Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf acht Exemplare erhält man 1 Freyexemplar.) Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 28 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Antwerpen.

(Mit einer Abbildung.)

Vierter Jahrgang 1831. Tab. 11.

Nur wenige Worte wollen wir über diese unglückliche Stadt, deren Abbildung wir heute geben, hinzufügen.

Antwerpen, bis jetzt die Hauptstadt der Provinz gleichen Namens im Königreich der Niederlande, liegt, wie unsere Abbildung zeigt, auf dem rechten Ufer der Schelde, enthält 80,000 Häuser und etwa 70,000 Einwohner, ist meistens schön gebaut, hat breite Straßen, 24 öffentliche Plätze und viele ausgezeichnete schöne Gebäude. Der allen merkwürdig ist die prächtige gothische Dombirche, unsern lieben Frauen, deren herrlicher Thurm riesenartig über die Stadt hervorraget. Unter den übrigen fünf Pfarrkirchen ist die schöne Jacobskirche bemerkenswerth mit dem Grabmal des 1540 hier verstorbenen berühmten Malers Peter Paul Rubens. Ferner sind ausgezeichnete Gebäude: das Rathhaus, das Kaufhaus, das große Haus der Dstersinge (die frühere Niederlage der alten Hanse), das große Seearsenal, das Militärmagazin u. a. Antwerpen hat vortrefliche Bildungsanstalten; eine Schiffschule, eine chirurgische Schule, eine Materialademie, eine Akademie der Wissenschaften, eine Bibliothek und vortrefliche Gemälsesammlung. Die Einwohner leben vornehmlich vom Gewand-, Schiffsbau, von Wolle, Seiden, Spitzen-, Taback-, Tapeten, u. a. Fabriken, Zucker raffinieren u. s. w. Der Gewerbesiß und Han-

del Antwerpens, — so sehr begünstigt durch die vortrefliche Lage — war daher von jeher sehr bedeutend; am blühendsten aber unter der Regierung Karls V., wo man Antwerpen mit Recht die lebendigste und herrlichste Stadt der christlichen Welt nennen konnte. Damals war es der Sammelplatz der Schiffe aller Nationen, zu Antwerpens Freireisen strömten die Kaufleute aus den fernsten Ländern herbei. Zwei solcher Messen dauerten 40 Tage und alle Waaren die verkauft wurden, waren zollfrei. Als nun vollends der neue Weg um das afrikanische Vorgebirge gefunden war, und der portugiesische Ostindienhandel den levantischen untergrab, errichteten die Portugiesen in Brabant ihre Stapelplätze, und die Schätze beider Indien prangten jetzt auf dem Markte zu Antwerpen. Solcher Handelsflor zog aus Florenz und Genua die berühmtesten Handelshäuser hierher, und aus Augsburg ließen sich hier die Fugger und Welser nieder. Auch die Hanse brachte jetzt ihre nordischen Waaren hierher und die englische Compagnie errichtete große Niederlagen. Kunst und Natur schienen hier ihren ganzen Reichthum zur Schau zu legen. Mit dem Waarenhandel stieg auch der Geldhandel. Die Antwerpner Wechselbriefe galten an allen Enden der Erde, und Antwerpen fielt damals in einem Monat mehr Geschäfte gemacht haben, als Venedig in 2 ganzen Jahren seiner glänzendsten Zeit. Besondere Auszeichnung wiederfuhr der Stadt im Jahre 1492, wo der ganze Hansebund hier seine steterliche Versammlung hielt, was sonst nur in Lübeck geschah. Im Jahre 1531 wurde die auf 43 marmen

Stützen ruhende Börse gebaut, die prächtigste im ganzen damaligen Europa. Das fluthende Leben, die Welt, die sich hier zusammenbrängte, muß unglaublich gewesen seyn. Zwei bis dritthalbhundert Massen erschienen oft auf einmal in ihrem Hafen, kein Tag verging, wo nicht 500 und mehr Schiffe kamen und gingen. Ueber 2000 Frachtwagen kamen wesentlich aus Deutschland, Frankreich und Pothringen, und 30,000 Hände waren in dieser einen Stadt allein von der englischen Gesellschaft der wachsenden Kaufleute beschäftigt, und von Antwerpens Hülfquellen erhält man einen Begriff, wenn wir hören, daß die außerordentlichen Steuern, die diese Stadt zu den vielen Kriegen Karls des V. entrichten mußte, auf 40 Millionen Gulden gerechnet wurden. Solcher Flor, solcher Reichthum erfüllte damals diese Stadt, die jetzt durch die blinde Wuth des Bürgerkriegs zum größten Theil in gräßlicher Zerstörung daliegt. Die große herrliche Waaren-Niederlage, wo sonst Tausende ihr Brod, ihren Erwerb fanden, liegt jetzt in Asche, und ein gleiches Schicksal traf das Zeughaus, das Stadtgefängniß und andere schöne Gebäude. Selbst der prächtige, bisher in allen Kriegen verschonte Dom ward stark beschädigt. Ganze Reihew von Ruinen erblickt man jetzt statt der durch Handel und Gewerbe belebten Straßen. Aller Handel, aller Verkehr ist gehemmt, Credit, Zutrauen auf lange Zeit verloren, und die Noth, das Elend des Volkes wächst mit jedem Tage, und ängstlich hoffend harret Alles der Zukunft. Möge sie das Unglück des Volkes mildern, den alten Wohlstand herbeiführen!

Erklärung der Tafel.

- 1) Das Osterlingische Haus.
- 2) St. Walburg ober Burgkirche.
- 3) Das Rathhaus.
- 4) Der Dem ober unserer lieben Frauenkirche.
- 5) St. Jakobskirche.
- 6) St. Michaelskirche.
- 7) St. Andreaskirche.
- 8) St. Georgenkirche.

Friedrich Christoph von Schiller.

Stizirte Biographie.

(Fortsetzung von Seite 2.)

Das heitere Mannheim, seine freundlichen Bewohner und schönen Umgebungen mochten das Gemüth unseres Dichters, bei seinem ersten langersehnten Eintritte in die wirkliche Welt, auf eine überraschende Weise angesprochen haben. Seine Aufnahme in die höhern Zirkel dieser Stadt war in der That ermunternd. Schiller erkannte dieses mit Dank. In einem Briefe an seinen schon erwähnten Freund Zumsteg, nannte er Churpfaß sein Vaterland und sich selbst einheimisch. Aber auch auswärtig kam man ihm mit auszeichnender Freundschaft entgegen, und mit den Ausdehnungen seiner literarischen Verbindungen, verzehrete sich seine Sehnsucht nach einem erweiterten Wirkungskreise. In dieser Absicht begab er sich im März 1785 nach Leipzig. „Hier, schrieb er an den Hofkammerrath Schwan, bin ich Willens, sehr fleißig zu seyn, an dem Carlos und der Thalia zu arbeiten, um, was Ihnen vielleicht das Angenehmste zu hören seyn wird, unvermerkt mich wieder zu meiner Medicin zu bekehren. Ich nehme mich ungeduldig nach dieser Epoche meines Lebens, wo meine Aufsichten gegründet und entschieden seyn werden, und wo ich meiner Lieblingsneigung bloß zum Vergnügen nachhängen kann.“ Vielleicht dachte auch Schiller, durch seine Entfernung von Mannheim eine Leidenschaft zu besiegen, die er in seinem Innern verborgen trug, und der wir seine herrliche Poesie an Laura verdanken. „Ich legte mir, schrieb er von Leipzig, an den Vater seiner Geliebten, die Pflicht auf, ihr Haus seltener zu besuchen, und hoffte in der Entfernung Zerstreuung zu finden; aber dieser armselige Kunstgriff gelang meinem Herzen nicht.“ Er ward jetzt um die Hand seiner Laura, — aber die Sache zerfiel sich; vielleicht that die Zeit, was die Entfernung allein nicht bewirken konnte. Zerstreuung scheint Schiller in dem Kreise erwählter Freunde gefunden zu haben. Er lebte

kel seinem vertrauten Huber und knüpfte Bekanntschaften mit Böfchen, Jünger, Moriz, Weiße, Defter, Hiller und Bollköfer. Einige Sommermonate verweilte er in dem Dorfe Gohlis, eine Viertelstunde von Leipzig, wohin ein angenehmer Spaziergang durch das Rosenthal führt. In dieser Zeit wurde das Lied an die Freude gedichtet.

Schiller erhielt in Leipzig Einladungen nach Berlin und Dresden. Er entschied sich für Letzteres, wohin er zu Ende des Sommers 1785 sich begab, und sich abwechselnd in dieser Stadt bei dem Appellationsrath Körner und in dem Pavillon eines Weinbergs, nahe bei Loschwitz aufhielt. Hier vollendete er seinen Don Carlos, zu dessen Bearbeitung er schon in Mannheim, auf Veranlassung des Freiherrn von Dalberg sich entschlossen hatte. Die Geschichte der Regierungsperiode Philipp des Zweiten, die ihn als Vorbild zu diesem Drama beschäftigte, und die Begeisterung in welche ihn die Ereignisse dieser merkwürdigen Epoche versetzten, gab ihm den ersten Anlaß, den Abfall der Niederlande von der spanischen Regierung, zu schreiben. Dieses Werk, welches durch eine wohl durchdachte Anordnung, Stellung, Vergleichung und Verbindung der Ereignisse, durch eine vielseitige, geistvolle und gewandte Darstellungsgabe und durch eine lebendige und gediegene Schreibart, seinen Beruf als Geschichtschreiber bekräftigte, ist von ihm nicht fortgesetzt worden. Durch Forschungen im Gebiete der Geschichte, die seine poetischen Arbeiten ihm nothwendig machten, befreundete sich Schiller mit der historischen Muse, die eine Zwillingsschwester der dramatischen ist. Er wählte von hier an die Geschichte als Fachstudium, indem er, nicht ohne einiges Widerstreben, von der Arzneikunde sich löstigte. Sogar der Poesie wurde im ersten Eifer für die Geschichte, deren Quellen sich in Dresden ihm aufschlossen, weniger gehuldigt. Von einem Schauspiel: der Menschenfeind, haben wir nur einige Austritte erhalten, mit dem Versprechen, dieses schöne Fragment einst vollendet in einer andern Form, wieder zu geben. Auch der

Geistlicher wurde von dem Verfasser nicht fortgesetzt. Als typische Producte sind die Resignation und die Freigeisterei der Liebe, später verändert, unter der Aufschrift der Kampf, in dieser Periode entstanden. Beide sind momentane Ergüsse eines Gemüthes, das lange vergebens nach Genuß und Freiheit rang und jetzt den glänzigen Augenblick erhaschet, der seine oft getäuschte Sehnsucht stillt. Sie haben zu Mißdeutungen Anlaß gegeben, was leicht der Fall ist, wenn man die vorübergehenden Ertafen eines Dichters, für Grundtöne seiner religiösen Gesinnungen und seiner sittlichen Ansichten hält. Schillers Freunde waren gewiß die edelsten. Er schöpfte sie unmittelbar aus dem Born der schönen Natur, und wußte ihnen meistens jene Weiße zu geben, die nur einer höhern Begeisterung möglich ist. Am liebsten erfaßte er das Kühne und Erhabene, welches die Seele stärkt und den Geist in einen Kampf mit der physischen Natur stellet. Oft gefiel es ihm, in einem leichten Kahn die Elbe zu befahren, besonders wenn ein Gewittersturm den Strom bewegte. Die Lage widmete Schiller diesen und andern Erholungen, und nur die Nächte der Arbeit. Dadurch legte er schon in Dresden den ersten Grund seiner Kränklichkeit.

Schon früher war Schiller am hessendarmstädtischen Hofe dem Herzog von Weimar, diesem erhabenen Kenner und Freunde der Kunst und Wissenschaft, persönlich bekannt geworden. Die zuvorkommende Güte dieses Fürsten und die Versicherung, daß er an seinem Stück Antheil nehme, hatte bei ihm den Wunsch erregt, sich nach Weimar zu begeben. Er realisirte diesen Wunsch i. J. 1787 und wurde von Herder und Wieland mit aller Freundlichkeit aufgenommen. „Mit Wieland, schrieb er damals an den Hofammerrath Schwan in Mannheim, bin ich ziemlich genau verbunden, und ihm gebührt ein großer Antheil an meiner jetzigen Begablichkeit, weil ich ihn liebe und Ursache habe, zu glauben, daß er mich wieder liebt.“ Schiller nahm auf Wielands Aufforderung auch Antheil

an dem deutschen Merkur, in welchen er unter anderem die Götter Griechenlands, die Künstler und die Briefe über Don Carlos lieferte. Eine Einladung der Geheimrätbin von Wollzogen nach Bauerbach, veranlaßte ihn nach Rudolstadt zu gehen, wo er seine nachherige Gattin Fräulein von Langensfeld und im folgenden Jahre auch Göthe zum erstenmale sah, der eben von einer Reise aus Italien zurückgekehrt war. Durch diesen wurde er der geistreichen Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar bekannt. So wenig er anfänglich an Göthe, dessen Weltansicht von der seinen ganz verschieden war, sich anschließen mochte, so fand doch bald zwischen beiden eine Annäherung und sogar ein freundschaftlicher Wettstreit statt, welcher im Gebiet der Kunst von erfreulichen Folgen war. Auch mußte Göthe seinen Freund dadurch für immer in seiner Nähe festzuhalten, daß er diesem unter Mitwirkung des Geheimraths von Voigt, den Lehrstuhl der Geschichte in Jena verschaffte. Schiller und Göthe waren von jetzt an die glücklichste Constellation, die am literarischen Himmel sich ereignen konnte. Wir werden ihre gesegneten Erfolge in der dritten Periode dieser Skizze von Schillers Leben berühren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gesparte Mühe.

Der berühmte und witzige Engländer Stern pflegte zuweilen kleine Reisen zu Pferde zu machen, von einem einzigen Bedienten begleitet. Auf einer dieser Reisen bemerkte er eines Morgens, daß der Bediente seine Stiefeln nicht gereinigt hatte, die er eben anziehen wollte, um seine Reise fortzusetzen. John, rief er, warum habt ihr meine Stiefeln nicht gereinigt? Ach lieber Herr, erwiderte dieser, ich dachte, weil es so schmutzig draus ist auf der Straße, und weil Euer Stiefeln doch wieder über und über bespritzt sind, bevor Ihr eine halbe Stunde

geritten seyd, so könnte ich mir dießmal wohl die Mühe sparen.

Sterne schien mit diesem Grunde zufrieden; wenigstens zog er die schmutzigen Stiefeln an ohne ein Wort zu erwidern, und setzte seine Reise fort. Als er einkehrte um Mittag zu machen, gab er seinem Bedienten gemessenen Befehl, die Pferde gut zu besorgen, und den Stall ohne seine besondere Erlaubniß nicht zu verlassen. Er selbst aß mit gutem Appetit zu Mittag. Nach Tisch gieng er in den Stall. John, sattelte die Pferde, wir wollen sogleich weiter reisen. Der Bediente, der schon lange den Pferden neidisch zuschaute, wie ihnen der Paster so gut schmeckte, sagte kleinlaut: Aber lieber Herr, soll ich denn heute nicht zu Mittagessen? freylich nicht, lieber John, erwiderte der Herr ganz ruhig und ernsthaft, denn siehst du, ehe du ein Paar Stundenlein geritten bist, wirst du doch wieder hungrig, und da wird dir wohl auch recht seyn, wenn ich dir heute die Mühe des Essens spare.

John schloß den Stich und schwieg. Und weiter gieng die Reise, voraus der Herr, seiner Gewohnheit nach in einem Buche lesend, hinterdrein mit leerem Magen und betrübtem Herzen der Bediente. Ein Reisender, der dem langsamen Zuge nachkam, hielt bei John an: Euer Herr muß ein gar gelehrter Herr seyn; mit Erlaubniß, wer ist's denn?

„Sterne, erwiderte John mürrisch.

Er, was ihr nicht sagt, der berühmte Sterne! — und wo geht denn die Reise hin, wenn man fragen darf?

„Was weiß ich's, sagte John; vermuthlich in den Himmel, denn er betet immer und ich muß fasten.“

Sterne, der einen guten Scherz liebte und Johns Antwort gehört hatte, wandte sein Pferd um, kehrte in den Gasthof zurück, und belohnte den launigen Einfall seines Bedienten durch eine kräftige Mahlzeit.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruhe Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für R. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sechs. (im ganzen Großherzogthum Baden franco per Briefpost) jedes Wochen geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämtlichen Postbüchern, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Straßburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Weitz, Schlaugchasse No. 3.) sowohl auf das Ganze von No. 1. an — jetzt auf fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf acht Exemplare erhält man 1 Freyexemplar.) Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist R. 7. 18 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sechs.

Die Niederlande.

(Mit einem Kärtchen.)

Vierter Jahrgang 1831. Tab. III.

Bisfolgendes Kärtchen giebt uns eine getreue Uebersicht derjenigen holländischen und belgischen Provinzen, die seit dem Jahre 1815 bis jetzt das Königreich der Niederlande gebildet haben, und zeigt uns zugleich in seiner ganzen Ausdehnung den Schauplatz der furchterlichsten aller Gräuelt: des Bürgerkrieges, der jetzt zwar von seiner Wuth und Zerstörung nachgelassen hat, aber dadurch erst recht zur Erkenntniß seiner Folgen, des namenlosesten Elends, gekommen ist.

Die Niederlande bestehen aus 18 Provinzen, (nämlich Nordbrabant, Südrabant, Limburg, Geldern, Lüttich, Ost- und Westflandern, Hennegau, Nord- und Südholland, Zeeland, Namur, Antwerpen, Utrecht, Friesland, Ober- und Niederflandern, Groningen und Drenthe nebst Luxemburg, und enthalten 1160 □ Meilen mit etwa 6,000,000 Einwohner. Der Boden ist fast durchaus eben und feuchtbar, hin und wieder von morastigen torfreichen Strichen durchschnitten, und Anhöhen und Berge sind nur bei Luxemburg und Lüttich zu finden. Das Land ist reich an Meerbusen, Seen, Flüssen und Canälen, wir merken und nur den Zuidsee; unter den Flüssen, den Rhein, die Maas und die Schelde, ferner den Kanal von Mons und den Nordkanal, welcher die Schelde mit dem Rhein verbindet. Producte aller Art, hauptsächlich des Pflanzens- und Thierreichs sind in dieser gegneten Gegend reichlich vorhanden, Getraide, Getraide, Flachs;

Hanf, Taback, Eichorien, Obst, Wein (an der Maas und Mosel) schöne Blumen, Dorf, Streikohlen, treffliche Viehzucht, namentlich starkes und fettes Rindvieh, daher mit Butter und Käse ein äußerst bedeutender Handel getrieben wird. Ferner Geflügel, Wienen, Austern, bedeutende Fischereien Häring, Stockfisch- und Walfischfang, von welchen letzteren in Holland mehr als 25,000 Familien leben.

Die sechs Millionen Einwohner der Niederlande sind kein für sich abgeschlossenes Volk, sondern, in Sprache, Charakter, Religion und Sitten sehr verschieden. Die Mehrzahl (etwa 3 Millionen) spricht holländisch, die übrigen flämisch, wallonisch, französisch, deutsch u. s. w. Es war daher schon stets der Wunsch der Regierung hierin größere Einheit zu bewirken, daher ward im Jahr 1819 durch königlichen Beschluß die holländische Sprache für die Nationalsprache erklärt, von 1823 an sollte die holländische allein für alle öffentl. Angelegenheiten zulässig sein, aller Unterricht zu Antwerpen, Brügge u. s. w. nur holländisch erteilt werden.

Es herrscht in den Niederlanden völlige Religionsfreiheit, und so findet man denn katholische, lutherische, armenische und griechische Christen, Mennoniten, Quäker, Herrnhuter, Juden u. und die Katholiken machen über 4 Millionen der Bevölkerung aus.

Bildungsanstalten sind viele vorhanden, namentlich 6 Universitäten: Leiden, Utrecht, Groningen in den nördlichen, und Löwen, Lüttich und Gent in den südlichen Provinzen, unter denen Leiden, Lüttich und Utrecht die bedeutendsten sind. Gym-

nassen oder Athenden, Collegien und gelehrte Gesellschaften sind überdies fast in allen Städten von einiger Bedeutung vorhanden und vornämlich reich war Holland von jeher an tüchtigsten Philosophen, Naturforschern und ausgezeichneten Malern.

Was den Handel und die Fabriken des Landes betrifft, so gilt von den Niederlanden überhaupt, (hauptsächlich von Holland) was wir in unserer vorigen No. im einzelnen über den blühenden Handel und die außerordentliche Gewerbsthätigkeit und Wohlhabenheit Antwerpens gesagt haben. Die holländ. Tuch-, Leinwand- und Spigen-Fabriken sind in der ganzen Welt bekannt, und die holländischen Schiffe durchkreuzen alle Meere, kommen selbst mit den Chinesen in Handelsberührung. Was Holland ist und hat, verdankt es seinem Handel und seiner herrlichen Lage zur Schifffahrt. Die wichtigsten Handelshäfen, vornämlich in Bezug auf Seehandel und Schiffbau, sind: Amsterdam, Rotterdam, Antwerpen, Ostende, Brüssel, Dordrecht u. a. m., und die vornehmsten Handelsplätze: Antwerpen, Amsterdam, Rotterdam, Lüttich, Brügge, Utrecht, Löwen, Mons ic.

Die Einkünfte des Staats betragen etwa 85 Millionen, die Ausgaben 74 Millionen holländ. Gulden, die Staatsschuld aber fast 600 Million holländ. Gulden. Das stehende Heer beläuft sich etwa auf 40,000 Mann, was kaum zur Befügung der vielen Festungen (47 an der Zahl) hinreichend zu sein scheint. Wir bemerken unter diesen: Mästricht, Antwerpen, Breba, Bergopzooom, Herzogenbusch, Marienburg, Lüttich, Mons ic. Die Stremach einst so bedeutend, ist jetzt auf einige und 20 Kriegsschiffe beschränkt, die in den Kriegshäfen von Heider, Antwerpen, Bliessingen und Helvoortslops liegen.

Dies wäre in möglichster Kürze eine geographisch-statistische Beschreibung der Niederlande, gerne hätten wir noch aus der höchst interessanten, sowohl älteren als neuesten Geschichte des Landes einiges hinzugefügt, wenn es der Raum erlaubt hätte.

Friedrich Christoph von Schiller.

Skizze Biographie.

(Fortsetzung von Seite 6.)

Schiller eröffnete seine Vorlesungen zu Jena im Jahre 1789 mit der Rede: Was heißt und zu welchem Zwecke studirt man Universalgeschichte? Mit lebendigem Eifer erfaßte er seinen Beruf, und erstreute sich dessen um so mehr, da sein kühner und forschender Geist sich leicht auf den Standpunkt erhob, von welchem die Ereignisse der Weltgeschichte als ein Bildungsprozeß des innern und äußern Lebens der Menschheit erscheinen. Mit diesem philosophischen Geist verband Schiller eine Darstellungsgabe, die Licht und Wärme über alle Begriffe verbreitete, und jede Thatsache zu einer lebendigen Anschauung erhob. In dieser Zeit erschienen seine Memoiren vom zwölften Jahrhundert an, bis zu den neuesten Zeiten und sein gefeiertes Nationalwerk: die Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Diese — sagt Wieland — hat so viele Leser gehabt, als es in dem ganzen Umfange unserer Sprache Personen gibt, die auf einigen Grad von Bildung des Geistes Anspruch zu machen haben. Auf Wielands Veranlassung betrat Schiller jetzt auch den klassischen Boden von Griechenland wieder, und erneuerte sein Studium der griechischen Sprache, welches er seit seinem Austritte aus der Karlschule vernachlässigt hatte. Er übersehte die Iphigenia in Aulis, und einige Scenen aus den Phönizierinnen des Euripides. Mit der Kantischen Philosophie wurde er durch Reinhold bekannt. Ihr widmete er sich mit dem größten Interesse, und seiner philosophischen Muse haben wir seine kleineren prosaischen Schriften: Ueber naive und sentimentale Dichtung; über Anmuth und Würde; über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen; über das Erhabene; über ästhetische Erziehung des Menschen; über das Pathetische;

zerstreute Betrachtungen über verschiedne ästhetische Gegenstände; über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen; über die tragische Kunst; Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst, und über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten, zu verhandeln. „Die metaphysisch-kritische Zeitepoche, welche in Jena herrschte — sagt Schiller, zu bescheiden, in einem Briefe an Koch, liß — ergriff auch mich; es regte sich das Bedürfnis nach den letzten Principien der Kunst, und so entstanden jene Versuche, denen ich keinen höheren Werth geben darf und will, als daß sie eine Stufe meines Nachdenkens und Forschens bezeichnen und eine vielleicht notwendige Entladung der metaphysischen Materie sind, die, wie das Blatterngift, in uns Allen steckt und heraus muß.“ Schillers verträutes Verhältniß mit Hufeland, Paulus und Reinhardt, und die frühlichen Abendunterhaltungen mit einigen jüngeren Schriftstellern aus der Kantischen Schule, erheiterten die ersten Jahre seines Aufenthaltes in Jena. Auch wurde ihm in dieser Periode das langersehnte Glück der Häuslichkeit. Im Jahre 1790 wurde er von dem Herzog von Weimingen als Hofrath ernannt, und vermählte sich im nämlichen Jahre mit der bereits erwähnten Fräulein von Lengenfeld. Von hier an bis 1794 haben wir kein einziges Originalgedicht von ihm. Man hat diese auffallende Erscheinung auf seine Vorliebe zur Geschichte und Philosophie gedeutet. Sie läßt sich aber auch zum Theil aus der Veränderung seiner häuslichen Verhältnisse und aus einer i. J. 1791 erlittenen Brustkrankheit erklären. Diese Krankheit entstand dadurch, daß Schiller die der Willkühr unterworfenen Organe naturwidrig meisterte, und ihnen die Nachtruhe versagte, indem er, um anhaltend arbeiten zu können, geistige Reizmittel gebrauchte. Von hier an blieb seine Gesundheit für seine ganze Lebenszeit zerrüttet. Er sollte sich aller anstrengenden Arbeit des Geistes enthalten, weshalb er auch anfänglich nur mit Uebersetzungen

und mit Entwürfen zu künftigen dichterischen Arbeiten sich beschäftigte. Unter jenen gehört die Uebersetzung aus der Aeneis im Jahre 1793, und unter diese die erste Idee von Wallenstein. Um Schillern zu ersetzen, was er bei minderer Thätigkeit entbehrete, und um ihm Gedeihen durch ein sorgenfreies Leben zu verschaffen, boten ihm der damalige Erbprinz — später regierender Herzog von Holstein-Augustenburg, — und der Graf von Schimmelmann einen Jahresgehalt von 1000 Thalern auf drei Jahre, ohne alle Obliegenheit und einzig zu seiner Genesung, auf eine so feine und delicate Weise an, daß der Empfänger mehr durch die Art des Anerbietens, als durch dieses selbst, sich gerührt fand. Einer durch seine Kränklichkeit entstandene hypochondrischen Stimmung wollte man Schillers scharfe Kritik über Bürgers Gedichte beimeffen; diese Beurtheilung der Producte unseres hochgefeierten Volksängers ist aber von reinen Forderungen der Kunst ausgegangen, und Schillers Ansicht läßt sich wohl durch den Standpunkt rechtsfertigen, auf welchen er selbst, als denkender Künstler, sich erhoben hat.

Im August 1793 reiste Schiller nach Schwaben, wo er abwechselnd in Heilbronn und Ludwigsburg bis zum May 1794 im Schooße seiner Familie und im Kreise seiner heimatlichen Freunde weilte. In Ludwigsburg schrieb er die Recension der Mathisson'schen Gedichte. Bei seiner Zurückkunft nach Jena trat er in ein genaueres Verhältniß mit Göthe und begann in Verbindung mit diesem und Wilhelm von Humboldt, Fichte und Wolfmann, die Herausgabe der Horen, nachdem die Thalia, mit dem Jahr 1793 geschlossen war. Mit wiedererwachter Liebe und erneueter Begeisterung lehrte Schiller i. J. 1795 zur Poesie zurück. Von hier an ließ er die herrlichsten lyrischen Dichtungen in den Horen und in seinem Musenalmanach erscheinen. Auch machte er in diesem Jahre den Entwurf zu einem Trauerspiel unter dem Titel: Die Mattheser. In dem Jahre 1796 entstanden, in Verbindung mit Göthe die

Zu neuen kritische Dichtungen über den Zustand der deutschen Literatur, mitunter voll heißen Spottes gegen Schriftsteller und voll treffender Bemerkungen über Welt und Menschenleben. Sie wurden mit so außerordentlicher Neugierde gelesen, daß der Almanach von 1797 worin sie erschienen, in kurzer Zeit die dritte Auflage erhielt. In eben dieser Zeit dichtete Schiller seine ersten Walladen, die wir zum Theil einem Wettstreit mit Göthe verdanken. Das wichtigste aber woran er seit 1795 neben kleineren Dichtungen arbeitete, war Wallenstein, den er i. J. 1799 vollendete. Die ersten Materialien zu diesem großen dramatischen Werk scheint der Verfasser während der Bearbeitung der Geschichte des dreißigjährigen Krieges gesammelt zu haben. Der Held des Stückes, der schon in der Geschichte, als eine überbietende Potenz gegen die ihm entgegenstehenden Kräfte sich verkündigt und im Vertrauen auf sich selbst und an seine Schöpfung, nur dem gewaffneten Rerath unterlag — ein Mann, der mit schwärmerischem Glauben, seine Größe an den Sternen beseligt wähnte und selbst für seine Zeitgenossen in einem gewissen Nimbus stand — ein solcher Mann scheint ein günstiger Stoff für die dramatische Kunst zu seyn. Aber Wallensteins Größe war nicht jene, welche den Künstler begeistert — seine Kraft hatte nicht die Tendenz, welche die Kunst erheischt und es war daher keine leichte Aufgabe, dennoch einen dramatisch großen Character in ihm aufzuflehen. Schillern war es oft bange, diesen Stoff zu meistern und er hat seine schwere Aufgabe zur Bewunderung aller Kunstkenner meisterhaft gelöst.

Seine dramatischen Producte bearbeitete Schiller in den letzten Jahren seines Aufenthaltes in Jena, zur Sommerzeit, meistens in einem Garten, den er 1796 gekauft hatte. Vorwärts, in der Mitte dieses Gartens, lag das Wohnhaus. An dem obern Ecke gegen die Leutra, ließ er ein kleines Häuschen mit einem einzigen Zimmer bauen, worin er sich am liebsten aufhielt und in welches er auch anfangs

lich von Weimar, wohin wir ihn nunmehr in der vierten Periode seines Lebens begleiten werden, in den Sommermonaten jedesmal zurückkehrt ist.

(Der Beschluß folgt.)

Wechselseitiger Unterricht.

Sterne, der von einem Freunde öfters Wildpret zum Geschenk erhielt, vergaß immer dem Bedienten, das es überbrachte, das erwartete Trinkgeld zu geben. Darüber aufgebracht beschloß dieser, bei erster Gelegenheit seinen Verdruß auszulassen. Als er daher wieder ein ähnliches Geschenk zu überbringen hatte, trat er barsch und ohne anzuklopfen in Sternes Zimmer, that kaum den Hut vom Kopfe und warf das Wildpret auf den Tisch, indem er einige unverständliche Worte dazu murzte.

Sterne sah ihn mit großen Augen an: „Gib' er, guter Freund, sagte er, das hat ihn seine Herrschaft gewiß nicht gezeihen, daß er sich so kegelhaft aufführen soll. Weiß er nicht besser was sich schickt für einen honetten Bedienten? Da seh' er sich auf meinen Stuhl, als wenn er ich wäre; ich will ihm zeigen wie es machen muß.“

Damit gieng Sterne vor die Thüre, und klopfte bescheidenlich an. Herrin! rief der Bediente. Mit einem tiefen Hückling trat Sterne nun ein, überreichte dem Bedienten das Wildpret mit höflichem Anstande und sagte: „Eine höfliche Empfehlung von meinem Herrn, hier schickt er St. Hochwürden eine Kleinigkeit, und wünscht daß es wohl besomme.“ —

Warte nur, dachte der Bediente, diesmal hab' ich dich. Kaum hatte daher Sterne seine Rede geendigt, so stand er freundlich auf, und sagte: Einem Herrn lasse ich gehorsams danken, und hier — indem er in seine Westentasche griff, als wollte er Geld hervorziehen — hier ist ein Trinkgeld für ihn, mein Freund.

Mit herzlichem Lachen über den guten Einfall des Menschen griff Sterne ebenfals in die Tasche, gab ihm eine angemessene Belohnung, und der Bediente soll in Zukunft nie mehr Grund gehabt haben, sich über Sternes Sparsamkeit oder Vergesslichkeit zu beklagen.



Schneeflocken und Eis.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist hauptsächlich die Jugend aus des Naturgeschichts, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Faksimilengedrucken, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rh. Thlr. 3. — stehn. (im ganzen Großvertriebsnum Baden 12 an 60 per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämtlichen Postbüros, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen der In- und Ausland (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz; in Schlettstadt bei No. 3.) sowohl auf das Ganze von No. 1. an — jetzt aus fünfster Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und bezogen. (Auf acht Exemplare erhält man 1 Freyexemplar.) Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 28 kr. rh. Thlr. 4. 12 gr. stehn.

Schneeflocken und Eis.

(Mit einer Abbildung.)

Vierter Jahrgang 1831. Tab. IV.

Jede der vier Jahreszeiten bietet dem Menschen Freuden in Fülle dar, und jede giebt ihm in ihrer Eigenthümlichkeit vielfältigen Stoff zur Bewunderung und zum Nachdenken.

Mancher nennt zwar den rauhen und kalten Winter, die ärmste der Jahreszeiten an Freude und Abwechslung, und dieß doch wohl mit Unrecht; denn auch der Winter ist an Freuden und bewundernswürdigen Naturereignissen überreich, und dabei noch für Alt und Jung eine erfrischende, stärkende Zeit zum Vergnügen.

Was aber den Winter — die kalte Zeit vom 22. Dec. bis zum 21. März — erst zum eigentlichen Winter macht, ihm seine Würde und Annehmlichkeit verleiht, das sind seine Gefahren: der Schnee und das Eis, und über die Natur und Beschaffenheit dieser Winterprodukte, wollen wir heute, zur Erklärung unserer beiliegenden Abbildung, dem Leser das Interessantere mittheilen.

Beide Erzeugnisse des Frostes kommen in ihrem Wesen völlig überein, und sind bloß in der Form von einander unterschieden. Diese Verschiedenheit der Form, hat theils im Ursprunge, theils in der Art der Kristallisation ihren Grund. Das Eis entsteht aus dem liquiden Wasser, der Schnee aus dem dampfförmigen, und bei der Gestaltung des Schnees hat wahrscheinlich das Licht mehr Einfluß als beim Eise, weshalb auch die Kristallisation weit feiner und zarter ist.

Betrachten wir zuerst die Entstehung des Schnees. Der Schnee wird erzeugt, wenn die durchsichtigen, elastischen Wasserdünste in den oberen Luftregionen, durch die Kälte zu Nebel oder Wolken, (d. h. zu kleinen Dunstbläschen) werden, welcher Zustand ihrer gänzlichen Niederschlagung als Wasser vorangeht. Wenn diese Bläschen nun durch die Kälte allen Wärmestoff verloren haben, so schießen sie in kleinen Eisnadeln an, welche sich so lange in der Luft schwebend erhalten, bis die Wolke, deren Bestandtheile sie waren, ihre Electricität verloren hat. Nun fallen sie herab, und sehen sich, wenn sie sich unterwegs berühren meist unter Winkeln von 60, aber auch von 30 und 120 Grad an einander an. Nach Beschaffenheit der Atmosphäre und des Windes, verbinden sich bald mehr, bald weniger Eisnadeln zu einem Ganzen, welches wir Flocken nennen, und welche bei näherer Untersuchung, wie unsere vergrößerten Abbildungen Fig. 1 — 8 zeigen, eine sehr regelmäßige Bildung haben. Diese einzelnen Theile der Schneeflocken bestehen, wie wir sehen, aus lauter sechsseitigen Strahlen von verschiedener Größe, und — die sechsseitige Figur ausgenommen — von unbeschreiblich mannigfaltiger Bildung und Zusammensetzung; ob aber die Phantasie des Zeichners nicht in Hinsicht der Regelmäßigkeit und Schönheit einzelner Figuren der Natur etwas zu Hilfe gekommen sei, wollen wir so genau nicht untersuchen.

Je kälter die Luft ist, desto kleiner sind die Flocken, ja bei sehr strenger Kälte fallen die einsamen Nadeln selbst herab, und gegen die Pöle hin

ist der Schnee dem Staube ähnlich. Dagegen sind die Schneeflocken desto größer, je gelinder das Wetter ist. Der Schnee fällt wegen seiner großen Lockerheit sehr langsam herab, senkt sich auch wenn er länger liegt, und glebt verhältnismäßig zu seiner Masse nur sehr wenig Wasser. Gewöhnlich findet man, daß 6 Zoll frischfallender Schnee nur 1 Zoll Wasser geben; und Muschenbrock beobachtete zu Utrecht einen stark kristallisirten, aus lauter Sternchen bestehenden Schnee, der sogar 24 mal lockerer als das Wasser war. Diese Lockerheit bleibt auch der Kristallform wegen noch immer sehr beträchtlich, wenn man den Schnee möglichst zusammenballt. Er wirkt auch hier noch immer wie ein Schwamm, denn wenn man eine Lichtflamme unter einen solchen Schneeball hält, so fällt kein Tropfen ab, sondern zieht sich das Wasser immer in den ungeschmolzenen Schnee hinein, bis er ganz damit gesättigt ist.

Die größten Schneemassen findet man an den beiden Polen unserer Erde, wo es unaufhörlich, selbst im Sommer, schneit; je näher man aber der Mittagslinie zukommt, um so seltener wird der Schnee, so daß man denselben auf der Insel Malta und in Nordafrika kaum dem Namen nach kennt.

Obgleich der Schnee in Gebirgsgegenden, wo er in großen Massen fällt, nicht selten durch Verschüttungen und Ueberschwemmungen viel Noth und Unglück verursacht, so ist er im Ganzen doch von sehr wohlthätigem Einfluß, und schützt Saatenfelder und Gärten von den nachtheiligen Wirkungen der harten Winterfröste. In gleichem Grade schützt der Schnee auch Thiere und Menschen, gegen die zerstörenden Wirkungen einer übermäßigen Kälte, und man hat viele Beispiele, daß Reisende von der Kälte erstarrt, welche in den Schnee vergraben wurden, wieder auflebten, was ohne Anwendung dieses Mittels nicht mehr geschehen wäre.

Diese erwärmende Kraft, des sonst eiskalten Schnees, läßt sich folgendermassen erklären. Der Schnee an sich wärmt nicht, d. i. er theilt den

Körpern, worauf er liegt, keine Wärme mit — (Denn er hat keine) — sondern er hält bloß die in ihnen befindliche, die sonst in die kalte bewegte Luft verfliegen würde, zurück, und wirkt also in eben dem Verhältniß wie Federn und Pelzwerk.

Wegen dieser warm haltenden Kraft des Schnees bauen sich die Eskimos auf Labrador ordentliche Hütten davon, welche Carverwigt wie folgt beschreibt: „Es waren feste Schneehügel in Form eines Backofens ausgehöhlt, etwa 12 Fuß lang, 10 Fuß breit und 7 hoch. Im Hintergrunde befand sich eine Erhöhung von Schnee, mit Brettern belegt, und hierauf eine Menge warmer und reicher Kenuthierfelle, welches die Schlafstelle der Familie bildete. Ueber derselben stand das Fenster 3 — 4 Fuß ins Gevierte, aus einer einzigen glattgeschabten Eistafel, statt des Ritts mit besprengtem Schnee auf festeste eingefügt. Zu beiden Seiten war ein Gefsimis von Schnee, worauf ein paar steinerne Lampen mit Moostochten standen, die das Haus des Nachts erleuchteten, und in Verbindung mit der Ausdehnung der Bewohner stark erwärmten. Decken und Wände waren mit unzähligen kleinen Eiszapfen besetzt, die wie brillantirte Diamanten bligten. Der Eingang war nicht vertikal, sondern in schräger Richtung, und hatte nur 2 Fuß ins Gevierte, statt der Thüre diente eine dicke Eistafel, die sie von innen vorlegten. Aus diesem Eingang stieg man 4 Stufen tief hinab, in einen aus Schneeblocken aufgeführten Gang, der 16 Fuß lang, 10 Fuß hoch, und da wo er zu Tage auslief, nur gerade weit genug war, um aus und ein schlüpfen zu können. Dies war das Wohnhaus. Daneben befand sich die Küche ebenfalls aus Schneeblocken gebaut, und querdurch lief ein Stock, um die Kessel daran zu hängen.“

Nachdem wir nun die Entstehung, Beschaffenheit, und den Nutzen des Schnees, mitgetheilt, wollen wir auch das zweite Winterprodukt, das Eis, erklären.

Eis ist festes oder gefrorenes Wasser, und entsteht, wenn dem Wasser durch die eintretende Kälte der Atmosphäre seine Wärme bis zu einem gewissen Grade entzogen wird. Dieser Grad ist genau bestimmbar, und wird die Gefrierkälte genannt. Es ist höchst interessant, das Gefrieren oder Festwerden des Wassers zu beobachten. Wenn man ein mit Wasser angefülltes Glas der Frostkälte aussetzt, so bemerkt man zuerst auf der, der kalten Luft ausgesetzten, Oberfläche des Wassers, ein ungemein dünnes und feines Eisblättchen.

Bald sieht man feine Eisfäden entstehen, die wie Strahlen aus den Seitenwänden des Glases hervorzuschließen scheinen, und mit ihnen selten rechte, sondern fast immer stumpfe und spitze Winkel bilden. Aus diesen Strahlen scheinen immer wieder neue zu schiessen, bis die ganze Oberfläche des Wasser mit einer einzigen Eisdecke belegt ist. Während der Zeit steigen, wie beim Sieden, eine Menge Luftbläschen nach oben, die, beim langsamen Gefrieren aus dem Wasser verschwinden, bei raschem aber mit einfrieren, und dann durch ihre Ausdehnung bisweilen Risse im Eise verursachen. Obwohl die Kälte sonst alle Körper zusammensieht, so nimmt doch das Eis, vermöge seiner Krystallisation, verhältnismäßig einen größeren Raum ein, als das Wasser; aus welcher Vergrößerung des Raums sich dann auch das häufige Zerpringen von Gefäßen, worin Wasser gefroren ist, erklären läßt. Gewöhnlich wird der Raum, den das Wasser im flüssigen Zustande einnahm, beim Gefrieren um den 17ten Theil vergrößert.

Die schönsten Krystallformen des Eises lassen sich an dem gefrorenen Wasser der Fensterscheiben beobachten, wie wir deren zwei, der Natur entnommen, auf unserer Abbildung sehen. Ein längst verstorbenen deutscher Fürst hatte an diesen wunderbaren Gebilden solche Freude, daß er die Fensterscheiben jeden Morgen, wenn sie gefroren waren, von seinem Vater genau abzeichnen ließ.

Man hat behaupten wollen, daß die Mannigfaltigkeit der Figuren von den Sägen herrühre, die beim Reinigen der Fenster dem Glase eingebrückt würden, was aber durchaus unrichtig ist. Es kommt vielmehr auf die feinen flüchtigen Stoffe an, welche in einem Zimmer mit den Wasserdünsten vermischt vorhanden sind; denn diese Dünste des Zimmers sind es, welche ihren Wärmestoff an die Fensterscheiben, welches der kälteste Ort ist, abgeben, und da die wägbaren Theile nicht zugleich mit dem Wärmestoff ins Glas selbst eindringen können, so schlagen sich selbige in Krystallformen auf dessen Oberfläche nieder. Daher findet man denn nicht selten, daß in Zimmern, die von Menschen bewohnt werden, und wo sich von Speisen auch vegetabilische Stoffe häufig aufgelöst befinden, sich Figuren an den Fenstern, wie Muskein, niedrige Pflanzen, Blätter, Moose u. s. w. zeigen, dagegen man in andern Zimmern, wo sich solche Stoffe nicht finden, mehr sternförmige Figuren am Glase bemerkt.

Manches Interessante und Merkwürdige des Eises, was noch hierher gehören möchte, führten wir schon früher an, und bemerken, daß sich dieses in den Jahrgängen 1828 No. 14 und 22 und 1830 No. 5 befindet.

Friedrich Christoph von Schiller.

Skizzirte Biographie.

(Beschluß von Seite 12.)

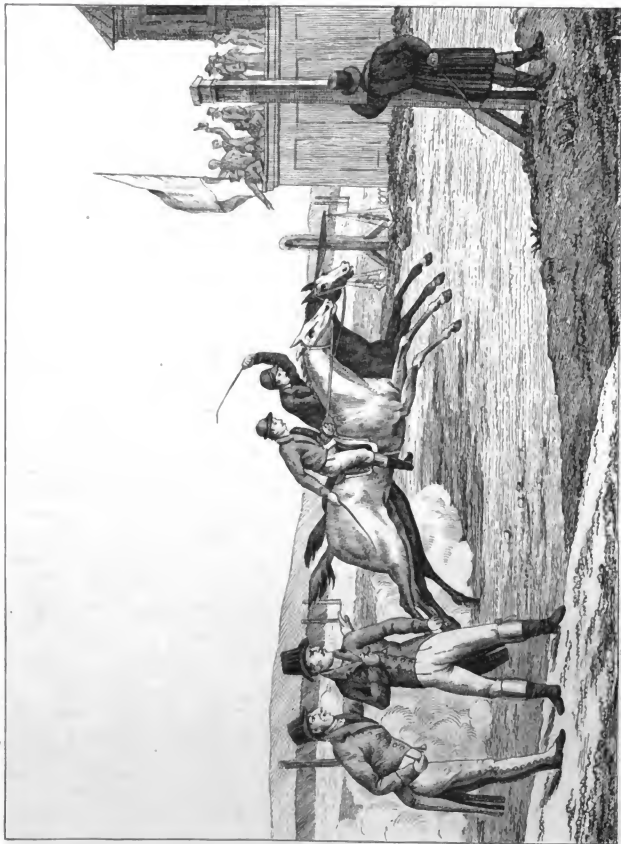
Um in einen leichteren Verkehr mit Göthe zu kommen auch um der Bühne von Weimar näher zu seyn und besonders auf den Rath der Ketzte, welche die Vergeltung ihm nicht zutraglich fanden, begab sich Schiller i. J. 1799 nach Weimar. Mit diesem Jahre hat sein Almanach aufgehört. Ein neuer dramatischer Stoff, Maria Stuart, hatte ihn so sehr angezogen, daß er dessen Bearbeitung in kürzerer Zeit, als irgend eine frühere (i. Jahre

1800), vollendet. Schiller hat in diesem Trauerspiele die gemüthliche Natur und die künstliche Verstellung, die zarte Weiblichkeit mit ihrer Fülle, in sich selbst geklebten Schwäche, und die raschen ausbrechenden Leidenschaften des Mannes in einem Weibe, die verkühnende Religiosität und den abstoßenden Egoismus, die Reue einer Verirrten, die ihr inneres und besseres Selbst über ihre anmaßende und gleisnerische Richterin erhebt, in einem Gemälde voll poetischer Wahrheit dargestellt, in welchem Idealität und Wirklichkeit sich wunderbar vereinigen. Schon im folgenden Jahre erfreute er das Publikum mit einer dramatischen Schöpfung romantischer Art — seiner *Jungfrau von Orléans*. Er nannte sie ein in seiner Art einziges Sujet — einen beneidenswerthen Stoff für den Dichter. Ein prophetisches Hirtensmädchen unternimmt und vollendet das Wunder der Rettung ihres Königs und ihres Vaterlandes; ihre Weisheitsfunge und ihr Heroismus begeistern die Nation und der Sieg begleitet die Jungfrau, solange sie die Weihe ihres heiligen Berufes nicht verläßt. Gleich einem überirdischen Wesen führt sie der Genius des Dichters in ihrer verklärten Höheit auf die Bühne, und der Geist der Gegenwart fühlt sich von anhänglicher Bewunderung der unerklärbaren Erscheinung eines früheren Jahrhunderts ergreifen. Wie huldigen der Stärke des Berufes, und es wird anschaulich, daß der Glaube Berge versetzt. Der Jungfrau von Orléans folgte 1803 die *Braut von Messina*, eine Tragödie im antiken Sinne, in welcher das ewig-waltende Schicksal herrscht, und worin der Verfasser versucht hat, die Ehre der Griechen auf die neuere Bühne zu bringen. Das letzte von den vollendeten dramatischen Werken unseres großen Dichters war *Wilhelm Tell*, welcher 1804 erschien. Dieser gefeierte Schweizerheld war werth, an der Hand der Kunst hervorzutreten aus der dunkeln Sagenwelt der Vorzeit, und gleichsam als der Jüngstgeborene der Schiller'schen Muse unter den Nachkommen wieder aufzuleben. Der Charakter dieses einfachen und kräftigen Sohnes der Natur, der seine persönliche Rache mit der Befreiung seiner unterdrückten Heimath verband, ist meisterhaft gezeichnet. Der Kampf, die edle Mäßigung und der Sieg eines freigesinnten Hirtenvolkes, sind in einem erhabenen Gemälde dargestellt, das mit der Wildheit unserer neueren Revolutionen auf eine sonderbare Weise contrastirt. In demselben Jahre schrieb Schiller die *Huldigung der Kunst*. Als bloße Uebersetzungen oder Nachbildungen bearbeitete er Shakespears *Macbeth*,

Boziz Turandot, Racines *Phädra*; und die beiden französischen Lustspiele: der *Nesse als Dike* und der *Parasit*.

Schiller, der bereits auserlesene Sujets aus der Geschichte von Spanien, Italien, England, Deutschland und der Schweiz bearbeitet hatte, war im Begriffe, uns in seinem *Demetrius* eine tragische Darstellung aus Rußland zu liefern, bei der ihn aber der Tod überfällt hat. Im Sommer 1804 wurde er, nach seiner Zurückkunft von Berlin, wo er der Aufführung seines *Tell* beigewohnt hatte, gefährlich krank. Er erholte sich und schien wieder außer Gefahr zu seyn, als er im Anfang des Mai 1805 von einem Fieber überfallen wurde. Am 9ten desselben Monats bekam er heftige Krämpfe, und endete Abends gegen 6 Uhr, in einem Alter von 45 Jahren und 6 Monaten, an einem Nervenschlag sein Leben. Bei seiner in der Nacht vom 11ten zum 12ten Mai zwischen 12 und 1 Uhr gescheitern Beerdigung wurde sein Sarg von jungen Gelehrten und Künstlern getragen. In dem Augenblick, als sie den Sarg niederstellten, trat der Mond aus dem dunkeln Gewölbe und verklärte die Wahre des unsterblichen Sängers und die Gruppe der Trauernden, die sie begleiteten. In dem Moment aber, wo der Sarg in den Schoos der Erde versenkt wurde, hüllte sich der Mond wieder hinter die Wolken, und ein Sturmwind erhob sich, als eile er, dies traurige Stunde allen seinen Freunden des Schönen und Guten zu verkünden.

Er hinterließ eine Wittve, zwei Söhne und zwei Töchter. Er hat keine Reichthümer gesammelt, obgleich er kein Freund von äußerem Glanz und Aufwand war. Der Kaiser ertheilte ihm den Reichsadel, der aber nur in sofern einen besondern Werth für ihn hatte, als dadurch gewisse Schwierigkeiten der Eritette in seinen eigenthümlichen Umgebungen gehoben wurden. Noch ist das von Becker in Vorschlag gebrachte Denkmal der Nationaldankbarkeit nicht zu Stand gekommen. Es sollte dieses darin bestehen, daß auf allen bedeutenden Bühnen Deutschlands Todtenfeiern für den Verewigten veranstaltet, und der Gesammtbetrag zum Ankauf eines Landgutes verwendet — dieses aber unter dem Namen Schiller'sche ein unveräußerliches Eigenthum seiner Familie bleiben sollte. Möge die Ehre, die Schuld der Nation den Namen des allgeliebten Dichters abzutragen, von seinen Zeitgenossen ergriffen werden, und nicht erst einem künftigen Geschlechte vorbehalten bleiben!



Englisches Wettrennen.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT.

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abo n e m e n t jährlich für R. 5. 12 kr. rh. Thl. 3. — abg. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämtlichen Postbüchern, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in STRASBURG in der Schulluchthandlung von F. G. Heits, Schanzgasse No. 3.) sowohl auf das Ganze von No. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf 8 c h t Exemplare erhält man 1 Freyexemplar.) Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist R. 7. 20 kr. rh. Thl. 4. 12 gr. abg.

Das Wettrennen zu Pferde in England.

(Mit einer Abbildung.)

Vierter Jahrgang 1831. Tab. V.

Zu den vielen Sonderbarkeiten der Engländer gehört auch ihre leidenschaftliche Liebe zu den Wetten, und sie wissen die vielfältigsten Veranlassungen zu finden, diese Leidenschaft zu befriedigen.

Die merkwürdigste und auch im Auslande berühmteste Veranlassung aber, ist das Wettrennen zu Pferde, wobei oft ungeheure Summen und überdies nicht selten das Leben der Menschen auf Spiel gesetzt werden.

Bekanntlich haben die Engländer die Pferdezucht zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht, und durch Vermischung englischer Stuten mit arabischen Hengsten eine eigene Rasse gezogen, die man *Wettrenner* nennt, und die an Schnelligkeit alle andere Pferde übertreffen. Diese Wettrenner sind hohe lange gestreckte Thiere mit kleinem Kopfe, gekrümmter Nase, steifen kleinen Ohren und dünnen, schlanken, sehr zierlichen Beinen. Der Schweif wird allen Rennpferden abgestutzt, eine Mode, die bekanntlich auch in Deutschland noch immer für schön gelten muß, obgleich sie im Grunde eine Veräufung der natürlichen Fiedel dieses edlen Thiers ist, welche ihm über dies von der Natur zur Abwehruug der beschwerlichen Insekten gegeben wurde.

Die häufigen Wettrennen nun, die mit diesen Pferden in England vorgenommen werden, sind, von verschiedener Art, kleine und große. Das kleine Wettren-

nen unterscheidet sich dadurch, daß dabei 6 — 8 junge Pferde verschiedener Eigenthümer mit einander laufen. Die Wettenden setzen eine beliebige Summe Geldes auf's Spiel, zu der einer so viel giebt, wie der andere. Wessen Pferd nun den Sieg davon trägt, der streicht die ganze Summe ein, die oft mehr als 1000 Guineen beträgt. Bei dem großen Wettrennen hingegen, werden mehrtheils nur 2 Pferde aufgestellt, und man wettet nur, welches von beiden das vorgesezte Ziel zuerst erreichen werde. Die Letztern werden von einer großen Gesellschaft, die man *Jockey Klub* nennt, angestellt, und unter ihren Mitgliedern befinden sich nicht selten Prinzen und Personen vom ersten Range.

Fast bei jeder bedeutenderen Stadt in England befindet sich ein Rennplatz, wo alljährlich große Wettrennen gehalten werden, doch sind dieselben — wie bei uns die Jahrmärkte — auf verschiedene Zeiten und dermaßen vertheilt, daß die Liebhaber bequem von dem einen zum andern reisen können. Man findet diese Pferdefeste, wie andere wichtige Tage, in den englischen Kalendern der Reiche nach angezeigt.

Unsere Abbildung zeigt uns einen solchen Rennplatz; es ist ein großer abgemessener Raum, auf welchem der zirkelförmige Rennweg durch weiße Säulen, die die Renner immer zur rechten Hand behalten müssen, bezeichnet ist. In der Mitte des Zirkels befinden sich Gerüste für die Wettenden und Zuschauer. Die Distanz, welche in diesem Zirkel durchlaufen werden muß, beträgt vier englische Meilen. Beyn Wettrennen beginnt, werden die leicht und zierlich gekleideten Reuter (*Jockey's* oder *Rider's*

genannt) sammt Sattel und Zeug von den geschworenen Richtern (Stowards) genau gewogen. Ist nun ein Jockey leichter als der andere, so wird dem leichteren so viel Blei in die Taschen gesteckt bis er mit seinem Kameraden gleich wiegt.

Wenn das Gleichgewicht nun ermittelt ist, so reiten sie, auf ein Zeichen mit dem Waldhorn, an die Bahn, wo sie sich vor einem aufgespannten Seile in gerade Linie stellen. Plötzlich auf ein gegebenes Zeichen fällt das Seil und das Reiten beginnt. Jetzt treiben die Jockeys die Pferde mit Sporen, Hieben und Beschrei fürchterlich an. Alles sieht begierig auf die Uhr und von den Gerüsten der Zuschauer erschallt fortwährendes Jauchzen und Zurufen. Meistens wird die Distanz von 4 englischen Meilen in 8 — 9 Minuten zurückgelegt. Sobald die Reiter am Ziele anfangen, werden sie wieder gewogen, ob sie nicht etwa unterwegs einen Theil der Gewichte weggeworfen haben, und fehlt bei einem nur ein halbes Pfund, so hat er die Wette verloren.

Zwischen jedem Rennen ist eine stundenlange Pause, Stallknechte nehmen dann die Pferde in Empfang, wischen sie sorgfältig ab, reiben ihnen die Füße und Gelenke mit Strohwißchen und gießen ihnen spanischen Wein oder Franzbranntwein ein. Hierauf werden sie zugedeckt und bis zu einem andern Rennen herumgeführt.

Die Schnelligkeit der englischen Wettrenner übersteigt alle Vorstellung; manche besitzen die Schnelligkeit des Windes und es ist zu bewundern, daß bei solchen Wetten die Reiter es aushalten können und den Athem nicht verlieren.

Die guten Rennpferde werden aber auch ungeheuer bezahlt und es ist nichts Seltenes, daß eines 10 — 20,000 Gulden kostet.

Nach bei uns in Deutschland, namentlich in Mecklenburg und Pommern, wo sich ausgezeichnete Gestüte befinden (von Plessen, Biel, und Gahn) finden die Wettrennen immer mehr Verfall und werden als ein wesentliches Mittel der Pferdeveredlung

angesehen. In Dobberan, Güstrow, Anklam ic. wurden schon bedeutende Rennen und große Wetten ganz auf englischem Fuß ausgeführt. Denn einst geschah es, daß einer der genau gewogenen Jockeys im Rennen seine Mühe verlor und zuerst, jedoch ohne Mühe, das Ziel erreichte. Alle Welt hielt ihn für den Sieger, nur die Gegenpartei der Wettenden nicht. Er mußte ohne Mühe nochmals mit seinem Kameraden gewogen werden, ward zu leicht befunden und hatte die Wette verloren.

Zum Schluß noch ein Weispiel, daß in England der Geschmack an Wettrennen nicht allein unter den Reichern und Vornehmen, sondern auch unter den ärmern Klassen herrscht. Diejenigen nämlich, denen Rennpferde zu kostbar sind, stellen Wettrennen mit Eseln an. Hierbei ist ausgemacht, daß jedesmal derjenige gewinnt, dessen Esel zuletzt das Ziel erreicht. Dies würde nun leicht seyn, wenn dabei nicht folgende Regel zu beobachten wäre: jeder vertauscht seinen Esel, gegen den seines mitreitenden Kameraden, und galoppirt nun mit dem fremden Thier dermaßen dem Ziel entgegen, daß sein eigenes Esel nicht nachkommen kann. Dieses Eselrennen ist besonders eine Belustigung der englischen Schornsteinseger.

Dtto Lauchart.

Bayerländische Erzählung

aus

dem letzten Viertel des Fünfzehnten Jahrhunderts.

Es war am 15. Febr. 1470 als auf der Burg Strahlenberg sich reges Leben erhob. Pferde stampften ungeduldig den vom Schnee gereinigten Schloßhof, Kappen und Fußknechte wogten emsig durcheinander, einige damit beschäftigt, Rüstungsstücke zu flicken und fest zu hämmern, andere die Flammberge zu schärfen, und die Kraft der Speere zu erproben.

In dem mit von wenigen Kerzen erleuchteten Rittersaale, hatte in glänzender Rüstung Konrad von

Eberlein, den der Besitzer Strahlenberg, Ludwig der Schwarze von Weidenz, während seiner Abwesenheit in Weysenburg zum Schirmherrn der Wüste erwählt hatte.

Ungebulzig schweiften seine Gluthide über die winterliche Gegend hin, deren blüthenweißes Schneegewand in den Strahlen des Mondes gleich einem großen Leichentuche sich vor ihm ausbreitete.

Leise öffnete sich die Thüre des Rittersaales, und schüchtern mit ängstlichem Blicke näherte sich Emma von Reichenbach dem gesürcheten Schirmherrn. Sie war die Tochter eines am Hofe des Churfürsten angestellten Edlen, hatte ihre Mutter frühe verloren, und mußte in ihrem sechzehnten Jahre auch am Grabe des Vaters weinen. Ludwig der Schwarze, der Emmas Vater persönlich verpflichtet war, hatte diesem an seinem Sterbebette mit Mund und Hand gelobt, sich der Waise väterlich anzunehmen, und sie zu jeder Zeit kräftig zu beschirmen. Ludwig hielt Wort. Auf Strahlenberg bezugnete man dem Mädchen mit Ehrfurcht und Liebe, die sie durch ihren sanften und edlen Charakter sich erworben hatte. Vor allen andern aber umfing sie Rathilde, Ludwigs Zante, mit mütterlicher Zärtlichkeit, denn oft war sie Zeuge von Emmas liebevollem edlen Gemüthe, von ihrem Eifer, womit sie Trost und Hilfe den Bedrängten spendete.

Seit ihrem Erscheinen auf Strahlenberg, bewarb sich Konrad von Eberlein ansehnlich um ihre Gunk, allein sie kannte das wilde leidenschaftliche Herz des raubgierigen Jünglings zu genau, als daß die geringste Zuneigung für ihn in ihrem Innern hätte entstehen können.

Wo zieht Ihr hin Konrad? fragte Emma bei ihrem Eintreten in den Saal, indem sie ängstlich forschend, die Augen auf ihn richtete.

Ei Fräulein, was kümmern Euch meine Ausflüge? entgegnete der Ritter mit feindslichem Lächeln, Ihr habt früher so wenig Antheil an meinem Treiben genommen, daß mich diese plötzliche Aufmerksamkeit nicht wenig überrascht.

Ich frage Euch, entgegnete Emma erbschreckend, weil Euer heutiger Ausgang, trägt mich meine

Ähnung nicht; Unheil bezweckt. — Ein unheimlicher Geist ist mit Euch in diese Wüste eingezogen, Ihr sucht Euch während Ludwigs Abwesenheit durch unrechte Mittel zu bereichern, oder was haben die Leute so Arges vollbracht, welche seit einigen Wochen im Bürgerverlieh schmachten?

Ihr wißt mehr als ich gewünscht habe, holdes Fräulein, entgegnete der Ritter etwas vertegen, wohl an denn, Ihr sollt Aufschluß über meinen heutigen Streifzug erhalten. Meine treuen Kundschafter haben mich benachrichtigt, daß an diesem Abend ein reichbeladener Wagen voll der kostbarsten Waaren, von einem Hülfsein Heidelberger Stadtrichter geleitet, hier vorüberziehen wird. Der Besitzer dieser Waaren, der Kaufherr Erwald Baukaffar von Heidelberg ist selbst bei diesem Zuge, um sein Gut sicher nach Frankfurt zu verbringen. — Dem gilt meine Jagd, das Gut fällt in unsre Hände, und wenn uns der Himmel günstig ist, auch der reiche Pfarrertrater, der ohne tüchtiges Lösegeld nicht aus unsern Mauern kömmt!

Während Konrads Worte, hatte halb Flammröthe, bald Lohesblässe, Emmas Antlig bedeckt, und die Angst bezugte, die ihr Inneres bekrümmte.

Laßt ab von solchem Trevel, bat sie dringend, wisset, daß Ludwig von Weidenz, bei seiner Rückkehr über jede Eurer Handlungen strenge Rechenschaft verlangen wird.

Seid ihr bereit, Gesellen, tönte Ritter Konrads kräftige Stimme in den Schloßhof hinab, und ein freubiges Ja, erwiederte die gerüstete Mannschaft.

Lebt wohl, holdes Fräulein, sprach Konrad, das Schwert umgürtend, geht ruhig in Euer Kämmerlein, und laßt Euch in Eurer Schummer nicht hören, wenn wir einziehen mit reichlicher Beute. Hastig verließ er den Saal, und Emma rang in unnenndbarer Angst, die Hände gen Himmel, und flehte inbrünstig, jenen zu beschirmen, der ihrem Dito das Leben gab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kindliche Liebe wird stets belohnt.

Karl, der Sohn einer unbemittelten Offizierswitwe, stand als Edelknahe in Diensten Friedrichs des Einzigen, und hatte als solcher den Beruf, oft Tag und Nacht in des Königs Nähe zu seyn. Außer den Nachtwachen, die er im Vorzimmer des Königs — so oft an ihn die Reihe kam — für sich selbst thun mußte, versah der brave Junge aber auch noch manche Nacht den Dienst für andere bemittelte Edelknaben, um das Geld, das er damit verdiente, seiner alten hilfbedürftigen Mutter senden zu können.

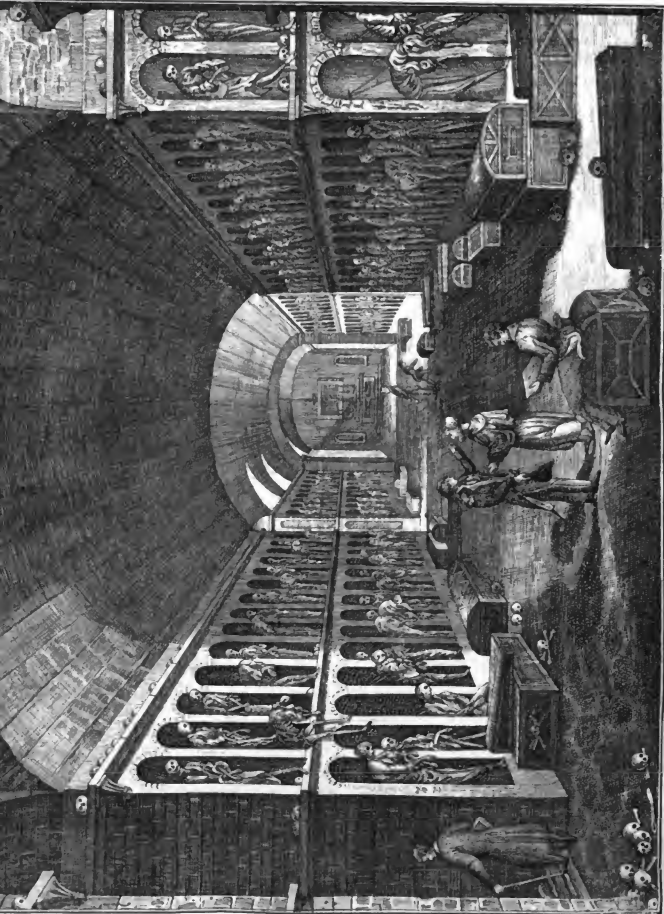
Einst, da der König nicht schlafen konnte, und ein Buch aus einem andern Zimmer geholt haben wollte, klingelte er. Kein Edelknahe kam. Da auf das wiederholte Zeichen Niemand erschien, warf sich der König in die Kleider, gieng in's Vorzimmer, und sah den Edelknaben am Tische schlafen. Der König tritt leise näher, und liest einen angefangenen Brief: „Liebster Bruder! Dies ist nun die dritte Nacht, daß ich für Geld die Wache habe. Ich halte es beinahe nicht mehr aus. Dafür habe ich aber 10 Thaler erspart, die ich morgen der Mutter schicken werde.“

Der König betrachtet mit Wohlgefallen und Nahrung den braven Sohn, schreibt einige Worte zu dem Briefe, holt etwas aus dem Schlafzimmer, legt es auf den Tisch und entfernt sich leise. Wie sehr erschrocken aber der Edelknahe, als er beim Erwachen auf seinem Briefe die Schrift des Königs erkannte! Wie verwandelte sich sein Schreck in Entzücken, als er die Worte las: „Und ich lege noch zwei Rollen Louisdor als Geschenk des Königs für die Mutter bei“ — und ihm die beiden Rollen zur Rechten und Linken lagen.

Wie er dem guten König mehr mit Thränen als Worten dankte, kann man sich denken. Dieser aber lobte seine kindliche Liebe, machte ihn bald zum Offizier, und schenkte ihm das zu seiner Ausrüstung nöthige Geld. Der brave Mann, ein eben

so guter Soldat, als guter Sohn, stieg zu hohen Ehren, und in ihm bewährte sich, was die Schrift sagt: Ehre Vater und Mutter, auf daß Dir's wohlgehe, und Du lange lebest auf Erden.

Ein beinahe hundertjähriger Engländer, seines Handwerks ein Schneider, hatte 12 Söhne, die alle Soldaten waren; und von ihrem täglichen Solde lebten. Einst erhielten sie alle zu gleicher Zeit Urlaub, ihren alten Vater zu besuchen. Sie fanden ihn in größter Dürftigkeit. Lieber Gott! sagte einer von ihnen, unser guter Vater hat dem Vaterlande zwölf Vertheidiger gegeben, und das Vaterland gibt ihm nicht einmal trockenes Brod! — Ist denn kein Leihhaus hier oder in der Nähe? fragte der Jüngste nach einiger Ueberlegung. Freilich wohl, antwortete man ihm, aber was nützt uns das? ohne Unterpfand borgt man nichts, und wir haben leider nichts einzusetzen. „Was! wir hätten nichts, fragte jener eifrig, sind wir nicht Söhne eines ehrlichen Mannes, der eben um seiner Ehrliebe willen bei seinem Handwerke nicht reich wurde? Sind wir selbst nicht unbescholten Soldaten, die ihre Pflicht getreu erfüllen? Papier her! wir wollen unsere Ehre verpfänden. Darauf wird man uns doch 5 Pf. St. leihen.“ Nun wurde Folgendes aufgesetzt, und von Allen unterschrieben: „Zwölf Engländer, Söhne eines in größter Armuth lebenden Greises, dienen als Soldaten dem König und dem Vaterlande. Sie bitten die Verwaltung des Leihhauses um 5 Pf. St. zur Unterstützung ihres Vaters. Als Verpfändung verpfänden sie ihr ganzes Vermögen, das ist: „ihre Ehre“; dies Papier brachten sie in das Leihhaus. Man gab ihnen das verlangte Geld, und gerath folglich den Schein. Der Verwalter versprach, auch künftig für die Bedürfnisse des Alten zu sorgen. Diese Geschichte wurde bald in der ganzen Stadt bekannt, und Alles etzte, den Vater und die Söhne kennen zu lernen. Niemand kam mit leeren Händen. Der Greis war von nun an in recht glücklichen Umständen, und hinterließ sogar bei seinem Sterben seinen Kindern ein kleines Kapital.



Catacumben bey Palermo.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — stüch. (im ganzen Großherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämtlichen Postbüros, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Straßburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heits, Schlauchtgasse Nr. 3.) sowohl auf das Ganze von No. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf acht Exemplare erhält man 1 Freyexemplar.) Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 32 gr. stüch.

Die großen Catacomben in der Nähe von Palermo.

(Mit einer Abbildung.)

Viertes Jahrgang 1831. Tab. VI.

Catacomben sind unterirdische Grabgewölbe, deren berühmtesten es eigentlich in Aegypten giebt, in denen die künstlich einbalsamirten Leichname der Verstorbenen aufbewahrt werden. Doch auch in Italien und vorzüglich in Sicilien giebt es große Catacomben, und unsere Abbildung stellt das Innere eines solchen Leichengewölbes dar, welches sich bei Liza unter einem Capuzinerkloster befindet. Ein Reisender schildert dasselbe wie folgt:

„Ehe ich ins Gewölbe hinabstieg, lenkte der Wächter meine Aufmerksamkeit auf zwei Gemälde zu beiden Seiten der Thür. Das eine stellte den Tod des Guten, umgeben von Bisittlichen und Engeln, das andere den Tod des Sünders dar, dessen Sterbekunde durch Feinde und Flammen verbittert wird. Zwischen diesen Schildereien befand sich noch außerdem ein Sonett über die irdische Auflösung des Menschen, so daß ich durch dieses Alles auf ein freies und ernstes Schauspiel vorbereitet ward. Als ich nun aber in den weiten unterirdischen Raum hinabstieg, konnte ich nur mit Mühe das Gefühl des Widerwillens unterdrücken, da ich die menschliche Gestalt auf die herabwürdigendste Weise in einer lächerlichen Zusammenstellung verrenter Mumien karrikirt erblickte. Zu Hunderten waren die Leichname hier aufgehängt, und durch das Austrocknen so entsehrlich verändert, daß sie kaum noch die geringste Ähnlichkeit mit der menschlichen Gestalt besaßen. Die sonderbaren Stel-

lungen dieser ausgetrockneten Leichname erigen gewiß jeden Zuschauer zum Lachen, denn bei mir konnten sie wenigstens nicht die ersten Gefühle erregen, die sonst wohl beim Anblick von mehr als 2000 Todten entstehen könnten. Vier lange Gallerien mit ihren Nischen sind mit Leichnamen gefüllt und außerdem erblickt man noch viele Särge, in welchen Aelteste in ihrer Hofuniform liegen. Zu den merkwürdigsten Ueberresten gehören die eines Königs von Tunis, welcher im Jahr 1620 starb. Am Ende des großen Corridors steht ein Altar, dessen Vorderseite mit menschlichen Zähnen, Schädeln und Knochen mosaikartig ausgelegt ist. Am Ende der einen Gallerie befindet sich ein kleines Zimmer, in welches ich eintret, es aber sogleich, wegen des abscheulichen Gestanks wieder verlassen mußte. Es war, wie ich fand, ein schmutziges Zimmer, der Ofen genannt, in welchem mehrere Leichname in verschiedenen Stadien der Verwesung, eben getrocknet wurden. Der Mönch in dessen, welcher mein Führer war, schien, wie ich deutlich bemerken konnte, weder durch den Anblick noch durch den Geruch dieser tausenden Leichname incommodirt zu werden.“

Auch unter den Straßen von Rom hin, erstrecken sich große Catacomben, die noch jetzt über eine Viertelmeile lang sind und man findet bald große, bald kleine Behältnisse, bald Säle darin, die durch lange Gänge miteinander verbunden sind. Zugleich trifft man häufige Inschriften und kleinere Särge an, welche beweisen, daß viele von den Christen der ersten Jahrhunderte hier begraben wurden; daher sie auch von jeher die reiche Vorrathskammer der Ketiquen gewesen sind. Auch hielt die ersten Christen in der Verfolgungzeit hier häufig ihre geheimen Zusammenkünfte.

Otto Lauchhart.

Vaterländische Erzählung

aus

dem letzten Viertel des Fünfzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung von Seite 19.)

Konrad von Eberstein, saß fest und kühn auf dem schwarzen Streitrosse, seine Leute hatten sich ebenfalls in den Sattel geschwungen, und unter dem Scheit der Rüben, die sich hinaus schenken in die Waldesnacht, verließen alle die Burg, und jagten hinab über den schneebedeckten Berg, an Schriesheim vorüber, um in dichtem Gestrüppe, das sich an der Landstraße dahinjog, der erschnten Beute zu harren.

Von zwölf Fußknechten und deren Führer Kolf geleitet, hatte gegen 5 Uhr der Wagen des Handelsmanns Ewald Lauchhart, Heidelberg verlassen. Der Eigenthümer dieser Güter, ritt neben dem ergrauten Kolf, eine kurze Strecke dem Wagen voran, beide in eifrigem Gespräche begriffen. Der Handelsherr war mit einem kurzen Seitengewehr bewaffnet, an des graugelockten Rottensführers Hüfte aber, hing ein mächtiges Schlachtschwert, dessen Schärfe von Kolf so häufig schon erprobt worden war.

Dies ist nun bereits die zehnte Reise, die ich selbst nach Frankfurt unternahm, begann der Handelsherr zu seinem Geleitmann, immer hat mich mein guter Stern glücklich hin und zurückgeleitet, aber nie war mir so bang zu Muthe wie jetzt, — mir ahnet nichts gutes, mein wackerer Kolf!

Seid unbeforgt, Herr, entgegnete der Rottensführer, meine Leute sind tapfer und fest im Kampfe, Weinheim ist bald erreicht, und von dort aus habt Ihr es mit ruhigen Nachbarn zu thun. Der schlimmste Geselle haust gegenwärtig auf Strahlenberg, allein auch seinem Angriffe können wir ruhig entgegen sehen.

Ihr meint wohl dem Konrad von Eberstein, sprach der Handelsherr, einen schlechteren Schirmherr hätte Ludwig von Weidenz freilich nicht wählen können. Mich will es überhaupt bedanken, Meister Kolf, als werde unser edle Kurfürst den Räuhereien auf Strahlenberg bald ein Ziel setzen. Ludwig der Schwarze, der schon früher mit Friedrich dem Siegreichen in Fehde lebte, hat dadurch, daß

er sich vom Kaiser zum Schirmherr von Weisenburg ernennen ließ, seinen Erell gegen den Kurfürsten von Ruem an den Tag gelegt, und Friedrich wird die Gelegenheit nicht unbenutzt lassen, seinen Gegner durch Hinnehmung der Strahlenburg zu züchtigen.

Ich habe schon ein Vögelin davon pfeiffen hören, entgegnete Kolf, der Tag ist nahe, wo Strahlenburgs Verderben wüthet. Unser edle Herr, hat um so mehr Ursache zur Bestürzung der Weste, als sich einige Fußknechte dahin gezogen haben, die dem Kurfürsten eidpflichtig sind. Auch diesen wird der Meineid nach Verdienst belohnt werden.

Die Tochter des Eblen von Reichenbach, hat gegenwärtig ihren Wohnsitz auf Strahlenburg, sprach der Handelsherr, und sie möge der Himmel gnädiglich beschirmen, wenn das drohende Unwetter gegen die Weste losbricht. Ihr kennt das liebliche Kind, Meister Kolf, und werdet überzeugt seyn, daß bei ihren seltenen Vorzügen eine Verbindung zwischen ihr und meinem Otto zu meinen innigsten Wünschen gehört. Emma und Otto wuchsen mit einander auf; ihre kindliche Zuneigung gieng später in ein engeres Bündniß über, nichts störte ihr Glück bis zu dem Augenblicke, wo Emmas Vater auf immer schied, und Ludwig von Weidenz sich zum Vormund des Mädchen aufwarf. — Die Sehnsucht nach Emma raubt meinem Sohne jede Lebenslust, ich muß Zeuge seyn von seinem stillen Kummer, und kann nicht helfen! —

Kolf war im Begriffe zu antworten, als plöztlich aus dem nahen Gestrüppe eine Reiterschar hervorbrach, und mit gezuarter Waffe auf die Geleitsmänner einstürmte. Ein heftiger Kampf erhob sich, die Heidelberger hatten sich schnell zusammengezogen, und an ihrer Spitze kämpften Kolf und der Handelsherr mit Löwengrimm. Schon lagen einige der Fußknechte tödtlich verwundet am Boden, und ihr Blut röthete den Schnee, schon sahete es Kolf warm die Hand herabträufeln, und noch war von dem Räuder keiner gefallen.

Wie der Engel des Todes, mähet Konrad von Eberstein unter dem Geleite, und wo sein Schwert hinsank, sehte es Wunden und Töbte. Kolf brach durch die Haufen hin zu dem feindlichen Führer, und ein hartnäckiger Zweikampf erhob sich.

Der Rottensführer socht mit jugendlichem Grimme, allein bald fühlte er, wie mehr und mehr seine Kräfte abnahmen, und er begann sich sechtend zurückzuziehen. Heftiger wurden hierauf Konrads Angriffe, und plötzlich sank Hork, aus unzähligen Wunden blutend, zu den übrigen Opfern dieses Abends. Der kleine Theil der Fußknechte, welcher noch kämpfte, ergriff bei des Führers Fall schleunig die Flucht, und die Strahlenberger sahen sich als Sieger auf dem Wahlplatze.

Den Handelsherren Laufhart hatte man vom Pferde gerissen, und ihn gefangen genommen, nach dem er einen der Strahlenberger tödtlich verwundet hatte.

Auf wacker Geseffen befahl Konrads Stimme, schaffe die tapfer erworbene Beute hinauf in unsre Vorrathskammer, heute soll es freudlich hergehen auf Strahlenberg.

Der Wagen wurde nun seitwärts gelenkt, und ihm folgte, den gefangenen Handelsherren in der Mitte, das Reitegeschwader.

Wenn mein Kenuph siebt, du Heldebberger Käuzchen, sprach der feindselige Führer rauh zu dem Gefangenen, so behalte ich dich in meinem tiefsten Verlies, und alle Schätze der Welt können dich nicht auslösen.

Es wies mich Einer von Euch fordern, jugendlicher Sünder, dem Ihr nicht widerstehen werdet, war Laufharts Antwort, indem er mit einem Blicke voll Verachtung Konrads Blutaugen begegnete.

Der Frühling hatte sich ungewöhnlich früh eingestelt; Schnee und Eis waren verschwunden, und an seiner Stelle sanft begründete Auen und rieselfeuchte Quellen. Hier und da entfalteten sich schon thätige Weiden und sinnige Bergschmeinnicke; die Lerche jubelte bereits in ferner Höhe, und der Fänstling suchte sich Mittel zum weichen Neste.

Eines Tages, es war der 2. März des Jahres 1470 besand sich auf der Hexenroste, unweit Schriesheim, ein junger, stattlicher Wandersmann. Auf seinem blond gelockten Haupte saß ein schwarzes Barett von feinem Sammt, aus der silbernen Agraffe, die daran befestigt war, hingen mehrere künstlich gekräuselte Federn; die des Jünglings edle Zähne beschatteten. Eine Laute ruhte, von blauem

Seidenband gehalten, an seiner Brust, und ihren Saiten entlockte er zuweilen sanfte Aeolode.

Bald hatte er Schriesheim erreicht und nachdem er dort einige Stunden gerastet, betrat er den Fußpfad, der sich zu Weste Strahlenberg hinan schlängelte. Seine Blicke hingen sehnsüchtig an den Thürmen der Burg, und die Stürme seines Innern trieben zuweilen Flammenröthe über die bleichen Wangen.

Er hatte jetzt die Zugbrücke erreicht und bat den Wächter um Einlaß. Wer seyd Ihr? fragte der ergraute Pförtner, indem er misstrauisch den jungen Wandersmann beobachtete: Ich bin ein Minnesänger, wor die demüthige Antwort, reise im Lande umher, spreche hier und da auf Burgen ein, um den Ritter und die Feinigen durch Spiel und Sang zu ergötzen, in dieser Absicht kam ich auch hierher, und bitte, mich bei Euerem Herren zu melden.

So wartet bis ich Antwort bringe, murkte der Alte; und verließ seinen Posten. Der Jüngling blickte stehend zum Himmel und sprach leise: Regiere du das Herz dieser Abtrünnigen, auf daß mein Unternehmen mir gelinge.

Der Herr ist heute gut aufgeräumt, sprach der rückkehrende Pförtner, Ihr könnt eintreten junges Blut; damit ließ er die Zugbrücke nieder, und der Jüngling schritt freudig in die Weste. Ein Knappe leitete ihn zu dem Schirmherren, der mit einigen Edlen, die Ludwig ihm beigegeben hatte, im Ritterssaale am Trinktische seiner harrete.

Alle waren überrascht, als sie den stattlichen Minnesänger erblickten, der mit ebem Anstande sich vor der Versammlung neigte, und sodann weiterer Befehle harrete.

Auf einen Wink des Schirmherren brachte man einen Sessel, auf den sich der Jüngling nieder ließ. Er kostete nur wenig von dem Weine, der ihm im goldenen Pokale dargebracht wurde, sondern stimmte sein Saitenspiel, um sogleich dem Scheidbaren Zweck seines Erscheinens zu entsprechen.

Haltet noch ein, Geselle, befahl da Konrad von Edelstein, auch Traktiren Emma soll sich Eures Spiels erfreuen — ich gehe, sie hierher einzuladen.

Der Schirmherr erhob sich und verließ den Saal; des Jünglings Antlig war mit Purpur überzogen, seine Hände zitterten. Alles zeugte von

der mächtigen Bewegung seines Innern. Bald jedoch schien er den frühern Gleichmuth wieder erhalten zu haben, und ohne sichtbare Theilnahme grüßte er das Fräulein von Reichendach, welches an Mathildens Hand in den Saal trat.

Emma hatte kaum den jugendlichen Sänger erblickt, als sie der innern Bewegung kaum Meister wurde. Aber die Angst um des Gastes Sicherheit, gab ihr Muth, und sie unterdrückte den Schreck bei ihr der unerwartete Anblick auf die Lippen trieb. Sie hielt Mathildens Hand krampfhaft in der ihrigen, aber die Tante hatte das leise Wehen der Jungfrau bemerkt, und zog sie besorgt auf den Sessel.

Die Laute erkönte nun, erst in raschen ungerungen Accorden, die sich aber bald zur schönsten Harmonie einten, und, begleitet von des Jünglings heller kräftiger Stimme, durch ihren Zauber selbst auf die entwöhnten Herzen der Ritter mächtig einwirkten.

Spiel und Gesang verhallte in sanften Tönen und noch immer saßen die Anwesenden regungslos in stummer Bewunderung. Glühende Sehnsucht nach den fernem Gegenstände seiner Liebe und Zärtlichkeit, hatte der Jüngling in diesen Baubertönen ausgehaucht.

Als jetzt die Ritter mit rauschendem Beifall ihm lehten, da blickte er hinüber zu Emma, und äußerte, Würgen, daß sie ihn verstanden, glänzten ihm aus ihrem Auge entgegen. Weiden hatte der Jüngling für die Ausdrücke des Beifalls gedankt; und erhob sich jetzt, um den Saal zu verlassen, doch Konrad von Eberstein hielt ihn zurück, und sprach mit freundlichem Tone: Nicht also, Meister, wollest meiner Bitte willfahren, und noch einige Tage hier verweilen, der Aufenthalt bei uns soll Euch so angenehm gemacht werden, als es nur immer in meinen Kräften steht, Minnesänger Eurer Art sind seltene Erscheinungen.

Ich füge mich gern in Euern Befehl, war des Jünglings Antwort, behaltet mich so lang es Euch gefällt.

Tante Mathilde, sprach Konrad fröhlich, bereitet unserm Gaste ein herrliches Schmmessen, und setz' für die bequemste Lagerstätte, er soll und noch lange den Trunk würzen durch Spiel und Sang!

(Die Fortsetzung folgt.)

Frühe Erndten in Deutschland.

Einer alten Chronik zu Folge war im Jahr 1289 in einigen Gegenden von Deutschland der Winter so warm, daß das Laub an den Bäumen blieb, bis das neue ausschlug. Im Januar blühten die Bäume, und die Vögel sangen an zu brüten. Im Februar blühte der Weinstock, und es gab bereits reife Erdbeeren, es erfolgte eine gute Erndte. Im Jahr 1397 hielt man schon im Mai am Rheinstrom die Erndte, und zu Pfingsten hatte man Brod von der neuen Frucht. In den Jahren 1421 und 1540 karg der Sommer sehr sehr. Der Weinstock blühte im April, und um Johannisfest waren die Trauben reif. Im October des Jahres 1540 gab es zum zweitemal Rirschen und frische Rosen; alle Bäume blühten im Herbst noch einmal, und setzten Früchte an, die aber nicht reif wurden. Im Jahre 1583 gierte man am Dreikönigstage die Altäre mit Blumen, die sonst erst nach Ostern zu blühen anfangen.

Die Funken.

Der vierjährige Karl kniete auf dem Stuhle am Tische, und freute sich kindisch eines Stückes brennenden Papiers in seiner Hand. Die Flamme verlosch. Einzelne nachgebliebene Funken irreten auf dem schwarzen Zunder umher und verschwand.

Sieh nur, Vater, sprach das Kind, sieh nur die Fünkchen auf dem Blatte. Immer schwindet Eins nach dem Andern. Die Amme sagt: das wären die Leute, die aus der Kirche giengen, der letzte aber, der Küster, der schliesse die Thür. — Und nun zerfällt das Ganze in graue Asche.

Mit trübem Lächeln erhob der Vater das kummmerbelastete Haupt. So, sprach er, schwindet auch aus dem Leben eine Hoffnung nach der andern, und mit der letzten zerfällt der Leib in Asche. Aber die letzte ist die einzige untrügliche.

Und er versank wiederum in schwermüthiges Sinnen.

Fig. 1.

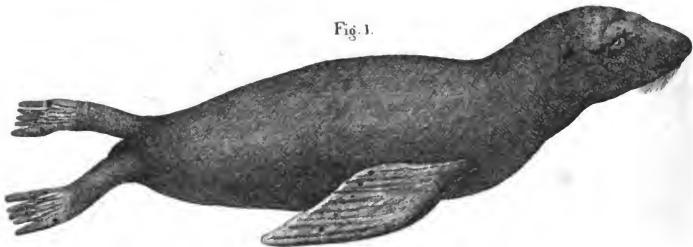
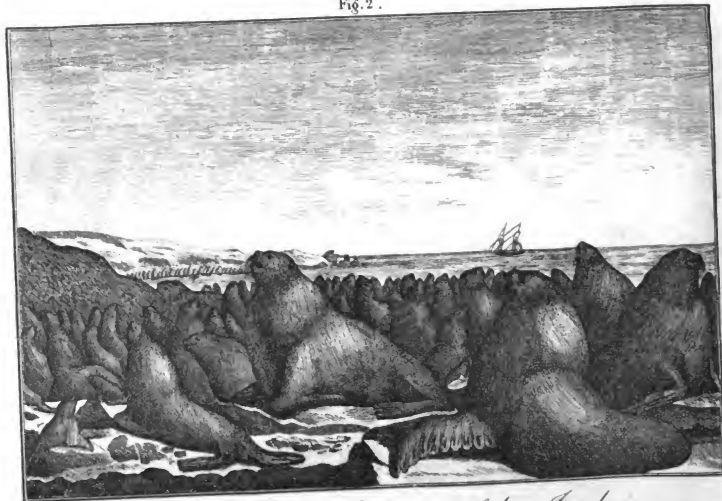


Fig. 2.



*Selöwen und Seebären auf den Inseln
St. Georges u. St. Paul.*

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie diese Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für R. 5. 12 kr. rh., Thlr. 1. — sächs. (im ganzen Großherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Straßburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heits, Schlauchgasse No. 3.) sowohl auf das Ganze von No. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf acht Exemplare erhält man 1 Freyexemplar.) Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist R. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 gr. sächs.

Die Seelöwen und Seebären auf den Inseln St. Paul und St. Georges.

(Mit einer Abbildung.)

Vierter Jahrgang 1831. Tab. VII.

Wohl in keinem Zweige des Wissens, ist dem Menschen noch so viel zu erforschen und zu berichtigen übrig, als in der Naturgeschichte. Hievon wird uns der Beweis aufgebracht, wenn wir die Entdeckungen und Erfahrungen der neuesten Reisenden, und die Forschungen zuverlässiger Männer, mit älteren Lehrbüchern der Naturgeschichte, — die leider nur zu häufig noch beim Unterrichte der Jugend zum Grunde gelegt werden — vergleichen. Nirgends aber sind die Widersprüche so auffallend, nirgends findet man so viel Uebertriebenes und Fabelhaftes als bei Beschreibung der Seethiere, wo in der Regel Alles über die Maassen fürchterlich und ungeheuer dargestellt ist. —

Unsere heutige Abbildung, die wir aus „Chorix malerische Reise um die Welt“ entlehnt haben, zeigt uns eine Art von Amphibien-Säugethieren, die sowohl auf dem Lande als im Wasser leben, und gewöhnlich mit dem Geschlechtsnamen „Robben“ benannt werden. Wir haben bereits in Nr. 60. des Jahrgangs 1828 unsres Unterhaltungsblatts, eine der merkwürdigsten Arten dieses Geschlechts — den Küffel-Robben nämlich — näher kennen gelernt, und werden uns heute neben der Erklärung unsrer Abbildung auf eine kurze Beschreibung des ganzen Robbengeschlechts beschränken.

Das Geschlecht der Robben oder Phoken ist sehr mannigfaltig. Es gehören dazu vornehmlich die Seerubbe, die wieder in mehr als zwanzig Gattungen zerfallen, welche mehr oder weniger Ähnlichkeit miteinander haben. Diese genau zu unterscheiden, wird hauptsächlich dadurch sehr schwierig, weil Alter und Jahreszeit ihre Farben gar sehr verändern, und wollen wir uns daher nur die zwei Hauptgattungen: die gehörten und ungedörten, merken. Ferner die Seelöwen, deren es wieder zottige und glatte giebt, dann die Wallrosse, die Küffelrobben und endlich die Seebären. Alle diese Thiere haben einen plumpen walzenförmigen Körper, kurzes fettiges, dicht anliegendes Haar und kleine Augen. Der hintere Theil des Körpers ist zugespitzt, und die Hinterfüße stehen grade aus. Ueberhaupt sind diese Geschöpfe von der Natur weit mehr zum Schwimmen und Tauchen als zum Gehen eingerichtet. Ihre Füße sind sehr kurz, und die hintern ganz am Ende des Körpers angebracht und nur zum Nachschieben, nicht aber zum Gehen zu gebrauchen. Die Beinen aller vier Füße sind zwar sehr deutlich, und mit starken Nägeln versehen, aber mit einer Schwimmhaut so ganz verwachsen, daß keine einzeln bewegt werden kann. Dagegen dienen sie als vortheilhafte Ruder. Ihre Nahrung besteht in Fischen, Krebsen, Schalthieren ic. Sie kommen auch oft ans Land, und besetzen die Eisinseln und Klippen, oder lagern sich am Ufer, entfernen sich aber nie weit davon, da sie bei Verfolgung auf dem Lande, leicht von Menschen eingeholt und getödtet werden können. Die Robben findet man in allen Meeren

der Welt, doch ziehen sie die kalten Gegenden den warmen vor. Sie leben gesellig, oft in großen Schaaren, und erreichen zum Theil eine sehr bedeutende Größe, bis zu 30 Fuß Länge und 10,000 Pfund Schwere.

Man kann diese Thiere mit Recht die Viehherden der Grönländer und anderen hochnordischen Völker nennen, die von ihnen alle Theile benützen können. Das Fleisch ist die vorzüglichste Speise dieser armen Menschen, welche eine Gegend bewohnen, wo der Erdboden wenig oder nichts zur Nahrung dienendes hervorbringt. Das Fett verschafft ihnen Licht, Stuben- und Küchenfeuer. Den Thran trinken sie, und wuschen ihn zum Erweichen der Speisen, und vertauschen ihn auch gegen andere ihnen nothwendige Bedürfnisse. Eine grönländische Dame schlüßte ihre Schale Seehunds Fett mit eben so viel Wohlbehagen ein, als die unseligen Thee oder Kaffee. Die Sehnen brauchen sie als Nähfäden. Aus den Häuten der Eingeweide machen sie Fenster, wasserdichte Hemden, und überdecken auch ihre Zelte damit. Aus den Knochen verfertigen sie allerlei Werkzeuge. Die Harnblase und der Magen, dienen ihnen als Gefäße und Schläuche; das Blut als Speise. Die Haut aber gebrauchen sie zu Schuhen, Etsefen, Beinkleidern, Mützen, zu verschiedenen andern Kleidungsstücken, Betten und Bettdecken, und überziehen auch damit ihre Boote.

Bei solcher Nutzbarkeit der Robben, ist es sehr natürlich, daß ihnen außerordentlich nachgejagt wird. Der Fang geschieht auf verschiedene Art; die häufigste ist die mit der Blase. Die Grönländer verfertigen nämlich aus Seehundsfell einen mit Luft gefüllten Sack oder eine Blase, welche leicht auf dem Wasser schwimmt. Diese Blase wird an einem Strick befestigt, und an diesem eine mit Widerhaken versehene Harpune. Der Jäger sitzt in seinem mit Seehundsfell überzogenen kleinen Kahn, den zu leiten, ohne daß er umschlägt, schon viel Übung und Kunst erfordert. In diesem schwankenden Schiffchen sucht er sich dem Thiere zu nähern,

und rudert Wind und Sonne entgegen; damit es ihn nicht hören oder sehen und er es unvermuthet überfallen könne. Kann er sich ihm auf vier bis sechs Klafter nähern, so ergreift er mit der linken Hand das Ruder, mit der rechten den Wurfspieß, und wirft ihn auf den Seehund. Ist dieser getroffen, so taucht er unter; schnell wirft aber der Jäger den Strick und die Blase nach, und sieht, da diese immer obenauf schwimmt, fortwährend die Stelle, wo der Seehund sich befindet. Kommt dieser wieder hervor um zu athmen, so wird er so lange mit einer Lanze verwundet, bis er sich verblutet hat. Ist er vollends todt, so bläst der Jäger ihm Luft zwischen Haut und Fleisch, wodurch der Körper sehr leicht wird und schwimmt; dann bindet er ihn an sein Boot und rudert nach Hause.

Diese Art des Fanges ist aber mit der größten Lebensgefahr verbunden, denn wenn der Strick sich verwickelt, um den Kahn oder den Leib des Jägers windet, oder der Seehund plötzlich nach der andern Seite des Bootes schwimmt, so muß in allen diesen Fällen das Boot umgeworfen und unter Wasser gezogen werden. Oft aber stürzt sich auch der weibliche Seehund, wenn er Junge hat, mit furchterlicher Wuth auf den Jäger, oder beißt ein Loch in das Schiffchen, daß es sinken muß. Zu Herbstzeiten, wenn die Robben an die tiefen Buchten kommen, kann man sie schaarenweise umzingeln und tödten. Der Ausgang dieser Buchten wird dann durch Schiffe gesperrt, und die Thiere werden durch Schreien, Klappen und Steinwerfen, so ermüdet und erschreckt, daß sie endlich auf der Oberflähe des Wassers bleiben müssen und so getödtet werden. Auch im Winter auf dem Eise überfällt und tödtet man sie leicht. Die Seehunde (oder Robben) im Allgemeinen machen sich nämlich bidweilen Löcher in das Eis, um Athem zu schöpfen. Neben einem solchen Loche sitzt der Jäger auf einem Stuhl. Wenn nun der Seehund die Nase aus dem Loche herausstreckt so durchbohrt er ihn sogleich mit der Harpune, macht das Loch weiter, zieht ihn auf

Fis und tödtet ihn vollends. Sieht der Jäger einen Seehund auf dem Eise liegen, so kriecht er auf dem Bauche zu ihm, wackelt mit dem Kopf und grunzt wie ein Seehund. Dadurch getäuscht, läßt ihn der Seehund so nahe kommen, daß er ihn mit dem Speiße durchstechen kann.

Schreiten wir nun zur Erklärung unserer Abbildung.

Die Inseln St. Georges und St. Paul, liegen im nördlichen Theile des großen stillen Oceans, nördlich von den Aleuten. Erstere Insel (Fig. 1.) zeichnet sich hauptsächlich durch zahllose Heerden von Seelöwen aus, die, besonders zur Kanizeit einen unermüdbaren Gesank verbreiten. Zu dieser Zeit pflegen die Männchen um die Weibchen auf Tod und Leben zu kämpfen. Ein Männchen versammelt oft 10 bis 20 Weibchen um sich herum. Das Thier ist nicht gefährlich und flüchtet vor dem Menschen, außer zu der Zeit, wo die Weibchen werfen. Ihr Geschrei hört man sehr weit. Die Weibchen sind kleiner und gelber von Farbe, als die Männchen, welche, wenn sie den Kopf erheben, bis zu 6 Fuß hoch sind.

Man findet die Seelöwen (Fig. 2.) vom 30° bis 60° nördlicher Breite auf den Inseln und dem Festlande Amerika's. Ihr Fleisch giebt, getrocknet, eine gesunde Winternahrung und wird selbst von europäischen Schiffen eingenommen. Das Fleisch der Jungen ist sehr zart und schmeckt wie Fisch.

Auf der Insel St. Paul (im Hintergrunde unserer Abbildung) ist das Ufer mit Heerden von Seebären bedeckt, die man erst gegen den Winter hin tödtet, weil dann der Pelz dichter und dunkler ist.

Das Weibchen ist etwa $\frac{1}{2}$ Fuß kleiner als der männliche Seelöwe und von braunröthlicher Farbe. Der Seebär ist gelenkiger und lebhafter als der Seelöwe, und so muthig, daß er dem Menschen häufig zu Leibe geht. Das Weibchen ist wenigstens um die Hälfte kleiner als das Männchen, und gleicht dem gemeinen Seehund. Sein Pelz hat grauliche Spitzen und einen Eisberglanz. Wenn der Pelz dicht und schön geworden ist, und die Jungen herangewachsen sind, schlägt man die Weib-

chen zu Tausenden tödt; weil nur ihr Fell einen wichtigen Handelsartikel nach China giebt.

Man wird vielleicht bei keinen Thieren, eine solche Liebe und Anhänglichkeit zu ihren Kindern finden, als bei den Seebären. Reisende versichern, daß wenn sie zuweilen der Mutter ein Junges nahmen, diese das Aeusserste versuchte es wieder zu erhalten. Gelang es ihr aber nicht und kam sie leer zurück, so hatte sie erst die grausamste Züchtigung von ihrem Manne auszustehen. Während faßte er sie und schleuderte sie gegen Steine. In Thränen, (?) die in großen Tropfen über die Wangen und die Brust rollten fast zerfließend, schmiegte sich das arme Weibchen an ihren Mann, küßte ihn und schier demüthig um Verzeihung zu bitten. Mit funkelnden Augen und zähneknirschend, ging der trostlose Vater auf und ab, und schüttelte unwillig den Kopf. Endlich trat Bärtlichkeit an die Stelle der Wuth. Große Zähnen stießen aus seinen Augen und er war tief betrübt. — Die Behauptung, daß die Seebären weinen, findet man in vielen sonst zuverlässigen Büchern, und so viel ist wenigstens sicher, daß das Klagegeschrei der Seebären ganz wie das laute Weinen eines Menschen anzuhören ist.

Dtto Lauchart.

Niederländische Erzählung

aus

dem letzten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung von Seite 24.)

Freundin, Mutter, rief Emma heftig weinend an dem Halse der Lante, ich habe ihn gesehen, meinen Detto gesehen, und seine Klagen verstanden. Er ist gekommen, um nach seinem Vater zu spähnen, den Konrads Härte zu ewigem Gefängniß verdammt hat. O, Mutter schaff mir Gelegenheit, daß ich mit ihm spreche, und ihn vor den Folgen seines Kühnen Wagnisses warne!

Du erschreckst mich, gutes Kind, entgegnete Rathilde, dieser Jüngling wäre Detto? Ja wir müssen ihn warnen, und das noch heute, denn ahnet Konrad, wem er Obdach gegeben, dann muß Detto seine Werwegenheit mit schwerer Last,

ja vielleicht mit dem Leben büßen. — Sich hinder, in seinem Kämmerlein schimmert noch Licht, er selbst schreitet, wenn mich mein Auge nicht trügt, darin auf und nieder, laß uns vorsichtig hinder gehen und ihn warnen.

Weibe hüllten sich in ihre Nachtmäntel, und verließen das Zimmer. Sie mußten einen langen von keinem Lichtstrahl erhellten Gang durchwandeln um in den jenseitigen Burgflügel zu gelangen.

Tiefes Schweigen, nur von ihrer Fußstritten unterbrochen, umgab die besorgten Frauen; plötzlich hieß Emma inne, und blickte ängstlich lauschend rückwärts.

Habt Ihr nichts gehört, Mathilde, flüsterte das Mädchen scheu, mir war es, als folgten uns in der Ferne leise Tritte. — Täuschung, antwortete die Tante, eile, eile Emma, jede Minute Verlußt kann uns in Gefahr bringen.

Bald war des Ganges Ende, und mit ihm, die Thüre zu Ottos Kammer erreicht. Die Frauen lauschten kaum athmend, öffneten leise die Thüre und traten behutsam ein.

Ottos Ueberraschung, ein frohes Staunen, maßte sich auf seinen Gesichtszügen, als er jene so plötzlich vor sich sahe, mit deren Bild er sich so eben beschäftigt hatte.

Er wollte sprechen, aber ein Wink der Tante unterdrückte jedes Wort. Er näherte sich daher schweigend, ergriff Emmas Rechte, und preßte sie freudig an seine Lippen.

Otto, wie konntest Du es wagen, Dich in des Rigers Höhle zu begeben? sprach Emma von Angst und Freude beflüret, kennst Du den Schirmherrn nicht, dessen Grausamkeit deinen Vater vernichtet.

Ich kenne die Größe der Gefahr, worin ich schwebe, entgegnete Otto leise, aber ich mußte mich hinein begeben, um das Schicksal meines armen Vaters zu erforschen.

Euer Vater lebt, allein er schmachtet im tiefsten Verließ dieser Burg, flüsterte Mathilde, ich werde alles aufbieten, um seine Freilassung bei Konrad zu erwirken, und widersprecht dieser meinen Bitten; so sende ich einen Boten nach Weysenburg

an meinen Neffen, der meinen Vorstellungen gewiß Gehör geben wird.

Ich habe nun genug erfahren, entgegnete Otto, ich weiß nun, daß mein Vater lebt, und zwar hier lebt. Morgen werde ich diese Wüste verlassen, aber kurz nachher, in veränderter Gestalt zurückkehren. Hört Euch nicht, wenn schweres Gewitter gegen Strahlenburg losbricht, Ihr steht zunächst unter des Himmels und dann unter meinem Schutze.

„Der letztere wird nicht kräftig genug sein junge Schlange,“ ertönte plötzlich eine rauhe Stimme, die Frauen wandten sich mit einem Schrei des Entsetzens gegen die Thüre, und die Blutaugen Konrads von Eberstein blitzten ihnen wild entgegen.

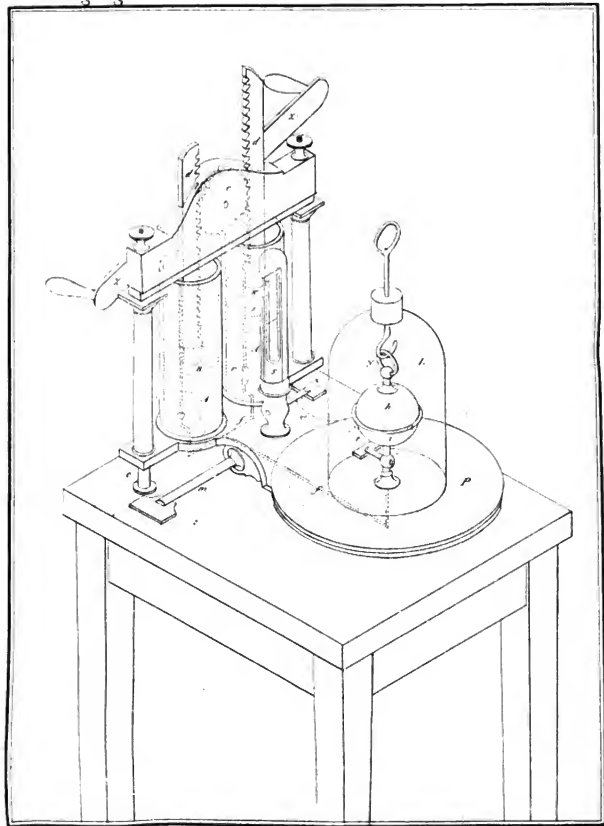
Mache dich bereit zur Höllefahrt, freche Ratter, dein Sterbestündlein ist gekommen! Mit diesen Worten stürzte der Schirmherr mit gezücktem Schwerte auf den Jüngling ein. Emma warf sich ihm, die Hände ringend, zu Füßen, aber wildstieß er sie zur Seite, und stürmte zu seinem Opfer. Doch die ungezügelte Wuth machte seinen Todesstreich unsicher, das Schwert pfiß wirkungslos durch die Luft, und in demselben Augenblicke drückte Otto den rasch gezogenen Dolch in Konrads Brust.

Höchelnd sank der Schirmherr zu Boden. Fort, fort Otto, rief Emma in unennbarer Angst, indem sie des Jünglings Rechte ergriff, und mit ihm dem Schreckensgemach enteilte.

Durch Gänge und Säle leitete Emma den Geliebten bis zu dem Pfortchen, das den Weg ins Freie verschloß. Emma schob den Riegel zurück, lebe wohl, mein Otto, flüsterte sie mit brechender Stimme, ich kehre zurück, und harre bis Du wieder erscheinst, um mit Deinem Vater auch mir die Freiheit zu geben. Der Himmel beschirme Deine Wege.

Da preßte Otto das Mädchen an seine Brust, lebe wohl, geliebte Emma, bald, bald sehen wir uns wieder, rief er mit erstikter Stimme, und eilte den dunkeln Gang hinab, der im dichten Felsenwalde ihn wieder den Sternenhimmel sehen ließ.

(Der Beschluß folgt.)

*Luftpumpe.*

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT.

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie Ylere Personen durch interessante Aofsktze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für R. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sechs (im ganzen Großherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von ämmtlichen Postbüros, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schulclassen No. 3.) sowohl auf das Ganze von No. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jedes einzelnen Jahrgang angewonnen und bezogen. (Auf acht Exemplare erhält man 1 Freyexemplar.) Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist R. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 gr. 60th.

Die Luftpumpe.

(Mit einer Abbildung.)

Viertes Jahrgang 1831. Tab. VIII.

Es wird nothwendig seyn, der Beschreibung dieser höchst interessanten Erfindung des menschlichen Verstandes, einige Worte über das Element, auf welches sie angewendet wird, und so wunderbar einwirkt, — nämlich die Luft — vorangehen zu lassen.

Luft oder Atmosphäre nennen wir im Allgemeinen die äusserste Hülle unseres Erdballes, welche von so geringer Dichtigkeit ist, daß sie keinen Ein- druck auf unser Gesicht macht, dabei aber einen so hohen Grad von Elasticität hat, daß sie sich weder durch einen großen Druck, noch durch die Kälte in eine dichtere Form bringen läßt, und daher bei jeder Temperatur unserer Atmosphäre stets ihre gleiche unsichtbare Luftform beibehält. Diese letztere Eigenschaft unterscheidet sie von den Dünsten oder Dämpfen, welche sich in der Kälte verdichten. Ehemals glaubte man, alle Luft sey von einerlei Art und Natur, und erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts überzeugte man sich, daß es unter den luftförmigen Flüssigkeiten eben so wesentlich verschiedene giebt, als unter den tropfbar von denen z. B. niemand Wasser, Oel, Quecksilber u. dergl. m. für dieselbe Flüssigkeit nehmen wird. Diese verschiedenen Luftarten nun, nennen die Chemiker Gase. Es giebt davon mehr als 20 Arten, deren einzelne Aufzählung uns zu weit führen würde.

Im gewöhnlichen Leben aber wird unter Luft

die Atmosphäre, das Luftmeer, das unsern Erdball von allen Seiten umgiebt und in welchem wir leben und athmen, verstanden. Diese Luftmasse füllt alle Leeren der Körper aus, begiebt sich dafestst hinein, und wird folschergehalt die Ursache und Hauptquelle der Veränderungen, welche darin vorgehen. Sie ist es, welche erzeugt, verdirbt und auflöst, und dem Drucke dieser Atmosphäre haben die Pflanzen ihr Wachsthum zu verdanken. Vermöge ihrer Schwere ist die Atmosphäre unjertrennlich mit der Erde verbunden und folgt, sowohl ihrer täglichen als jährlichen Bewegung. Sie drückt auf die Erde nach den Gesetzen schwerer elastischer Flüssigkeiten. Ihre gesammter Druck ist ihrem Gewichte gleich, wirkt aber, wie der Druck aller andern schweren elastischen Flüssigkeiten, von allen Seiten. Wird nun durch irgend einen Umstand, an einem Orte ein stärkerer Druck verursacht, so nimmt man besondere Erscheinungen und Wirkungen (z. B. Stürme) wahr, die so lange fort dauern, bis das Gleichgewicht wieder hergestellt ist. So steigt z. B. in der Röhre einer Pumpe das Wasser, seiner Natur und den Gesetzen der Schwere zuwider, in die Höhe, sobald zwischen demselben und dem in die Höhe gezogenen Kolben ein luftleerer Raum in der Röhre entsteht. Die Ursache davon ist das aufgehobene Gleichgewicht, indem die Luft fortwährend auf das außerhalb der Röhre befindliche Wasser drückt, weil innerhalb der Röhre keine Luft vorhanden ist. Durch diesen Druck kann das Wasser, wenn die Röhre lang genug ist, bis zu 32 Fuß emporgetrieben werden. Dies ist dasselbe

Gewicht, mit welchem die Atmosphäre auf die Erde drückt, und welches eben so viel beträgt, wie der Druck eines 32 Fuß hohen Oceans, wenn ein solcher über den ganzen Erdball verbreitet wäre. Hieraus ergibt sich nun, daß die Atmosphäre auf dem menschlichen Körper (nimmt man diesen zu 32 □ Fuß an) bei 28 Zoll Barometerhöhe mit einem Gewicht von 34,440 ℔ ruht. Daß der Mensch diesen Druck nicht empfindet, kommt daher: weil die Luft ihn von allen Seiten umgibt, — ihn gleichsam trägt, — überdies auch in seinem Innern befindlich ist, vermöge ihrer Elasticität, von allen Seiten, so wie von innen nach außen wirkt und also der, über dem Körper des Menschen befindlichen Luft, das Gleichgewicht hält.

Die Hauptideigenschaften der Luft in mechanischer Hinsicht sind ihre Flüssigkeit, Elasticität und Schwere, und auf die letztere (dem Druck der Luft) beruht überhaupt die ganze Wirkung des Saugens, was uns jetzt bei Erklärung der Luftpumpe noch deutlicher werden wird.

Die Luftpumpe ist ein Werkzeug, vermitteltst dessen wir die Luft in einem Gefäße nach Belieben verdünnen oder verdichten können, — (daher man auch zwischen Druck- und Saugpumpe unterscheidet), — und zeigt uns auf höchst interessante Weise, die erstauenen Kräfte und Eigenschaften der Luft. Otto von Guericke, Bürgermeister zu Magdeburg, erfand sie im Jahr 1650, und gab ihr Anfangs nur die einfache Gestalt einer großen Spitze, mit welcher er aus kugelförmigen Gefäßen, die er nach Gefallen öffnen und luftdicht verschließen konnte die Luft auspumpt. Im Jahre 1654 auf dem Reichstage zu Regensburg, machte er in Gegenwart des Kaisers Ferdinand III. und der Kurfürsten, die ersten Versuche, welche die Schwere und Federkraft der Luft bewiesen und allgemeine Bewunderung erregten. Der Jesuit Kadpar Schott, beschrieb zuerst im Jahr 657 die Luftpumpe und die damit angestellten Versuche, unter dem Titel: *mirabilia Magdeburgica* und durch dieses Buch lernte der Engländer Robert Boyle, sie zuerst kennen und brachte in

Verbindung mit dem D. Hooke beträchtliche Verbesserungen bei denselben an. Daher kam es, daß die Luftpumpe; besonders in England und Frankreich, als eine Erfindung des Boyle angesehen wurde, und daß man noch jetzt den luftleeren Raum, den man durch sie hervorbringt, die Leere des Boyle, statt Guericke'sche Leere nennt.

Die Luftpumpen, deren wir uns heut zu Tag bedienen, sind nun so mannigfaltig abgeändert worden, daß eine Beschreibung aller Arten dieser Maschine hier zu weit führen würde. Wir haben daher eine der neuesten und besten heraus, welche auf beiliegender Zeichnung genau dargestellt ist, und deren Bestandtheile und Gebrauch, folgende kurze Beschreibung hinlänglich erläutern wird:

A. A. sind 2 hohle metallene Zylinder, welche man Stiefel nennt, in diesen können die beiden passenden Kolben oder Stempel B. B., welche aus zusammengepreßten und in Oel getränkten Lederscheiben bestehen, durch das Eingreifen des Stiernrads c. in die gezahnten Kolbenstangen d. d., mittelst der Kurbel z. auf- und abbewegt werden. Dem messingene glatte und vollkommen ebene Teller P. ist mit den Stiefeln A. A. durch den Kanal f. verbunden. Auf diesem Teller, werden allerlei gläserne Glocken L. mit abgeschliffenen Rändern, — Recipienten genannt, — gestellt, die man entweder durch ein untergelegtes feuchtes Leder, oder durch Anwendung von einer, aus Wachs und Unschlitt bestehenden Schmiere, vor dem Eindringen der äußern Luft sichert. Der Haupthahn m. ist von 2 Löchern durchdrungen, wovon das eine senkrecht auf dem Hahnen steht, und zur Verbindung der Stiefel mit der Glocke dient. Das andere ist parallel mit dem Hahnen, und dient, um die äußere Luft unter die Glocke hineinströmen zu lassen. In dem Glaszylinder S., befindet sich ein kleines Barometer mit eingetheilter Scale. Es kann durch den Hahn x. mit der Glocke in Verbindung gebracht werden, und zeigt die Dichtigkeit der Luft unter derselben an. Die Maschine ist mittelst der Füße o. auf einem Tische befestigt.

Soll nun die Luft unter dem Recipienten L: ausgepumpt werden, so setzt man denselben mittelst des Hährens m. mit den Stiefeln in Verbindung, und ebenso das kleine Barometer mittelst des Hährens x. Wird nun an der Kurbel z. zu drehen angefangen, so hebt sich einer der Kolben, 3. B. B' das Ventil r. im Stiefel öffnet sich, während dem die Klappe s., welche sich in dem Kolben B' befindet geschlossen bleibt. Hingegen schließt sich das Ventil r. beim Heruntergehen, und die Klappe s. des Kolbens öffnet sich. Dasselbe geht nun abwechselnd auch im andern Stiefel B. vor. Wie dies zugeht ist leicht einzusehen. Wenn der Kolben D. hinauf geht, so entsteht in dem Stiefel ein leerer Raum, und es findet alldann eine Verbindung zwischen dem Stiefel und der Stöcke statt; ein gewisses Quantum Luft tritt nun in den Stiefel. Beim Hinabgehen des Kolbens schließt sich das Ventil r., und es befindet sich ein Quantum Luft zwischen dem Boden und dem Kolben. Da nun das Ventil r. geschlossen ist, so kann die Luft nur durch die Klappe des Kolbens entweichen. Hat nun der Kolben den niedrigsten Punkt seines Laufes erreicht, so erhebt er sich wieder, und stößt alle über ihm befindliche Luft hinaus. In dem nemlichen Augenblicke, in welchem der Kolben hinaufgeht, entsteht wieder ein leerer Raum im untern Theil des Stiefels, das Ventil r. öffnet sich, und es tritt eine neue Quantität Luft aus der Stöcke, um diesen leeren Raum auszufüllen. Nach fortgesetztem Spiele der Kolben, tritt endlich ein Zeitpunkt ein, in welchem das Quecksilber in dem geschlossenen Arme des Barometers fällt, und im offenen Arme desselben steigt. Wenn man es so weit gebracht hat, daß der Höhenunterschied des Quecksilbers in den beiden Armen des Barometers etwas weniger als eine halbe Pariser Linie beträgt, so kann man überzeugen sein, daß die Luft, so weit es mit den neuesten Luftpumpen möglich war, ausgepumpt sei. Eine vollkommene Leere zu bewirken, ist bis jetzt unmöglich gewesen.

(Der Beschluß folgt.)

Dtto Lauchhart.

Vaterländische Erzählung

aus

dem letzten Viertel des Fünfzehnten Jahrhunderts.

(Beschluß von Seite 28.)

Es war am 6. März 1470 als ein glänzender Zug von Rittern und Kriegeren, Freidelbergs Mauern verließ.

Friedrich der Siegreiche, aufgebracht über das feindselige Betragen Ludwigs von Welsens, beschloß endlich, ihn empfindlich zu züchtigen, und sandte seinen Vogt Simon von Walschhofen, mit beträchtlicher Macht gen Schriesheim und die Weste Strahlenberg, um solche aufs Schärfste heimzuzusuchen.

An der Spitze wohlgepanzelter Mannen, ritt Vogt Simon von Walschhofen, der im Kampf ergraute Waffenfreund, und ihm zur Seite der Sohn des gefangenen Handelsherrn Lauchhart.

Dotto war leicht gerüstet, an seiner Seite hing ein reichverziertes Schwert, mit dem er wohl umzugehen verstand, da der wackre Walschhofen schon früher sein Lehrmeister in allen Fehdtkünsten war.

Wald hatte man Schriesheim erreicht, die Stadt wurde besetzt, und die Burg hart belagert; der Vogt hatte den ausdrücklichen Befehl des Kurfürsten, nur dann mit Sturm die Weste zu nehmen, wenn sie nach dreimaliger Aufforderung sich nicht ergeben würde.

Ein Herold wurde abgesandt, um die Besatzung zur Uebergabe Strahlenburgs aufzufordern, er wurde jedoch von Kurt von Wendheim, der nach Ebersteins Tod die Döbüt der Weste übernommen hatte, mit höhnischer Antwort an den Vogt zurück gewiesen.

Eine zweite und dritte Aufforderung hatte dieselbe Folge. Da entschloß sich Simon von Walschhofen zu ungesäumtem Sturm und ließ deshalb die nöthigen Vorkehrungen treffen.

Die Sonne war schon längst unter gegangen, als Dotto bei dem Vogt erschien. Eider Herr, sprach er mit freubiger Zuversicht, vertraut mir ein Fährlein Eurer Leute an, und Ihr sollt in Strahlenburgs Besitz gelangen, ohne vieles Blutvergießen. Mir ist ein heimlicher Weg bekannt, der in das Innere der Weste führt, wenn es dunkler geworden,

brechen wir auf, überreichen die Befehung, und der nächste Morgen soll uns als Sieger begrüßen.

Wenn Euch solch Unternehmen gelingt, entgegnete freundlich der Bogt mit kräftigem Händedruck, wählet Euch selbst Eure Begleiter, und solltet Ihr droben nicht fertig werden, so sucht Euch der Zugbrücke zu bemessen, laßt sie nieder, und auf den ersten Trompetenschlag eilen wir Euch zur Hülfe.

Ich glaube kaum, daß es dieser bedarf, entgegnete Otto, denn die Hälfte der Befehung besteht aus seinen Söldnern, die der erste Schwerdtschlag lähmt.

So geht mit Gott, junger Freund, und denkt im Kampfe an das Schicksal Eures Vaters, sprach der Bogt, und Otto verließ den Kreis, um alles zum baldigen Zuge vorzubereiten.

An der Spitze des Kerns der Mannschaft und von der finstern Nacht beghinstigt, sah sich Otto an der Stelle, wo er vor einigen Tagen dem unterirdischen Gänge theilhaft war.

Die Falthüre wurde geöffnet, und Otto betrat mit seinen Leuten den dunklen Pfad. Schweigend schritten die Gewappneten, von Otto geleitet, dem Burgsperren entgegen, das bald erreicht und geöffnet war.

Jetzt gilt es Freunde, flüsterte Otto, streitet wacker und der Sieg wird auf unserer Seite sein! Rasch gieng es nun hinan in die Hallen, und aus diesen in den Burghof. Erst dort wurden die Kurfürstlichen bemerkt. Der Thurmwart lärmte bestig, die meisten taumelten schlaftrunken empor, griffen halbgerüstet nach ihren Waffen, und kürmten in den Burghof. Auch die Söldner auf den Ringmauern verließen ihren Posten und mischten sich in den Kampf, der von Minute zu Minute heftiger wurde.

Kurt von Wertheim verließ in völliger Kürzung sein Lager, und stürzte sich mit hochgeschwungener Waffe unter die Streiter. Lange dauerte der Kampf, bis endlich der Sieg sich auf die Seite der Kurfürstlichen zu neigen begann. Eine allgemeine Unterwerfung erfolgte, als Kurt von Wertheim tödtlich verwundet zu Boden sank. Der Rest der Befehung streckte die Waffen, und wurde gefangen binab in das Lager gebracht.

Kaum war der Morgen angebrochen, als Bogt Simon von Balshofen an der Spitze einer glänzenden Ritterschaft in Strahlenburg einzog. Ihn empfing Otto an der Hand seines besreiten Vaters und seiner bräutlichen Emma. Auf den

alten Landhört hatte die Gefangenschaft zerrörend eingewirkt. Seine Wangen waren bleich und eingefallen, die Augen matt, und sein Gang gebückt und unsicher.

Der Bogt empfing den Alten mit wehmüthiger Freundlichkeit. Euch hatte der Herr schwere Prüfungen auferlegt, theuerer Freund, sprach er sanft, aber Gott sey Dank, die Tage des Misgeschicks sind vorüber, und ihnen folgen Tage der Freude!

Ja, glücklich sollen nun meine übrigen Lebensstunden vorüberfließen, denn ich lebe jetzt im Kreise meiner guten Kinder, antwortete der Handelherr, indem er Otto und Emma in seine Arme zog.

Euch, junger Held, wird der Kurfürst danken, wandte sich der Bogt zu Otto, Ihr habt Euch ritteilich geschlagen, und unserm Herrn viele seiner Streiter gerettet — ich werde ihm bei unsrer Rücksicht Alles getreulich berichten!

Meinen Lohn habe ich bereits, edler Herr, entgegnete Otto fröhlich, indem er an Emmas Hand vor den Bogt trat, hier Emma von Reichenbach wird am Altar mit übersehwinglich vergelten!

Ich werde beim Trauungsfeite erscheinen, und hoffe, kein unwillkommener Gast zu sein, sagte der Bogt mit heiterem Lächeln, Ihr, Otto, habt den schönsten Preis errungen, genießt ungestört Eures Glückes — Ihr, verdient es. —

Ein strenges Gericht hielt der Bogt über die sechszehn Fußknechte, die dem Kurfürsten eidpflichtig waren, und sich in der Wesse befanden — sie wurden in Sade genäht und den Fluthen des Neckars übergeben.

Die Bürger von Schriesheim wurden, unter Beschlagnahme ihres Weines, um Vierhundert Gulden gebrandschatzt, und hierauf zog sich der Bogt mit den Seinigen nach Heidelberg zurück.

Als Otto Landhört an der Seite seines Vaters und seiner Emma, die ihm so eben als ungetrennliche Lebensgefährtin angetraut worden war, umringt von Freunden und Bekannten, in das väterliche Haus zurückkehrte, traf er dort den Greis Simon von Balshofen, der freundlich lächelnd, die Neuvermählten empfieng, und sie in den festlich eteucherten Saal führte. Dort lagen auf reich bedängter Tafel kostbare Gegenstände, Ringe, Armspangen, goldene Ketten, und eine mit orientalischer Pracht geschmückte Küstung ausgebreitet. Und als das junge Paar diese unerwartete Erscheinung überrascht anstaunte, ergriff der Bogt Ottos und Emmas Hände, und sprach fröhlich: So lobnt Kurfürst Friedrich seinen treuen Kindern!

KARTE VOM KOENIGREICH

POLEN



KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT.

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Nahrungsgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sechs. (im ganzen Großherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämtlichen Posthöfen, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Straßburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Saubochgasse No. 3.) sowohl auf das Ganze von No. 1. an — jezt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf 2 ct! Exemplare erhält man 1 Freyexemplar). Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sechs.

P o l e n .

Ein kurzer Abriss seiner Geschichte und Geographie.

(Mit einer Karte.)

Vierter Jahrgang 1831. Tab. LX.

Das überall und ewig in der Welt herrschende Gesetz des Werdens und Vergehens, zeigt sich auch in den Schicksalen der Völker und Staaten, und die Geschichte giebt und hiervon viel große ergreifende Beweise.

So war auch Polen, das jezt unter der Vormüßigkeit mehrerer Regierungen steht und auf's Neue den Kampf für seine Unabhängigkeit beginnt, einst zur Zeit des spätern Mittelalters der mächtigste Staat des Nordens. Es erstreckte sich von der Dnjeß bis in die Nähe des baltischen Meeres, vom Fürstenthum Severien bis an die schlesische Gränze, und das herzogliche Preußen, Pommern, Liefland, Kurland, die Kosaken am Dniepr, die Wallachei und mehrere Stämme der Tartären waren Lehensträger der Polnischen Krone. Doch mit dem Tode des vortrefflichen Königs Sigmund August (1572) schloß die Glanzperiode Polens, es ward ein Wahlfreih und näherte sich immer mehr und mehr seinem jetzigen Verfall. Die benachbarten Staaten versuchten zwar die Ruhe und Ordnung wieder herzustellen, aber vergebens; von 13000 □ Meilen, das Polen damals noch hatte, kamen im Jahr 1772 über 3000 unter die Herrschaft von Rußland, Preußen und Oesterreich. Im Jahr 1793 gab sich Polen eine eigene Verfassung, nach welcher das Wahlfreih und die Leibeigenschaft aufgehoben, die Gewalt des Adels beschränkt und die erbliche Königswürde dem Churhause Sachsen angetragen werden sollte. Preußen und Oesterreich billigten dies, aber Rußland nahm sich des Adels und der andern mit dieser Verfassung

unzufriedenen Polen an, und so kam es denn nach abermaligen Unruhen und Zwisten im Jahr 1793 zu einer zweiten polnischen Theilung. Polen verlor ganz Litthauen alle südlichen Länder bis an Oesterreichs Gränzen, an Rußland ganz Großpolen mit Danzig und Thorn an Preußen. Da erwachte noch einmal auflebend der Heldengeist des Volks, das den Verlust seiner Freiheit nicht gleichgültig ansehen konnte. Koszciuszko ein Mann gleich groß als Held, wie als Mensch, riß einen Theil des Volks begeisternd mit sich fort und zeigte sich als einen der größten uneigennützigsten Patrioten, die die Geschichte aufzuweisen hat. Doch auch die glänzenden Heldenthaten und Aufopferungen der Vaterlandsliebe vermochten nicht, der allzu großen Uebermacht zu widerstehen. In der mörderischen Schlacht bei Maczjowiz am 10. October 1794 wurden die Polen nach der muthigsten Gegenwehr besiegt, Koszciuszko sank mit Wunden bedeckt, unter den Worten „finis Poloniae“ vom Pferde, fiel in feindliche Gewalt und nun war Polen gänzlich verloren. Polen wurde jezt 1795 zum drittenmal und nun gleich so getheilt, daß nichts mehr davon übrig blieb und es bis auf den Namen gänzlich aus der Reihe der europäischen Staaten verschwand. Der letzte polnische König lebte in St. Petersburg von einem Gnabengebald und endete dort im Jahr 1798 sein unruhliches Leben.

Als Napoleon, der die Polen ihrer militärischen Tüchtigkeit wegen liebte, im Jahr 1806. Preußen überwältigte, bildete er im Kaiserlichen Frieden aus den diesem Staate abgenommenen Provinzen das Herzogthum Warschau von etwa 1900 □ Meilen und 2,250,000 Einwohner an Größe, gab demselben eine der französischen ähnliche Verfassung und stellte es unter die Souveränität des Königs von Sachsen. Darauf im Jahr 1812 als Napoleon

aus Rußland vertrieben wurde, nahmen die Russen das Herzogthum in Verwaltung, Preußen erhielt 1815 was es vor 1806 besessen, zurück, und das Uebrige ward mit Rußland unter dem Namen des Königreichs Polens vereinigt; es erhielt eine ständische Verfassung und abgesonderte Verwaltung.

Ueber die Verfassung sowohl als über die Verwaltung des Staats, wurden in den Jahren 1819 und 1820, viele unzufriedene Stimmen laut. Die Unzufriedenheit wuchs seitdem im Stillen mit jedem Tage, fand immer mehr Anhänger, und hat sich endlich durch schreckliche Auftritte in der Hauptstadt, westkundig gemacht. Jetzt ist die russische Armee auf mehreren Punkten zumal in Polen eingedrungen, und den Lesern unsers Blattes wird die heute beigelegte Karte zur bessern Orientirung bei eintreffenden Kriegsberichten gute Dienste leisten.

Zugleich mag hier eine kurze Schilderung des Landes und seiner Bewohner am besten die Uebersicht seiner Streitkräfte geben. Das jetzige Königreich Polen enthält etwa 2300 □ Meilen, und 3,750,000 Einwohner. Der Boden ist meistens eben und fruchtbar, doch giebt es auch große sumpfige, bruchartige Niederungen, wie Chelm, Plock &c., das Klima ist gesund und die Witterung ziemlich besänftig. Polen wird von circa 100 Flüssen durchströmt, wovon die wichtigsten die Weichsel, die Warta und der Niemen sind. An Producten ist Polen eher reich als arm zu nennen. Getraide, Gemüse, Obst, Salz, Holz, Flachs, Hanf, Tabak, Pelzwerk in großer Menge, Hopfen, Torf, Eisen, Woll &c., wird mehr oder minder reichlich gewonnen, und die Viehzucht ist hauptsächlich in Pferden und Rindvieh sehr bedeutend. Die Einwohner, deren etwa nur 2 Drittel eigentliche Polen sind, bestehen aus Litthauern, Teutschen, Griechen, Tataren, Zigeunern, vielen Juden, und wohnen in etwa 480 Städten und 23,000 Dörfern. Mit Ausnahme weniger Städte (z. B. Warschau, Lublin &c.) sind die übrigen fast alle kaum so gut als unsere deutschen Dörfer: Sie sind ohne Ringmauern, und zeichnen sich nur durch ihren größeren Umfang allenfalls durch ein Steinpflaster vor den Dörfern aus. Die Straßen sind überall so unreinlich, daß man bei schlechtem Wetter im Schmutz fast stehen bleibt, denn die Trägheit

der Einwohner ist zu groß, um ihn auf die Seite zu schaffen. Der gemeine Pole ist überhaupt höchst unwissend, faul, uncleanlich und sinnlich, und besonders dem Branntwein sehr ergeben. Die jämmerliche aus unbehauenen Baumstämmen und Lehm aufgeführten Häuser, sehen eher Viehställen als Menschenwohnungen gleich, und sind innen eben falls höchst schmutzig und armfelig. In den Dörfern wohnen gar Menschen und Vieh in einer sogenannten Stube beieinander, worin zugleich der Stubenofen als Badofen dient. Nicht selten fehlt der Rauchfang, und dann muß der Rauch durch eine Öffnung über der Thüre seinen Weg nehmen. Betten sieht man höchst selten, statt diesen alte Lumpen mit Laubwerk und Stroh angefüllt, oder die Menschen liegen auch auf bloßer Erde in ihre schmutzigen Schaafspelze eingehüllt. Unreinlichkeit des Körpers, an Kämmen und Waschen ist bei den meisten geringen Leuten gar nicht zu denken, und wimmeln daher von Schmutz und Ungeziefer. Diese drückende Armuth des Volks, scheint bei dem Productenreichtume des Landes, auf den ersten Blick unerkklärlich, sie hat aber in vielen traurigen Umständen ihren Grund. Die Hauptursache ist wohl die Leibeigenschaft. Nicht wie Menschen, sondern wie gerethes Vieh, werden die Leibeigenen von den Leuten betrachtet, und demgemäß behandelt. Mit kriechender Furcht nähert sich der Leibeigene seinem Herrn, ein Blick, eine Miene von ihm, macht ihn zittern, und für die geringsten Vergehen, erwarten ihn Fußtritte und harte Strafen. Im Sommer und Winter muß er die schwersten Arbeiten im Frohndienste verrichten, dabei bedecken die jämmerlichen Lumpen nur nothdürftig seinen Körper, und die schlechte Kost fristet kümmerlich sein Leben. Seine einzige Zuflucht ist dann die Branntweinflasche und andere rohe Aufschwelungen, mit denen er das Gefühl seines Elends zu erstickn sucht, und so neben der Freiheit auch noch die moralische Würde des Menschen verliert. Hieraus läßt sich dann leicht der Sclavenbau der Polen und ihre Gleichgültigkeit gegen Verbesserungen aller Art erklären. Jeder treibt seine Sachen, wie sein Großvater und Urgroßvater es betrieben, und ihr Haß gegen alle Fremden, besonders gegen die Deutschen, so wie die Unwissenheit in der sie aufwachsen, machte es

von jeder den Regierungen fast unmöglich, bessere Einrichtungen zu treffen.

Wie in seiner äußeren Stellung, seiner Wohlhabenheit und Macht der höchst zahlreiche polnische Adel von den Leibeigenen und der Volksmasse überhaupt sich wesentlich unterscheidet, so ist dies auch hinsichtlich seiner Bildung der Fall, denn meistens wurden sie im Auslande, in Frankreich oder Deutschland erzogen oder besuchten doch die Landes-Universität Warschau. Bei vielen großen Fehlern besitzet der polnische Adel indessen eine unbegrenzte Vaterlandsliebe, die sich zu allen Zeiten durch die heldenmüthigsten Aufopferungen und ungeheuersten Anstrengungen kund gethan hat.

Staatsreligion in Polen ist die katholische, doch werden auch alle übrigen Confessionen gebildet. Die Geistlichen genießen besonderer Vorrechte und die vornehmeren haben Sitz und Stimme im Senat. Die Industrie steht noch auf einer niedrigen Stufe. Die bestehenden Fabriken liefern hauptsächlich Leinwand, Wollenwaaren, Leder, Pelze, Schuhe, Zacksack, Glas, Branntwein. Die Regierung sucht indessen sehr die Industrie zu heben und nach einer Verordnung vom Jahr 1816 sind alle ausländische Fabrikanten, Handwerker und Arbeiter, die sich in Polen niederlassen, auf 6 Jahre von allen Abgaben frei.

Der Handel beschränkt sich auf den Austausch der Natur und Kunstproducte im innern des Landes, und als Handelsstädte sind nur Warschau und Lublin (wo Wessen sind) von Bedeutung; und überdies ist der Handel Polens noch größtentheils, ja fast ausschließlich in den Händen der Juden.

Die Einkünfte des Staats betragen ungefähr 62 Millionen poln. Gulden, und gründen sich auf die Kopfsteuer, das Rauchsangegeld, die freiwilligen Abgaben von liegenden Gütern, Stempelpapier, Postwesen, Spielkarten, Lotterie &c. und die Ausgaben betragen 52 Millionen pol. Gulden, wovon 40 Millionen allein zur Erhaltung der Armee nöthig sind. Das polnische Heer ist in Friedenszeiten 30,000 Mann stark (30,000 Mann Infanterie und 20,000 Mann Cavallerie) wovon 20,000 Mann die königl. Garde bilden. In Kriegszeiten kann dasselbe jedoch durch die Miliz bedeutend verstärkt werden. Denn nach einem Kaiserl. Decret vom Jahr 1816 ist jeder Pole

ohne Unterschied des Standes, der Herkunft und Religion, vom 20—30. Lebensjahre auf 10 Jahre Soldat. Ausnahmen finden jedoch Statt, bei Ausländern und ihren Söhnen, einzigen Söhnen, Geistlichen, Professoren, Ärzten, Künstlern &c., auch können die Conscriptirten Stellvertreter stellen. Die Juden hingegen sind alle militärpflichtig, und können zu Stellvertretern wiederum nur Juden stellen, und im Fall der Militärbedienst der jüdischen Nation entbehrlich sein sollte, ist sie verpflichtet jährlich eine angemessene Geldsumme dem Staate zu erlegen. Merkwürdig ist noch, daß der Verfassung nach die polnische Armee nur innerhalb Europa verwendet werden kann. Eigentliche Festungen hat Polen nur zwei, Zamość und Modlin, außerdem noch im Kreis Kalisch das stark besetzte Kloster Czenczochar.

Die Luftpumpe.

(Schluß von Seite 31.)

Von den mannigfaltigen Versuchen, die mit der Luftpumpe angestellt werden, wollen wir nur einige der interessantesten anführen. Rittet man auf ein walzenförmiges, unten und oben offenes Glas, welches man auf den Keller P. setzt, einen nach der Länge seiner Fasern ausgehöhlten, etwa 3 Linien dicken Deckel von Eichenholz, oder ein kleines mit einem dicken Boden von Leder, und gießt man in den ersten Wasser, in das letztere aber Quecksilber, so werden diese Materien von der Atmosphäre beim Auspumpen der Luft, durch die Poren des Holzes und des Leders gedrückt, und tropfenweise in den leeren Raum fallen; ja zu weilen wird der hölzerne Deckel wohl gar zerbrochen werden. Denn Holz, Leder und alle andere Theile der Thiere und Pflanzen haben bekanntlich eine Menge kleiner Poren, die mit Luft angefüllt sind. Diese leeren sich zum Theil aus, wenn die Luft ausgepumpt wird, und die Atmosphäre treibt dann das Wasser oder Quecksilber, mit Gewalt durch die leeren Räume. Eben diese Poren machen, daß unsere meisten Holzarten eigenthümlich leichter sind, als das Wasser, daß sie aber zuletzt schwerer werden, als dasselbe, wenn sie lange unter dem

Wasser liegen, und von demselben ganz durchdrungen werden. Man kann den Druck der Atmosphäre auch nach dem Beispiele des Guericke, durch ein paar genau auf einander passende Halbkugeln von Kupfer zeigen, davon die erstere eine Röhre mit einem Hahnen t. hat, welche auf die Luftpumpe aufgeschraubt werden kann, die andere aber, einen Ring y., wie auf der Zeichnung zu sehen ist. Beide Halbkugeln müssen aber luftdicht auf einander schließen. Pumpt man nun diese hohle Kugel luftleer, und hängt sie, nach dem man sie verschlossen und von der Pumpe abgenommen hat, an ihrem Ringe auf, so ist, wenn sie auch nur einige Zoll im Durchmesser hat, ein Gewicht von 60 Pfd. nicht vermagend, sie zu trennen.

Die Luft, die in andere Körper eingeschlossen ist, dehnt sich aus, so bald der Druck der äußern Luft der Atmosphäre vermindert wird. So z. B. bläht sich eine verschlossene ganz schmale Blase unter der Glocke der Luftpumpe ungemein auf, wenn die Luft ausgepumpt wird und fällt wieder zusammen, wenn man die Luft unter die Glocke läßt. Dasselbe findet auch bei einem verwellten Apfel statt.

Wenn man einen Vogel oder sonst ein Thierchen mit warmem Blut unter die Glocke der Luftpumpe bringt, und die Luft verdünnt, so äußert es die deutlichsten Zeichen der Unruhe und scheint zu sehr leblos. Läßt man aber geschwind wieder die Luft unter die Glocke, so erholt es sich, obgleich es mehrertheils nachher kränklich bleibt, und nicht lange lebt. Fische und Frösche hingegen, so wie ganz kleine Thierchen, die durch die Luftröhren athmen, können oft mehrere Stunden und noch länger in einem so verdünnten Lufttraume leben. Pflanzen aber sterben darin ab.

Auch kann im luftleeren Raume keine Flamme erzeugt werden. Jeder brennende Körper erlischt sogleich unter der Glocke der Luftpumpe, wenn man die Luft schnell verdünnt. Eintige Körner Schießpulver, die man in sehr verdünnter Luft mit dem Brennglase anzündet, geschmelzen ohne Flamme und Auflockerung. Schließlichs führen wir noch einen höchst interessanten Versuch an, durch den man sich völlig überzeugen kann, daß bios die Beschaffenheit

der Luft von dem langsamern Niederfallen eigenthümlich leichter Körper die Ursache ist.

Man nehme z. B. ein etwa 6 Fuß hohes und 2 — 3 Zoll weites cylindrisches Glas, und richte es oben (etwa mit einem Drath) so ein, daß bei einer geringen Bewegung zwei auf demselben ruhende in ihrer natürlichen Schwere sehr verschiedene Körper (z. B. ein Ducaten und eine Flaumfeder) ganz zugleich zu fallen anfangen können, wenn man jenes Glas, so viel als möglich luftleer gemacht hat. Dann wird man den überraschenden Anblick genießen, daß der Ducaten und die Feder beide zu gleicher Zeit auf den Keller der Luftpumpe fallen, da hingegen, wenn man den Versuch in gewöhnlicher Luft vornimmt, in der Zeit des Fallens immer ein merklicher Unterschied zwischen beiden Körpern statt findet.

U n g l ü c k s f a l l .

In Bremen wollte vor Kurzem ein junger Mann einen Freund besuchen, der in einer entlegenen Straße im obersten Stockwerk wohnte. Als er an die Treppe kam, hörte er ein jämmerliches Geschrei. Dies machte ihn neugierig, und er stieg bis in das zweite Stockwerk, wo das Geschrei herzukommen schien. Er riß eine Thüre auf. Was sah er? einen Knaben von zwei Kagen jämmerlich zerfleischt. Eine sah ihm am Halse, und bis ihn jämmerlich, die andere hing an seiner Brust. Nur mit kräftigen Hieben und mit aller Gewalt konnte er den Knaben von seinen wüthenden Feinden losmachen, die sich selbst gegen den Mann zur Wehre setzten. Dem Knaben ward schnelle Hilfe gerichtet, aber erst nach Wochen konnte er hergestellt werden. Was war die Veranlassung zu dieser blutigen Scene? Die eine Kage hatte Junge, und der Knabe, um sich während der Abwesenheit der Kelterin die Zeit zu vertreiben, nahm die kleinen Kägen öfters aus ihrem Bette, um den Spaß zu haben, daß die Mutter sie wieder hintrange. Die Kage ließ sich dies einmal gefallen, aber dann wurde sie wild, und der in der Nähe befindliche Kater stand also bald zu ihrem Weistand auf, der dem armen Knechten bald den Tod gebracht hätte.

n.

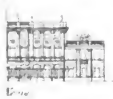
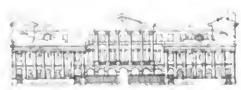
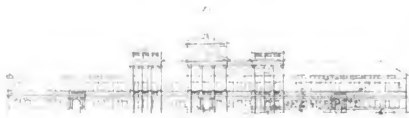
sicht.

Stadt

haben das Ansehen.

übrige ist planlos und wüthend.

Außer 7000 Handwerkern und 6 = 700 Kaufleuten, befinden sich hier Manufakturen und Fabriken von Charten, Tuch, Leinwand, Farben, Leder, Ta-



höchst interessanten Versuch an, durch den man sich völlig überzeugen kann, daß bios die Beschaffenheit so zu ihrem Bestande auf, wie wenn man sie so bald den Tod gebracht hätte.

Karlstraße, in der Wälte'schen Hofbuchdruckerei.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT.

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie Aler Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Großherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heits, Schlaugasse No. 3.) sowohl auf das Ganze von No. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf acht Exemplare erhält man 1 Freyexemplar.) Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Warschau.

(Mit einem Plan.)

Vierter Jahrgang 1831. Tab. X.

Die polnische Angelegenheit gestaltet sich mit jedem Tage bedeutlicher; alles ist jetzt äußerst gespannt auf den Ausgang des Kampfes der sich immer näher an die Hauptstadt des Reiches drängt und vor oder in dieser sein Ende erreichen wird. Daher möchte unsere heutige Abbildung (ein genauer Plan von Warschau) und folgende kurze Beschreibung des Wichtigsten dieser Hauptstadt unsern Lesern willkommen seyn.

Warschau oder Warszawa die Hauptstadt in Polen, liegt in der Wojwodschafft Masowien, links an der schiffbaren Weichsel, deren Ufer hier die beträchtliche Höhe von 500 Fuß übersteigen. Die Stadt hat eine angenehme Lage, wird eingetheilt in die Alte und Neustadt, die Krakauer Vorstadt, neue Welt, Leszno, Nowe Lipie und Szymbowo und hat einen Umfang von 34 polnische Meilen. Sie zählt mehr denn 300 Straßen und Gassen, die aber meistens eng, krumm, dunkel, schlecht gepflastert, daher sehr kostig sind. Von fast 900 Häusern sind mehr als ein Drittheil elende Hütten, Schindeln und Stroh gedeckt (Dwarack genannt), ab es bildet einen sonderbaren Contrast, wenn man neben prächtigen Pallästen solche Baracken stehen sieht. Daher ist nur ein kleiner Theil der eigentlichen Stadt (der Alte und Neustadt), die Krakauer Vorstadt und die neue Welt schön zu nennen und nur diese haben das Ansehen einer Residenz und Hauptstadt; das übrige ist planlos und winkelig gebaut und sieht weit

mehr einem ansehnlichen großen Dorfe ähnlich, wo hin und wieder schöne Palläste und Landhäuser stehen. Sehr häufig gränzen an die Häuser auch zugleich große Gärten und bedeutende Keder, die also mit in den Umfang der Stadt gerechnet werden, und ihn so bedeutend machen. Die Stadt ist offen, ohne alle Ringmauern und erst in der letzten Zeit ist sie durch ungeheure Schanzen einigermaßen besfestiget worden. Auch das Innere derselben befindet sich jetzt im Vertheidigungszustande.

Von den 48 öffentlichen und Staatsgebäuden sind mehrere der merkwürdigsten auf dem Plane abgebildet; und überhaupt zählt Warschau mehr denn 120 Palläste, 32 Kirchen, viele Klöster und 6 Hospitäler. Mehr wegen der historischen als der Kunst-Merkwürdigkeit führen wir auch noch die 26 Fuß hohe Kolossalbildsäule (von Massivem) des Königs Sigismund III. und das Denkmal des Generals Resciusko an.

Wenn Warschau überhaupt, abgesehen davon, daß es die Haupt- und Residenzstadt des Königreichs ist, durchaus schon alles in sich vereinigt, was Polen Großes und Schönes aufzuweisen hat, so ist noch besonders zu bewundern, wie außerordentlich sich diese Stadt binnen 10 bis 15 Jahren, sowohl in Bevölkerung, Industrie, Wohlstand, als auch in wissenschaftlicher Kunst-Bildung gehoben hat. Die Bevölkerung ist bereits mit der Garnison auf 150,000 Seelen gestiegen, worunter etwa 26,000 Juden. Außer 7000 Handweckern und 6 — 700 Kaufleuten, befinden sich hier Manufakturen und Fabriken von Charten, Tuch, Leinwand, Farben, Leder, Za-

bad, Bierbrauereien, Branntweimbrennereien 900 — 1000 Schenken, 400 Fiaker, fünf Buch- und 3 Kunsthandlungen. Warschau ist der Vereinigungspunkt des polnischen Binnenhandels, der hauptsächlich durch die schiffbare Weichsel, durch 5 Banken und durch die hiesigen Messen begünstigt wird. Man zählt an 50 bedeutendere Handlungshäuser, worunter das berühmte Wechselhaus Frankel, und der Gesamtwertb aller auf den hiesigen Märkten umgesetzten Consumtionsartikel beträgt ungefähr 24 Millionen polnische Gulden. Seit dem Jahr 1828 ward auch in Warschau eine Nationalbank errichtet, die bestimmt ist die polnische Nationalschuld abzutragen und den Handel noch mehr zu befördern.

Die dabeist im Jahr 1816 gestiftete, und mit Bibliotheken und Sammlungen vorzüglich ausgestattete Universität, erfreute sich bis jetzt eines guten Fortganges und zählte im Jahr 1828 45 Professoren und mehr als 700 Studenten. Ferner findet man an wissenschaftlichen Anstalten ein Centralseminar, Lyceum, eine Militärakademie, Kunst- und Forstschule, mehr als 300 Elementarschulen, vorzügliche öffentliche Bibliotheken, Kunst-, Münz- und Naturaliensammlungen u., und auch an milden Stiftungen, an Kranken- und Irrenhäusern fehlt es nicht. Ueberdies ist Warschau der Versammlungsort des Reichstags, der Sitz des Vicekönigs und der höchsten Reichsbehörden, eines Erzbischofs und Primas von Polen, der hohen Gerichte und anderer Landesoberkeiten. Doch ungeachtet aller dieser Zusammenflüsse von Nahrungs- und Erwerbs-Quellen trifft man doch auch hier in Warschau, wie fast in allen großen Städten bei dem höchsten Luxus und üppigsten Reichthume die bitterste Armuth an. Der wohlhabende Mittel- oder Bürgerstand ist nicht sehr zahlreich.

An Gelegenheiten zur Vergnügung und Unterhaltung fehlt es durchaus nicht, und es bieten sich dem Fremden wie dem Einheimischen mannichfaltige Abwechslungen dar. Es giebt hier drei Theater, ein polnisches, französisches und deutsches, einen gym-

nastischen Circus, viele Bälle, Redouten, unzählige Caffeehäuser, öffentliche Gärten und Alleen, und in der Umgegend die schönen Lustörter und Schlösser Belvedere und Razienky mit öffentlichen Bädern. Die Vergnügungen der unteren Klassen beschränken sich indessen auf den Genuß ihres Lieblingsgetränks des Branntweins, und die dabei vorkommenden Schlägereien.

In Warschau sind die Juden mehr beschränkt als im übrigen Polen. Im Jahr 1825 mußten sie die Hauptstraßen verlassen und die entlegensten Theile der Stadt bewohnen; auch muß jeder nicht in Warschau ansässige Jude bei seinem Eintritte in die Stadt eine Aufenthaltskarte lösen und täglich mit 20 pfl. bezahlen. Jeder Jude der künftig in Warschau wohnen will, muß eine wüste Kaufstelle kaufen und binnen Jahr verfrist darauf ein massives Haus erbauen, und zu Errichtung seines Handels ein bedeutendes Vermögen nachweisen können.

Gegenüber von Warschau am rechten Ufer der Weichsel liegt Praga eine Stadt von 800 Häusern und etwa 4000 Einwohnern, die durch eine Schiffbrücke mit Warschau verbunden und als eine besetzte Vorstadt anzusehen ist. Durch den polnischen Unabhängigkeitskrieg im Jahr 1794 ist sie durch die Belagerung und Erstürmung Suwarow's in der Geschichte bekannt und berühmt geworden.

Es waltet fast kein Zweifel ob, daß Warschau selbst es auch noch werden wird, denn täglich vernehmen wir aus den öffentlichen Blättern von der Entschlossenheit und dem Heldennuthe seiner Bewohner, die gefonnen sind, es den Partisanen und Bräustellern gleich zu thun. Schon ist die ganze ungeheure Stadt mit Schanzen und an vielen Orten sogar doppelt umgeben, und durch Barricaden und Steinhäufen wollen sie jede Straße zu einer Festung, jedes Haus zu einer Bastie machen. Wahrscheinlich werden wir bald erfahren ob und wie ihnen das Glück in ihrem Unternehmen günstig sein wird.

Wernyhora's Prophezeiungen.

(Aus dem polnischen Tagesblatte „Der Patriot.“)

Die Bewohner der Ukraine, Wolhynien und Podoliens bewahren durch mündliche Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht die Prophezeiungen Wernyhora's, eines Kosaken, aus dem Dorfe Dmytrówka am jenseitigen Ufer des Dniepr. Er führte einen sehr gottesfürchtigen Lebenswandel und erlangte durch seine Prophezeiungen einen so ausgebreiteten Ruhm, daß von nahe und ferne die Leute sich bei ihm Rath's erholten oder ihn um Vorherhersagung der Zukunft ansprachen. Bei solchen Gelegenheiten versiel er gewöhnlich in einen magnetischen Schlaf. Nach seinem Tode wurde sein Grab ein Wallfahrtsort, und als während des letzten Türkenkrieges und früher noch einige seiner Vorherhersagungen einzutreffen schienen, unterlagte die russische Regierung bei schwerer Strafe seine Ruhestätte zu besuchen. Alle Strafen waren fruchtlos; ein Volk, vorzüglich ein bedrücktes Volk, setzt gern seine Hoffnung auf Zeichen und Wunder, und Wernyhora's Ansehen blieb stets in religiöser Verehrung. Sonderbar! Viele seiner Vorherhersagungen haben sich bewährt; vor wenigen Jahren ward eine Prophezeiung hinsichtlich seiner eigenen Beerdigung erfüllt. Man wußte, er habe vorhergesagt, daß seine Asche in der ganzen Welt zerstreut werden würde; und beßhalb wurde sein Grab sorgfältig erhalten. Allein neben dem Kirchhofe floß ein Bach, welcher vor einigen Jahren so anschwoll, daß er den ganzen Gottesacker überschwemmte und mit sich forttrif. Dieses Ereigniß bekräftete den Volksglauben um so mehr, und befestigte das Vertrauen auf die Prophezeiungen, von denen einige schon der Vergangenheit angehören, andere hingegen erst in Erfüllung gehen sollen. Sie sind in rufniatfcher Sprache nach der mündlichen Volküberlieferung verzeichnet; und wir theilen sie mit, wenn auch nicht alle als Weissagungen, doch wenigstens als eine Reihe interessanter Sagen, denen das Volk völligen Glauben beimißt.

Wernyhora kam im Jahre 1766 aus den Gegenden des Dniepr nach Polen und ließ sich in dem Dorfe Makiebonow in der Starostei Kanlow

nieder. Dort sagte er vorher, die Halbamaken würden binnen Kurzem ihr Wesen treiben; das Landvolk in Kleinrußland würde deßhalb einen Aufstand erregen und dabei viele Menschen zu Grunde gehen; die Provinz würde nicht unter der Botmäßigkeit der Atamanen bleiben, sondern unter Polens Oberherrschaft zurückführen; einige Jahre später würden in Kanlow hohe Herrschaften zusammenkommen, und die dort getroffenen Verabredungen für Polen schlimme Folgen haben. Als die Halbamaken ihr Wesen wirklich zu treiben angingen, und die Prophezeiung Wernyhora's unter dem Landvolke sich verbreitete, da trachteten sie seiner habhaft zu werden, konnten ihn aber nirgend's finden; unerschrocket sah auch die Einwohner von Makiebonow ihn zu verfolgen bedereden. Wernyhora flüchtete und verbarg sich auf einer nur von Mülkern bewohnten Insel auf dem Flusse Kossia. Die ganze Starostei Korsun befand sich damals im Besitze eines gewissen Suchobolsti, welcher in Korsun selbst wohnte; auf die Nachricht, daß Wernyhora bei den Mülkern versteckt sey, begab er sich persönlich dahin und erfuhr von ihm Nachstehendes:

1. Der von den Mülkern bewohnte Ort auf der Insel wird mit kostbaren Mauern und einem schönen Pallaste verziert werden, auch werden dort zwei Monarchen zusammenkommen.
2. In Polen werden in Kurzem große Unruhen ausbrechen, ein Bruder wird mit dem Blute des andern seine Hände bestrecken. Raub und Plünderungen werden statt haben; fremde Soldaten werden viel Böses anrichten und die Thürme mit Gefangenen anfüllen; von drei Seiten wird ein großer Theil Landes abgerissen werden.
3. Die Polen werden ihren König hassen und sich lange Zeit hindurch gegenseitig verkaufen; am Ende wird die Kriegesackel entzündet und ein großer Theil Polens in drei Theile getheilt.
4. Es wird im Lande ein Kleiner, aber tapferer Mann aufstehen, seine Kräfte werden jedoch zur Befiegung der Feinde nicht ausreichen. Dieser Mann wird gefangen genommen und der letzte Theil Polens getheilt. Die Weichsel wird bei der Hauptstadt mit Blut geröthet werden, und der König wird nicht in seiner Hauptstadt sterben.

5. Ein fernes Land wird seinen König morben und aufstehen, so daß es vielen Königen und Fürsten furchtbar werden wird; es wird ein Königreich unterdrücken und in dem demselben abgenommenen kleinen Lande wird ein Theil der polnischen Nation und eine neue Regierung wieder erstehen.

6. Im dritten Jahre nach Polens Aufstande wird in einem großen Theile der Welt ein furchtbarer Krieg ausbrechen. Später wird ein Monarch aus dem Westen an der Spitze vieler Nationen gen Osten ziehen, Smolensk einnehmen und den Kreml umrühren; von dem Gipfel seiner Größe geschleubert, wird er auf eine Insel verwiesen werden.

7. Die Monarchen werden zusammen kommen und Beratungen pflegen. Die letzte Zusammenkunft wird in Rothkreuzen erfolgen, allein alle Unterhandlungen werden fruchtlos seyn. Es werden Bündnisse geschlossen, um Polen wieder herzustellen, allein diese werden erfolglos seyn und nicht zu Stande kommen. Es wird zu einem Kriege kommen und Rußland wird wie ein entzündetes Pferd tief in die Türkei dringen; später aber werden sich die Türken aufraffen. Die Polen werden einen Aufstand machen; ein großer Held wird mit einer tapfern Nation die Russen besiegen, und alsdann die Polen kräftiger sich erheben. Später wird er das russische Lager bei Konstantinow überfallen, auf der Ebene Hanscharicha die Russen überwinden. Er wird sie schlagen bis zu den Gräbern des Perepiat und der Perepiatpka, wo ein zweites russisches Lager stehen wird; überall werden russische Leichen den Boden decken. Der Türke und der Engländer werden sich mit den Polen verbinden; sie werden durch die Kiow gehen, den Dniepr mit russischen Leichen anfüllen und tief in das moscoviter Land eindringen; endlich werden die Moscoviter die Polen als Brüder begrüßen, ihre Feindschaft in Freundschaft wenden.

8. Polen wird mit Hüffe der Türken und Engländer in seinen alten Gränzen bleiben.

9. Ein kleines, wenig bekanntes, Volk wird auftreten und sich in Europa Ansehen erwerben.

10. Auch Kleinrußen wird des Glückes theilhaftig werden. Es wird eine Zeit kommen, wo große Dinge vorgehen. Ich würde davon sprechen, allein ich fürchte, der Dniepr möchte aus seinen Ufern treten.

11. In einem großen Theile der Welt werden die Formen der Andacht verändert werden; neue Regierungen werden errichtet, die alten umgestaltet oder umgestürzt werden; und das Glück wird lange Jahre dauern ic.

V e r s c h i e d e n e s.

In Van Diemens-Land ist eine Art von Brodfrucht entdeckt worden. Wenn man nämlich 1 bis 1½ Fuß nachgräbt, so findet man ein sonderbares Erzeugniß der Erde, welches bisher noch von keinem Botaniker beschrieben worden ist. Es hat eine runde Gestalt, eine dünne Schale, ungefähr wie die Kartoffel, und ist oft so groß, wie ein Menschenkopf. Zer schnitten, bietet es eine schwammige Substanz, doch von größerer Festigkeit und einem bedeutenden Antheil an Nahrungsstoff dar. Man hat bisher keine Nebenwurzeln entdecken können, welche an dieser Kugel haften. Die Eingebornen erkennen sie an einem kleinen Blatt auf der Oberfläche des Bodens, welches durch sehr zarte Fäden mit jener zusammenhängt, und das zerreißt, wie man es aus der Erde zieht.

Ein französisches Journal führt folgendes Beispiel an: Ein Pfund Eisen kostet nach dem Fabrikpreise ungefähr 5 Sous. Wenn man aus diesem Eisen Stahl, und aus diesem Stahl Uhrfedern verfertigt, so kann man, da es Gattungen von Uhrfedern gibt, davon eine nur das Dreihelste eines Grans wiegt, und für 18 Franken verkauft wird, aus einem Pfund Eisen, welches 5 Sous kostete, auf diese Weise 24,000 Urbedern machen; und für selbe 1,440,000 Franken lösen.

D r u c k e r s t r.

In No. 9. Seite 33. 1te Spalte Zeile 21 von unten lies schwarzen statt baltischen Meere.

Karlsruhe, in der Wäldeischen Hofbuchdruckery.

5
B
1
2
3
4
5



Der Engalle.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rh. Thlr. 1. — also (im ganzen Gesehrstagum Baden frei 60 per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heits, Schlachtpasse No. 3.) sowohl auf das Ganze von No. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Auf 60 Exemplare erhält man 1 Freyexemplar. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh. Thlr. 1. 12 gr. 60 Sch.

Der Emgallo

oder

das äthiopische Schwein.

(Mit einer Abbildung.)

Vierter Jahrgang 1831. Tab. XL.

Dieses wilde und unbegreifbare Thier, das sich am Vorgebirge der guten Hoffnung, am Senegal, in Guinea und am grünen Vorgebirge aufhält, unterscheidet sich durch viele Eigenheiten von allen andern Schweinen.

Es hat die Größe und Gestalt eines ausgewachsenen wilden Ebers, und ist nicht selten 4 — 5 Fuß lang. Der Leib ist dick und stumpf, die Haut sehr hart und fest, das Haar oder vielmehr die Borsten sind im Nacken und auf den Schultern oft 16 Zoll lang, und bilden auf dem Rücken eine lange herabhängende Mähne. Die Farbe des Thieres ist rothgelb, braun und graulich, oft auch schwärzlich wie bei den europäischen wilden Ebern. Der Kopf ist sehr breit, gleichsam platt gedrückt, und am Rüssel vieredig abgeschnitten; die Stirne ist vieredig; die Augen sind klein und liegen fast oben an der Stirne. Die Ohren legen sich an den Hals an, und sind meistens unter den langen herabhängenden Halsborsten verbuddt. Auf jeder Wade, dicht unter dem Auge, steht eine drei Zoll lange und eben so breite Warse, von knorpelartiger Substanz. Gerade unter diesen befindet sich, jedoch weniger auffallend, ein knochenartiger Auswuchs, der um mehr als einen Zoll hervorspringt.

Als furchtbare Waffe, hat dies Thier in jeder Kinnlade 2 eisenbeinartige Hauer. Die oberen sind 7 — 8 Zoll lang und in ihrer Wurzel sehr dick. Sie gehen, so wie sie aus den Lippen hervorstechen,

gerade in die Höhe und endigen sich in eine stumpfe Spitze. Die in der untern Kinnlade sind viel kleiner, und schließen, wenn das Thier das Maul zumacht, so genau an die großen an, daß beide nur einen Zahn auszumachen scheinen. Der Kopf dieses Schweins ist häßlich. Beiden Kinnladen fehlen die Schneidezähne. Der Rüssel hat eine besonders auffallende Bildung, ist sehr breit und vieredig, und hat Aehnlichkeit mit der Schnauze des Rispferdes. Ungeachtet dieses unförmlichen Rüssels, wühlt das Thier dennoch die Erde um.

Es ist sehr gefährlich diesem zornigen Schweine nahe zu kommen. Die Hottentotten, die sonst wohl die Löwen erlegen, fürchten sich vor diesem Eber ungemein und gehen ihm aus dem Wege. Denn schnell wie ein Pfeil, in vollem Lauf, wechelt er den Schwanz feiner in die Höhe trägt, schießt er auf seinen Gegner los, zerschlägt ihm mit seinen Hauern die Beine und reißt ihm den Bauch auf. Auf der Jagd, muß man selbst zu Pferde, sich sehr vor ihm in Acht nehmen, denn er ist äußerst schnell und in der Wuth sogar sehr gewandt. Er dreht sich, wenn er verfolgt wird, nicht selten unversehrt um und wirft Roß und Mann zu Boden. Wegen seines schnellen und unermüdbaren Laufens nennen ihn die Holländer am Cap Hartskooper (d. i. Schnellläufer.) Ein Reisender erzählt, daß sich ihm bei einer Jagd auf diese Schweine eine sonderbare Erscheinung zeigte. Es schienen ihm nämlich ihre großen Kläpfe in der Ferne auf einmal noch viel größer und zugleich sehr unförmlich zu werden, und alle Jungen waren plötzlich verschwunden. Bald entdeckte er aber, daß die Alten dieselben auf der Flucht ins Maul genommen hatten, um sie desto schneller mit fortzubringen. In der Gefangenschaft beträgt sich der Emgallo unbändig und wü-

thend, so daß er stets mit Ketten angeschlossen werden muß. Zur Nahrung dienen ihm allerlei Wurzeln, die er aus der Erde wühlt, und seine Wohnung nimmt er in Höhlen und unter Baumwurzeln. Das Fleisch des Emgallo oder äthiopischen Schweines, schmeckt fast wie gewöhnliches Schweinefleisch und wird gern gegessen.

Der Fisch.

(Nach einer wahren Begebenheit *).

Ueendet hat die Nacht;
Doch kein Tag erwacht.
Schrettenreich, wie an sich selbst verzweifeln, bricht
Aus dem Wolkengrau ein schauerliches Licht,
Und fernher ächzt ein bumpfes Gausen,
Als dräng' empör der Hölle Brausen.
Schon ras't der Sturm einher,
Durchheult das Meer
Wie auf den Grund,
Und wühlt das Fluthgewimmel
Herauf vom tiefsten Schlund.
Wirbel kämpft mit Wirbel, Fluth mit Fluth,
Im Wechsel steter Siegeswuth.
Allgemeines Schlaggetümmel
Tobt durch Erd' und Himmel!
Die Hölle weicht; bang' kommt das Meer,
Ein flüchtiges Meer
Zurückgeworfener Wogen,
Zum Rewastrom gezogen.

*) Während der Schrecklichsten des Sturmes und der großen Ueberwärmung der Rewa am 19. November 1824 zu St. Peterburg. Ein Soldat der Garde hatte seine Wohnung in einem Erdgeschosse, und war im Dienste; die Frau war auf Arbeit ausgegangen, und hatte die Kinder bei einem Stüde Weib und dem Krug Wasser eingeschlossen. Erst gegen Nacht konnte sie wieder nach ihrer Wohnung kommen, und durfte natürlich nur die Leichname ihrer Kinder noch zu finden hoffen. Bis sie unter Thränen das Haus erreichte, wo alle Soldaten schon mit dem Ausdunnen des Wassers aus dem unteren Stockwerke beschäftigt waren, und sie, selbst noch bis an den Leib im Wasser, zu ihrem Gemache kam, fand sie den Tisch noch schwimmend, und oben darauf lagen die Kinder, im ruhigen Schlafe. Sie erzählten der Mutter: Als das Wasser zu den Fenstern heringelassen, seien sie auf Stühle gesiegen; als es höher kam, auf den Tisch; und als sie auf diesem selbst nicht mehr sitzen konnten, weil er die Decke beinahe erreichte, hatten sie, ermüdet vom Klettern, sich hingeliegt und waren eingeschlafen. Uebrigens konnten sie sich nicht satt genug erzählen, wie spaßhaft es ausgefallen, als rings um sie her alle Geräthschaften im Wasser herumgetanzt hätten. — Eine andere merkwürdige Rettung war folgende: Auf die Kalksteinbrücke, die sehr hoch liegt, hatten sich viele Menschen gesüßet. Die Wirthschafter, die sich dabei befanden, spannten zuletzt, bei auch hier wachsender Gefahr, ihre Dreiwägen aus und schwammen davon. Die, die dazu nicht Muth oder nicht so har-

tsesetzt, ob solcher Störung der Natur, Verläßt der Strom sein altes Bette,
Berreißt der Ufer Kette,
Eile, flieht, Schug suchend auf der Flur,
Und bricht sich Bahn zu einem neuen Etwab
Auf dem verlassenen, festen Land.

Sieh, wie es drängt und schäumend wallt,
Und schon sich tosend rings umher
Mit Angewalt
Verfingeln ausgegossen hat!
Der großen Jaaren große Stadt,
Koch prangt sie stolz in ihrem Gluck —
Im nächsten Augenblick
Ein weites Meer!
Durch alle Straßen tobt die Wuth
Aus ihrem Reich vertriebener Fluth.
Des Kriegschiffs riesiger Pallast
Von Sturmes Hand
Mit Grimm erfaßt,
Flieht bang' ans bange Land,
Und reitet zwischen Häuserreih'n
Mit irrer Hast
Sich schau hinein,
Ein unheimlich fremder Gast.
Schauerhaft wäht, vom Gebränge
Der tollen Wogen
Gräßlich fortgezogen,
Sich Thier- und Menschenmenge.
Lebende, nach Hülf' schreiend,
Erschöpfte, deren Wehr schon verklungen,
Stumm dem Tod sich weibend,
Leichen, die schon ausgezungen,
Hier ein Arm und dort
Ein todenbleiches Angesicht,

te Pferde hatten, so wie eine große Anzahl Fußgänger, mußten dort bleiben. Die Gefahr wuchs mit jedem Augenblicke; wurde aber noch größer, als nach 1 Uhr das Wasser über die Brücke heraustriff, und nun von allen Seiten eine Menge eis und ohne Führer im Extreme schwimmender Pferde herbeikam, die alle, sobald sie diesen einzigen Rettungspunkt noch sahen, auf die Brücke zu liefen, und nun den kleinen, von Menschen schon vollbedeckten Raum zuletzt so verengten, daß die Leute stürzen mußten, in den Strom gedrängt oder von den Pferden zertritten zu werden. Bei dem Abdröhen der Thiere verlor die Menschen aber die Besinnung, und anstatt sich auf beiden Seiten der Brücke zu vertheilen, wurdeten alle in ihrer Angst sich nun nach der Seite, wo sie Anfangs die meisten Pferde abzurufen gesucht hatten. Während sie hier kämpften, kamen von der andern Seite, zu der naher durch die gedrangte Masse Thiere Niemand mehr hingelangen konnte, immer mehr Pferde hinzu. Endlich, als Gefahr und Noth am größten war, sandte der Himmel unerwartet Hülfe. Sturm und Wellen schweberten zwei ungeheure lange Fische, die zum Wäscherspißeln gebraucht werden, den Strom herauf der Brücke zu, die glücklich den bonnennden Sturz aufhielt. Ein's derselben klemmte, seiner Länge wegen, zwischen der Brücke und dem schräg über liegenden Haupte sich fest ein, und so bildete es den, mit Tobensangst ringenden, vom Laugen Kampfe erschöpften Menschen einen Gang, von welchem aus sie in die Fenster der mittleren Etage des Hauses, einer Klosette, einfliegen, und sich so gerettet sahen.

Mit erlöschtem Augenlicht,
 Treibt aus der Fluth auftragend fort.
 Die Brücke tracht und stürzt hinab
 Ins schäumende Grab,
 Mit ihr der Menschen Gebränge,
 Der Bogen Menge.
 Ein tausendfacher Schrei —
 Dann ist's vorbei!
 Siegreich zieh'n
 Die Wogen über ihre Beute hin,
 Dringen weiter, Stoß auf Stoß,
 Und machen sich Bahn,
 Hüllen der Häuser Erdschloß,
 Gewölbe und Gemächer,
 Und schwellen bis an sturmhulle Dächer
 Mit immer dichteren Massen an.
 Es steigt mit jedem Augenblick die Roth;
 Unausweichlich draust der Tod,
 Und würgt mit grimmigem Haßte
 Auf offener Straße,
 Bürgt in der Wohnung stillem Aufenthalt
 Mit Mordthaten tödtlicher Gewalt;
 Es wird das Haus zur Wobekluft,
 Das Zimmer zur Familienkluft.

Mit alldurchbringendem Wühlen stoß
 Des Wassers Kühle
 Auch in ein Häuschen, klein und stille,
 In dessen unterem Geschloß
 Ein Garde wohnt, des wackren Weib,
 Mit frischem Geist und kräftigem Leib,
 Arbeitsam, rüthig und liebemüß,
 In fünf vergnügten Jahren,
 Seit sie verbunden waren,
 Ihm bracht' ihr eigenes und sein Ebenbild,
 Frisch wie des Morgens Purpurchein.
 Den Vater rief der strenge Dienst,
 Die Mutter der Arbeit langer Gewinnst.
 So trennten sie sich von den Kleinen,
 Wie's die Nothwendigkeit gebot,
 Von Sehnsucht, bei dem Abendrod
 Sich seßlich wieder zu vereinen.

Die Mutter spricht: „Wie ich wieder komm',
 „Seyd liebe Kinder, ruhig und fromm;
 „Ich lasse euch in Gottes Hut;
 „Er ist den Guten immer gut.“

Sie giebt den Schmeißelnden den Segen,
 Und zu dem Segen Milch und Brod,
 So viel gefunden Wägen noth.
 Kaum ist sie fern, als, wie mit Donnererschlägen,
 Der Seesturm sich der bebenden Stadt
 Verheerend naht.
 Schon fällt das Wasser, wie ein Bach,
 Der Kinder abgeschlossenes Gemach.
 Mit Jubel wird das Kommen begrüßt.
 Die Kinlein dücken sich behende,
 Und schöpfen, lassen durch die Hände
 In des Zimmers plätschernde Weiten
 Das Wasser jubelnd niederzelleiten.
 Und wie es rauschend sich vermehrt,
 Da wird ergriffen Krug und Glas,
 Gesfüllt, beleert,
 Gesprudelt, gegossen:

„Nur immer mehr herein gestossen!
 „Die gute Mutter thut uns das.“

Doch immer höher steigt die Fluth.
 Schon muß das Pärchen fest sich halten
 Vor den andringenden Gewalten.
 Raß sind die Kleider,
 Und Frost befällt den Leib;
 Da spricht das Büren Weiber:
 „Wasser, Wasser, geh' hinaus
 „Aus unserem Haus,
 „Und hörst du nicht auf zu rauschen und schlagen,
 „So wollen wir dich bei der Mutter verlagen.“ —
 „Komm, Winka,“ ruft Wasilko nun,
 „Das böse Ding, es will nicht ruh'n,
 „Laß auf den breiten Stuhl uns steigen,
 „Da kann es uns nichts weiter thun.“ —
 Und Winka: „Recht! Wasilko, komm!
 „Die Mutter sagte ja: Seyd fromm!
 „So setzen wir uns auf den Stuhl
 „Hoch über den Pfuhl,
 „Und bieten still im Winkel dort,
 „Bis Mütterlein kommt; mit strengem Wort
 „Treibe sie das böse Wasser fort.“ —

Kaum sitzen sie auf dem Stuhl,
 Schwillt höher das Fluthgebränge
 Der Wassermenge.
 Schon schwankt der Stuhl;
 Die armen Kleinen
 Bitten und weinen;
 Und wie der Strom den Stuhl bewegt
 Und hebt, und bis zu einem Tisch trägt,
 Da schwingen sie mit Schmetterlingskraft
 Sich auf den Tisch.
 Die neue Scene schafft
 Neuen Mutz und neues Spiel.
 Sie ruhen auf der Platte und schäkern viel.
 Das Wasser immer mehr und mehr,
 Trägt im Gemache den Tisch,
 Wie selbst mitspizeln umher.
 Wasilko spricht: „Ei Winka, seß,
 „Wie gut sich da liegt,
 „Wie's schaukelt und wiegt!“ —
 „Seh munter und frisch!
 „Run spielen wir Wasserfahrt.
 „Unser Schiff ist der Tisch;
 „Ich bin der Steuermann
 „Mit langem Bart,
 „Und lenke den Kahn.
 „D fürchte dich nicht! Ich mach' es gut.“

Und immer höher schwillt die Fluth,
 Und der Tisch, auf immer steigender Bahn,
 Hebt sich zur Decke des Zimmers hinan.
 Die Kinder dücken sich, stach und klein,
 Und schlingen sich in einander hinein,
 Schließen endlich gar
 Die Augen vor der Gefahr,
 Und leiser immer
 Zent ihr Gewimmer.

Von der hohen Burg herab
 Schaut Alexander in's Wellengrab
 Mit tiefem Schmerz,
 Und öffnet den Schatz, und öffnet sein Herz,
 Und ruft: „Gilt! rettet! das Volk ist mein Kind,
 „Und die Unglücklichen sind

„Noch vor den andern Auen
 „Meiner Sorge zugewallen,
 „Ich bin ihr Vater in Glück und Noth,
 „Und unser Aler Vater ist Gott!“
 Verbraus't hat nun des Sturmes Wuth;
 Froh der Ruhe, sinkt die Fluth,
 Und zieht sogleich
 Zurück sich in ihr altes Reich.

Schon eilten Alle von allen Seiten,
 Dem Unglück Hülfe zu bereiten;
 Wer am Leben geblieben,
 Forcht nach dem Leben der Kleinen.
 Der Diener sucht den vermissten Herrn,
 Den Freund der Freund,
 Und manches Pärchen erkennt sich von fern,
 Und schwört, nun zu bleiben auf ewig vereint.
 Die Mutter der schlummernden Kinder auch eilt
 Mit gerungenen Händen herbei aus der Ferne, und theilt
 Mit schluchzend das drängende Menschengetümmel
 Im sinkenden Fluthengemmel.
 Schon hat sie, das Schimmelt befürchtend, bang und wild,
 Der hoffnungslosen Verzweiflung Bild,
 Durchkäst und angsterbebt,
 Das Haus erreicht,
 Schon öffnet sie mit Gewalt die Thür,
 Und Irrenden trüfeln ihr,
 Und Wehenden und Bangen,
 Von den Bangen.

Wie das Wasser vom Aeid, und die letzte Kraft
 Ist beinahe erschlaft.
 Doch, was ihr übrig noch, das rafft
 Sie zusammen eilt, voll Aebdgraun
 Dinein ins Gemach — die Kleiden zu schau'n,
 Und sieht auf dem Tische die Kinder liegen,
 Die, Mund an Mund und Brust an Brust,
 In warmer, süßankhauchender Luft
 Sich schlummernd an einander schmiegen,
 Der Tisch die Wiege, von ihrem Schützengel gebaut!
 Ein Zubehaut,
 Des Entzündens Luft,
 Anstürmt der Mutter Brust!
 Dank betend sinkt sie am Tische dahin.
 Vom Schrei gewedt, erwachen
 Die lieblichen Schiffer, was lachen
 Mit frohlichem Sinn,
 Und grüßen die Mutter wohlgeborgten,
 Und wünschen, um Frühstück dittend, ihr guten Morgen.

(Kühner.)

Wahre Anekdote von Blücher.

Blücher empfing einst von einem hohen Staatsbeamten ein Schreiben, welchem als Beleg der Bericht einer untern Behörde beigelegt war, worin Blücher anführungsweise immer nur der p. p. Blücher genannt wurde. Der Inhalt befriedigte ihn wenig, denn die Auszahlung einer Geldsumme, die er als Rückstände seiner Präsiden ansprach, sind noch einige Schwierigkeiten. Indem er das ungünstige Blatt ärgerlich anschaut, heißt ihn plötzlich das

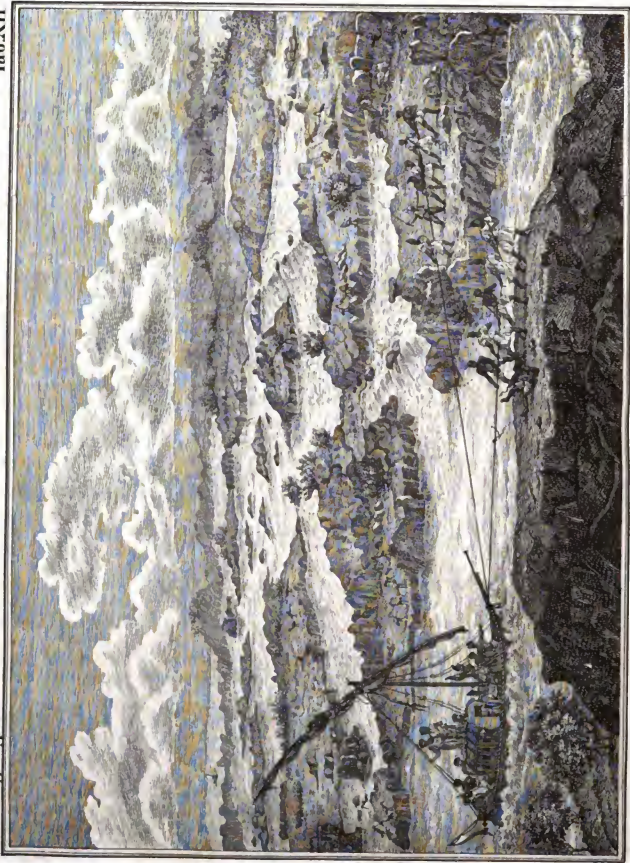
p. p. in die Augen, er fühlt die unerhörteste Beleidigung, sieht das Papier als traue er seinen Augen nicht, nochmals genauer an, bricht dann furchend und schimpfend in heftiges Donnerwettern aus, steckt das Blatt ein und zieht stürmisch die Klingel; niemand erfährt was ihn so aufbringt; ein Bedienter muß ihn bei dem Minister sogleich anmelden, bringt aber ungeweiht die Antwort, derselbe werde lieber dem Fürsten selbst aufwarten, dem er auch außerdem zu seinem Geburtstag morgen persönlich Glück zu wünschen beabsichtige. Zahlreiche Besuche finden sich am andern Tage bei Blücher ein, Generale und Offiziere erfüllen den Saal, auch jener Minister erscheint, Blücher nimmt den Eintretenden sogleich in ein Nebenzimmer, läßt jedoch die Thüre halb offen, wiewohl auch geschlossen sie den durchdringenden Ton seiner erhöhten Stimme kaum würde beschränkt haben. „Aber Ew. Excellenz!“ heß er mit Wacht an, und ein suchbares Donnerwetter nach dem andern, entlad sich über den Betroffenen, der nicht zum Worte kommen konnte. „Seid ihr des Teufels mich einen p. p. zu nennen! Da soll ja das Wetter drein schlagen! Für den Soldaten bin ich Vater Blücher, und will ich nichts anders heißen, aber für euch Tintenkleber bin ich Feldmarschall und Fürst! Ihr mögt mit euerm p. p. nur noch einmal kommen, ihr mögt selber ein p. p. sein, aber ich nicht! Und so fuhr er im grimmigsten Eifer fort, zwischen den ärgsten Worten, immer wieder p. p. einschaltend, mit so komischer Wirkung, daß aller anfänglicher Schrecken sich in Neigung zum Lachen milderte. Der Eifer hatte sich Luft gemacht und nachdem Blücher wieder hervorgetreten war, und den Offizieren eine anfangs ernste, dann aber in dröben Scherz übergehende Anrede gehalten, nahm alles eine beitere Wendung und endete in guter Freundschaft.

(K. A. Wornhagen von Ensf.)

Verschiedenes.

Das alte königl. Schloß Barwick in England ist von so genauer Bauart, daß, ungeachtet seines Alters, wenn alle Thüren einer Zimmerreihe von 350 Fuß Länge geschlossen sind, man durch die Schlüsselreihe eine am andern Ende gerade in der Mitte stehende Mäße erblickt.

Ein kleines rundes Stückchen Holz, mit Del besuchet, unter die Zunge gelegt, soll ein probates Mittel gegen das Stottern seyn.



Die Schiffsfahrt.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT.

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den loblich Beang habenden Abbildung. Der Plan ist; hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruhe Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für R. 5. 12 kr. rh., Thlr. 1. — sechs. (im ganzen Großherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jedersit von sämtlichen Postbüchern, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Straßburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heits, Sehluchgasse No. 3.) sowohl auf das Ganze von No. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf acht Exemplare erhält man 1 Freyexemplar). Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist R. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sechs.

Der Nil und die Niltschiffahrt.

(Mit einer Abbildung.)

Viertes Jahrgang 1831, Tab. XII.

Der Nil, ein großer Fluß in Afrika, durchströmt ganz Nubien und Aegypten und ist durch seine großartige Eigenthümlichkeit einer der berühmtesten und merkwürdigsten Ströme der ganzen bekannten Erde. Seine Quellen im Innern von Afrika zu entdecken und seinen Ursprung genau zu bestimmen, hat schon seit den ältesten Zeiten zu den schwierigsten Aufgaben der Reiseforschreiber und Geographen gehört; zu etwas Bestimmtem darüber ist man noch immer nicht gelangt, und so wird denn gewöhnlich angenommen, daß er in den abissinischen Gebirgen, im Lande der Agows, aus den Quellen eines großen Sumpfes entspringe.

Erst nachdem sich seine verschiedenen Quellen oberhalb Sennaar, wo sie ein sehr fruchtbares Stromthal bilden, mit dem Bahr el Abiadh oder weißen Strom, der am Fuße des Mondgebirges entspringt, vereinigt haben, wird er mit Bestimmtheit der Nil genannt, und behält diesen Namen auf dem ganzen weiten Laufe, bis zu seinem vielarmigen Ausflusse ins Meer. Nun strömt er vom 16^o bis zum 30^o der Nordbreite in meist nördlicher Richtung fort, nimmt den einzigen großen Zufluß, den Tacazze auf, und durchfließt fortan als der einzige Strom ganz Nubien und das unermessliche Thal von Aegypten. Dann theilt er sich später bei Cairo, wo er über 2000 Fuß breit ist, in 2 Hauptarme, bildet dadurch das sogenannte Delta, und ergießt sich zuletzt in vielen Mündungen (nämlich bei Raschid und Damiat) ins mitteländische Meer.

Das Bette und die Ufer des Nils sind abwechselnd höchst romantisch und öde. Einen besonders eigenthümlichen Charakter gewinnen sie vor Assuan, der Gränzstadt Aegyptens gegen Nubien. Hier wird die Gegend wild, unfruchtbar und gebirgig, die Ansicht des Flusses imphosant und phantastisch. Eine Menge Granitblöcke, schwarz und wie Metall glänzend, zwischen denen der Nil sich schäumend durchwindet, ragen aus dem hellen Wasserspiegel hervor, und man sieht sich staunend unter jene gewaltigen Massen verfeßt, aus welchen die alt-ägyptische Kunst ihre Tempel, Obelisken und colossalen Pyramiden schuf. Unsere Abbildung zeigt uns einen Theil des Steinthals mit dem Cataract oder Wasserfall Uady-Halfa. Auch hier verspreiten grünbewachsene Felsen den Flußweg. Eine Menge kleiner Inseln, die der Strom, als er sich durch das Gebirge Bahn brach, aus den Bruchstücken der Felsen bildete, gewähren dem Auge einen höchst romantischen Anblick. Die von der starken Strömung getriebene Fluth windet sich rauschend und sprudelnd durch die Klippen. Die dunkle Schwärze der Felsen, die sich oft vierzig Fuß hoch über den hellen Wasserspiegel erheben, bilden einen scheinenden Contrast mit dem weißen Wogenschaum, dem rothen Sand und dem Grunde der, mit Gesträuch, blühenden Alozien und Datteln bewachsenen Inseln, die zugleich von einer Menge Kraniche und Reiher besucht sind. Der Wechsel der Farben, der von den Strahlen der Sonne vergoldete Strom, das Brausen der Wasser mitten in der sonst schweigamen Einsamkeit, der unermessliche Gesichtskreis, in dem das Auge sich verliert, geben in der That ein Schauspiel, an dem man sich nicht satt sehen kann, und in der alten Sage, daß die Anwohner der

Kataracten von dem wilden Toben der Wogen taub werden, mag eine Anspielung der überwältigenden Macht dieses Eindrucks liegen. Neben diesem wilden Toben hat das Bett des Nils hier auch sehr viele seichte Stellen; so daß die Fahrzeuge häufig in ihrer Last erleichtert, und dann nicht ohne große Anstrengung mit Stangen und Seilen weiter bewegt werden müssen. Hierbei hat man Gelegenheit, die ungeheure Muskelkraft der Neger und Schiffer dieser Gegend zu bewundern, denn oft stürzen sie sich, wo es die Tiefe des Wassers erlaubt, furchtlos ins Wasser, und machen mit ihren Händen und Schuttern das Fahrzeug wieder flott.

So wie aber der Nil aus diesen Felsenpässen herabgesunken ist, beginnt eine neue Landschaft, durch welche er nicht mehr als wilder Gebirgsstrom hinauscht, sondern in stiller Majestät, als ein segnendes, fruchtbringendes Wasser über 100 Meilen weiter gerade nordwärts fortgleitet. Gleich an der südlichen Gränze von Aegypten verläuden die Nulnengruppen von Philae und Elephantine, durch ihre Größe und Pracht, das Wunderland Aegypten. Merkwürdig und einzig in seiner Art ist von hier an die Bildung des Nilthals. Von Assuan bis Cairo, wo die Stromscheidung ist, fließt nämlich der Nil zwischen der arabischen und libyschen Bergkette in einem fast durchgängig kaum 3 Meilen breiten Thale, und dieses Thal macht fast das ganze bekannte Aegypten aus.

Was aber den Nil vor allen andern Flüssen in der Welt merkwürdig und für Aegypten besonders wohlthätig macht, ist sein jährliches Austreten über seine Ufer, wodurch er das Land überschwemmt und durch die Bewässerung und den zurücklassenden Schlamm fruchtbar macht. Im Juni nämlich, (die Angaben hierüber sind sehr verschieden) fängt er an allmählig zu steigen, erreicht zwischen dem 20 — 30. Septbr. seine höchste Höhe, hält sich dann 14 Tage, während welcher Zeit die Städte und Dörfer, gleichsam wie Inseln aus einem ungeheuren See hervortragen, und fällt dann wieder eben so allmählig und in eben so viel Zeit als er gestiegen war. Bei einer 20 Ellen großen Höhe seines Wassers ist allgemeine Frude; bei einem geringeren Stande können nicht alle Felder bewässert werden, und es erfolgt Mißwachs. Bei einem

höhern Stande aber verliert sich das Wasser zu spät und die Felder können nicht mehr bestellt werden. Um nun das befruchtende Wasser des Nils besser zu vertheilen und beim Fallen des Stroms länger zurück zu behalten, sind nach allen Richtungen hin, mit großem Aufwande an Kosten und Fleiß, Kanäle gegraben worden. So klar und rein bei gewöhnlichem Stande des Flusses auch das Nilwasser ist, das man in Ermangelung eines besseren sogar als Trinkwasser gebraucht, so erhält es beim Strömen erst eine grünlüche, später röthliche Farbe, von dem vielen ihm dann beigemischten Thon, welchem es auf den Feldern befruchtend absetzt. Dabei aber ist es süß und angenehm von Geschmack. Die Ursache dieser periodischen Ueberschwemmung ist ebenfalls noch nicht erforscht, und man suchte sie schon im Alterthum, in dem in Absinien vom März bis zum September fallenden Regen, und in den um dieselbe Zeit das Wasser nordwärts treibenden Winden.

Wegen seines so regelmäßigen Austretens, konnte der Nil im alten Aegypten eine Zeit- oder Jahresbestimmung werden, und in der ägyptischen Mythologie wurde er auch als Landesgöttheit gebildet und verehrt.

Die drei Bergleute.

(Ein Märchen.)

In einem stillen Dorfe im Harzgebirge lebten einst drei Bergleute zufrieden und vergnügt mit ihren Frauen und Kindern. Früh Morgens, in der Stunde der Dämmerung, fuhren die fleißigen Leute in den Schacht hinab, arbeiteten den ganzen Tag und lebten dann, nach Sonnenuntergang, zurück aus der Tiefe. Das Bergmannsleben war arm und still, jedoch reich und laut genug, um seiner sich zu freuen.

Einst, an einem heitern Frühlingmorgen, standen die drei unter sich herzlich befreundeten Bergleute vor dem Eingang in den Stollen und sahen bald zur Tiefe hinab, bald hinauf zum freundlich strahlenden, blauen Himmel und bald umher nach den grünen, hoch aufstrebenden Waldbäumen. Es ward ihnen heute schwer, sich zur Faher in den Schacht anzuschicken; der Himmel, die gelben und blauen Waldblumen, das vom Morgenwinde bewegte Ge-

zweig, der Gesang der Vögel, der Hauch der erquicklichen Luft und das heitere, durchs Segenweig blinkende Fröhroth, — dies Alles schien ihnen reizender, als je zuvor. „Mir ist es heute wenig gelegen, hinunter zu fahren in die Tiefe; darum laßt uns einen Feiertag machen und eine frohe Stunde und bereiten!“ — sprach der Eine.

„Auch ich bleibe heut gern auf der Oberwelt; denn heute Nacht hatte ich einen drängstigen Traum und mir ahnet nichts Gutes,“ bemerkte darauf der Andere.

„Ei!“ — sprach der Dritte — „Ihr seyd ja gewaltig lebenslustig und ahnungsreich. Ich aber glaube, daß Ihr nur Eure Unlust zur Arbeit beschönigen wollt, und darum bin ich der Meinung, solche Trägheit müsse überwunden werden. Wir wollen unserm Gesächste fleißig nachgehen; ich wenigstens werde es thun und wenn Ihr mich nicht begleiten wollt, so fahre ich allein.“

Die Andern wären zwar gerne oben geblieben und hätten sich einen guten Tag gemacht; aber sie wollten, sie konnten es nicht ohne ihren Freund. Sie fuhren also hinab, versehen mit ihrem Gebetbuche, mit dem Gedenklichte und mit einem schwarzen Brodlatz. Sie arbeiteten nun recht fleißig, wurden unter der Arbeit frohlich, sangen schöne Bergmünslieder, welche so wunderbar durch die Stille erklangen, und nahmen sich vor, die Woche über recht wacker zu schaffen, um ein paar Groschen mehr zu verdienen, welche sie dann am Sonntage dem Schwatter Schenkewirthe zu lösen geben wollten. Schnell förderten die zufriedenen Bergknappen ihre Arbeiten und der Eine sprach: „Wie froh wollen wir den Sonntag in der Schenke seyn, bei einer Kanne guten Bieres und bei duftendem Tabak. Wir lassen uns dann des Abends vom Schulmeister und seinen Gefellen Eins ausspielen, holen unsere Weiber und Mädchen herbei und tanzen und springen. Es lebe das Bergmannsleben!“

Munter ging die Arbeit voran.

Doch plötzlich krachte der Berg; dann vernahm man ein dumpfes Rollen und endlich stürzte eine hohe Felswand ein und begrub die armen Bergleute. — Wären sie doch nicht in die Tiefe gefahren! — Indessen, obwohl sie unter den Steinmassen lagen, so waren sie doch nicht um's Leben gekommen;

ein Wunder hätte sie gerettet und ein Engel Gottes sie bewacht. Fromme Menschen verläßt der Herr nicht; er führt sie in Versuchungen des Trübsals, aber er sendet ihnen seine Engel zu, welche ihnen zur Seite stehen. — Ein gewaltiger Felsenvorsprung, unter dessen Wölbung die Bergleute sich zu flüchten gerade noch Zeit gewonnen hatten, schützte sie, indem er als ein unerschütterlicher Riesenspiegler sich dem rollenden Felsgestein mächtig entgegenstemmte. Die drei Männer blieben unverfehrt und dankten dem Herrn. Wohl aber war ihre Lage nicht viel besser als der Tod. Da saßen sie, in einem engen Raum zusammengedrückt und rings von Gestein und Fels ummauert; da saßen sie, fern von aller menschlichen Hilfe, jeder Hoffnung zur Rettung beraubt, gleichsam im Angesichte des Todes, der sie wohl bald ertöden mußte. Sie warfen sich auf die Knie und beteten inbrünstig und sprachen: „Herr und Vater, verlaß uns nicht! — Stehe uns bei in dieser großen Noth, und rette uns, daß wir Dich preisen und Deinen heiligen Namen loben.“ — Sie beteten lange und von ganzer Seele.

Nun erschien zwar kein Engel, der sie aus dem Berge, wo sie gefangen saßen, befreit hätte; aber es geschah ein fast noch größeres Wunder. Sie saßen lange in dem Schacht; es mochten wohl ihrer Rechnung nach, viele Wochen vergangen seyn, seitdem sie da saßen. Aber ihre Lampe verlösch nicht und ihr Brod gehete sich nicht auf. Sie aßen, tranken — denn ein hohler Stein im Felsen war stets mit Wasser gefüllt, — schliefen, erwachten wieder, plauderten, und sangen und gewöhnten sich so an ihre Lage, daß sie ihnen ziemlich erträglich wurde und daß die Zeit ihnen kurz erschien. Besonders bewiesen sie aber durch diese Ruhe und Fassung, wie sehr sie dem Herrn und seinem göttlichen Willen ergeben waren und hüteten sich wohl, durch Murren wider die göttliche Vorsehung sich zu veründigen.

Am Abend des Tages, an welchem die drei Bergleute in den Schacht hinabgefahren waren, warteten deren Weiber und Kinder lange und vergebens auf die Rückkehr der Väter. Sie kamen nicht. Den andern Tag ging es nicht besser, und bald war es außer allem Zweifel, daß den armen Bergleuten ein Unglück begegnet war. Man stellte Untersuchungen an und so fand man denn den Schacht, in welchem

sie gearbeitet hatten, verschüttet. — Weiber und Kinder trauerten um ihre Väter; — die Väter fielen im Herbst von den Bäumen, — der rauhe Nordwind fing an zu wehen; — die Versuchundenen, welchen manche Thräne gestossen war, kamen nicht wieder. Die trauernden Familien faßten sich aber endlich und ergaben sich in den Willen Gottes: sie murrten nicht, obgleich, da sie ihre irdischen Vorgesorgten verloren hatten, ihre Lage gar drückend und hüßlos war.

Die Zeit des heiligen Christfestes war gekommen, Schnee bedeckte die einsamen Gassen des kleinen Dorfes, und die Abenddämmerung tang eben mit der Nacht. Die Tochter eines der drei Bergleute, ein gar frommes und gehorsames Kind, lebte von einer Nachbarin nach Hause zurück. Sie hatte dort einen Topf, den sie unter dem Arme trug, sich mit Milch füllen lassen und eilte damit ihrer Mutter zu, welche den Kindern am heiligen Christabend eine Suppe kochen wollte, bedauernd, nichts Besseres zu haben und ihnen nichts Besseres zu können. Das Mädchen ging schnellen Schrittes; denn schon war es ziemlich dunkel geworden. Da trat ihr plötzlich ein ärmlich gekleideter, aber freundlich aussehender Mann entgegen und sprach sie um einen Trunk an. „Ich darf Euch von dieser Milch nichts geben, weil sie meiner Mutter gehört, aber wenn Ihr mit mir nach Hause gehen wollt, so wird meine Mutter Euch nicht verweigern, was Ihr verlangt. Wir sind zwar arme Leute und haben selbst oft nur sehr wenig zu essen und trinken! wenn wir aber noch Kerne finden, als wir selbst sind, so helfen wir gerne, wie wir können.“

Der Mann ging mit dem Kinde nach Hause und es geschah, wie dieses gesagt hatte. Die Mutter bereitete eine warme Milchsuppe und ließ den armen Mann sich mit den Uebrigen zu Tische setzen. Dankbar verließ dieser hierauf das Zimmer und sprach: „Was Ihr gethan habt dem Greisingen unter ihnen, das habt Ihr mir gethan!“

Als er weggegangen war, sagte die fromme Mutter: „Kinder, laßt uns jetzt recht andächtig beten und dem lieben Gott danken, daß er uns in dieser heiligen Nacht seinen Sohn zur Erde herabgesendet hat, der einst als ein Kindlein in der Krippe lag, vor welcher die drei Könige knieten, der als Knabe in dem Tempel zu Jerusalem das Wort Gottes predigte, der den Sohn der Wittwe zu Nain vom Tode auferweckte, der die siebentausend Menschen in der Wüste speisete und der so viele Wunder that.“

Alle sanken nun auf die Knie, beteten von ganzem Herzen und versenkten sich in die fromme Betrachtung Dessers, der heute den Menschen erschienen und von ihnen als Heiland begrüßt worden.

Pötzlich wurde an das kleine Fenster geklopft; das Gebet war eben beendet, man öffnete. — „Gott! mein Mann! unser Vater!“ — Sie umarmten, sie küßten sich. Selig war die Stunde des Wiedersehens. Und sie folgten und sie forschten nicht, und überließen sich ganz der Freude, der Seligkeit des Augenblickes. Auch in den beiden andern Familien waren die Väter wieder erschienen und hatten sich in den Kreis ihrer Lieben gesetzt. So schön war für die armen Leute noch kein Weihnachtstfest gewesen. Sie vergaßen ihre Armuth; denn sie waren reich im Herzen.

Nachdem die erste Ueberraschung der Freude vorüber war, erzählte der Eine der drei Bergleute die Geschichte ihres untrübsamen Gefangenschaft und ihrer Rettung in kurzen Worten also: „Wir erwarteten den Tod und suchten uns mit christlicher Ergebung auf denselben vorzubereiten; aber es war ganz anders bestimmt. Unsere Lampe verlösch nicht, unser Brod wurde nicht aufgebraucht, unsere Kräfte schwanden nicht, unsere Seele erbeizerte sich. Es wurde uns endlich wohl in unserer engen, kleinen Welt, die wir belebten mit unseren Träumereien und Hoffnungen, an deren Einfachheit und Stille wir uns gewöhnten. Wir sprachen oft und viel mit uns selbst und beschaueten uns in unserm Geiste. Manchmal besuchte uns ein Engel, der uns mit trostreichen Worten erhob und der endlich — es mögen jetzt ein paar Wochen her seyn — zu uns sprach: „Nehmt Eure Werkzeuge und grabet hier an dieser Seite des Berges einen Durchgang. Ihr sollt frei werden!“ Wie arbeiteten recht fleißig und arbeiteten Tag und Nacht und wurden gar nicht müde. Der Durchgang war endlich gebrochen; wir gelangten aus dem Schacht und sahen uns auf wunderbare Weise gerettet.“ Der Bergmann beschrieb nun den Engel und es kam der Familie vor, als sey er dem Mann, der kurz zuvor sich mit ihnen zu Tische gesetzt hatte, ähnlich. So war es in der That. Derselbe Engel, welcher den Bergleuten oft erschienen war, hatte auch die Frau und die Kinder besucht und sie geprüft, ob sie des großen Glückes, das ihnen bevorstand, würdig seyen. Heil ihnen, daß sie die Prüfung überstanden hatten.

Noch lange lebten alle in Frieden und Eintracht beisammen und hatten Gott stets vor Augen und im Herzen.

e Jugend aus der
 then Eklirungen,
 angablen wird im
 post) jede Woche
 id Kunst - Hand-
 sorwohl auf das
 irgt. (Auf a e h t
 rgr. siehs.

vom Himmel
 Is ob die eine
 Eturm gestört
 iße Fahrstraße
 ine Tiefe nie
 reisender, von
 ihm gefunden
 n und schwer
 atur geherrscht
 nig einer un-
 Schönheit auf
 Dinge herab
 t, einen sträh
 re Stunde und
 anken an Jhu
 ke zu wachen,
 ügende Sorge
 über den pfad-
 waltet.

thost De von,
 nds" genannt
 n Abende eine
 mmelt. Die
 der alten Zeit
 ugenmerk des
 Thüren lagen
 die das Ge-
 und der H
 seiner glück
 hm Glück auf
 Manu schnte
 prach mit ei

sie gearbeitet
 der trauerte
 im Herbst
 wind fing
 welchen ma
 wieder. Di
 endlich und
 murkten nie
 sorger verlor
 hüßlos war.

Die Bei
 Schnee bedec
 fet, und di
 Nacht. Die
 gar frommes
 Nachbarin n
 Kopf, den s
 füllen lassen
 den Kindern
 kochen wollt
 und ihnen n
 ging schneller
 dunkel gewo
 gekleideter,
 gegen und st
 Euch von di
 Mutter gehö
 gehen wollt
 verweigern,
 arme Leute
 essen und tr
 finden, als
 wie wir könn

Der Me
 es geschah,
 reitete eine n
 Mann sich m
 dar verließ di
 „Was Ihr g
 das habe Ik

Als er
 Mutter: „Ni
 und dem lieb
 heiligen Nach
 hat, der ein
 vor welcher d
 in dem Temp
 digte, der de
 Tode auferwe
 der Wüste ss



KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer Kùchenchen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Lãnder- und Vùlkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausfùhrlichen Erklãrungen, belehrend, so wie Ãltere Personen durch interessante Anfallte angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jãhrlich fùr R. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — ãltern. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von ãlmmlichen Postbùròen, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Straßburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlaugasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fùnfster Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf acht Exemplare erhãlt man 1 Freyexemplar). Der Ladenpreis fùr jeden Jahrgang ist R. 7. 18 kr. rh., Thlr. 4. 12 gr. ãltern.

Uebersichtskarte

von

Ober-Italien.

Vierter Jahrgang 1831. Tab. XIII.

Wuch die herrlichen Fluren Italiens, sind abermals der Schaplag des Aufruhrs und des Blutvergießens geworden. ;

Beiliegende Karte giebt unsern Lesern eine genaue Uebersicht der betreffenden Provinzen, und ãber die GröÙe und Einwohnerzahl derselben fügen wir hier noch die zuverlãssigsten Nachweisungen bei.

1) Das lombardisch-venetianische Kù-nigreich, unter Oestreichs Heheit, enthãlt 835 □ M. und 4,278,903 Einwohner.

2) Savoyen, die gröÙere Hãlfte des Kù-nigreichs Sardinien, enthãlt etwa 950 □ Meil. und 3,400,000 Einwohner.

3) Das Herzogthum Parma enthãlt 103 □ M. und 437,400 Einwohner.

4) Das Herzogthum Modena enthãlt 98 □ M. und 379,000 Einwohner.

5) Das Herzogthum Massa enthãlt 44 □ M. und 27,000 Einwohner.

6) Das Herzogthum Lucca enthãlt 20 □ M. und 145,000 Einwohner.

7) Das GroÙherzogthum Toscana enthãlt 395 □ M. und 1,300,530 Einwohner.

8) Der Kirchenstaat enthãlt 812 □ M. und 2,483,940 Einwohner und

9) Die Republik San Marino, eine Enclave des Kirchenstaats, enthãlt 17 □ M. u. 7000 Einw.

Der Fischer.

Nach dem Englischen.

Es war ein so ruhiger Abend, als je vom Himmel kam; Luft und Erde waren so still, als ob die eine nie die Ruhe der andern durch einen Sturm gestôrt hãtte, und selbst der Ocean, eine groÙe Fahrstraße der Welt, lag so sanft da, als ob seine Tiefe nie tũckisch gewesen wãre, als ob nie ein Reisender, von seinen Wellen umarmt, den Tod in ihm gefunden hãtte. Die Sonne war untergegangen und schwer mũthige Dãmmertag wũrde ãber die Natur geherrscht haben, wãre nicht der Mond, der Kù-nig einer unbegrenzten Welt, in seiner vollrunden Schù-nheit aufgestiegen, um auf die guten irdischen Dinge herab zu lãcheln, und Allem, was er besah, einen strãh-lenden Glanz zu verliehen. Es war eine Stunde und ein Schauspiel, die den Geist zu Gedanklen an Ihu leiteten, der nie aufhòrt, ãber die Werke zu wachen, die er geschaffen hat, und dessen schãnende Erge ebenso sehr ãber dem festen Lande, als ãber den pfad-losen Wãsten des trũgerischen Meeres walten.

An der westlichen Kùste der Grafschaft Devon, die wohl mit Recht „der Garten Englands“ genannt worden ist, hatte sich an einem solchen Abend eine Gruppe um eine Fischerhùtte versammelt. Die Wohnung war im wahren Geschmacke der alten Zeit gebaut, wo Bequemlichkeit das Hauptaugenmerk des Erbauers war. An jeder Seite der Thùren lagten die Leinen, Netze und Kùrbe gestreut; die das Gewerke des Eigenthãmers bezeichneten, und der Fischer nahm sich die Nacht Abschied von seiner glùcklichen und ihn liebenden Familie, die ihm Blick auf die Meise wũnschte. Ein schù-nes, alter Mann lehnte seine Krone auf das Gelãnde, und sprach mit ei-

nem anmuthigen Mädchen, dessen Hand auf der Schulter einer jungen Schwester lag. Der kräftige Fischer in seiner groben Jacke und seinen weiten Stiefeln, die hoch über die Knie reichten, lächelte eben einen kleinen Knaben, der halb erschrocken zu seyn schien, daß er so hoch zu seines Vaters Lippen gehoben wurde, während die Mutter, mit ihrem kleinen Säugling auf dem Schooße, ängstlich auf ihren Gatten blickte, als sie ihren Scheidegruß und das Gebet um seine glückliche Rückkehr flüsterete. Ein kleiner Knabe, das Abbild seines Vaters an Gesicht und Kleidung, der einen großen Schiffermantel auf seinen Schultern und die Leuchte trug, welche Licht geben sollte, wenn der Mond verschwände, schloß die Gruppe, wenn wir einen Neufundländer Hund ausnehmen, der einige Schritte von der Gesellschaft auf einen Wink wartete, um nach einer Art von Damm zu laufen, wo der Fischer und sein Knabe sich einschiffen wollten.

Viel Glück, viel Glück! — rief der alte Mann. — Viel Glück und glückliche Heimkehr, Johann! Du brauchst nichts, als Gottes Segen, und den kannst Du erbitten; den meinigen aber kannst Du auch mitnehmen. — Gott segne Dich, und nun geh' wohl!

Der Segen wurde herzlich nachgesprochen von des Fischers treuer Gefährtin und seinen Kindern, und pfeisend wanderte er nach dem Strande, indem sein Hund Neptun vor ihm berging und sein Knabe ihm folgte.

Mit der frühesten Morgenröthe war des Fischers Familie wach; das älteste Mädchen ordnete geschäftig ihr kleines Wohnzimmer, während ihre jüngere Schwester das Frühstück bereitete, und die Mutter vor dem Feuer die Kleider ihres Gatten und ihres Knaben ausdretete. Eine Stunde verging, und sie wurde etwas unruhig, daß ihr Gatte über die gewöhnliche Zeit seiner Rückkehr ausblieb. Eine andere Stunde war verstrichen, als sie zu ihrem Vater sagte:

„Seht auf dem Hügel, Vater, und seht, ob ihr sein Segel auf dem Wasser erblicken könnt; selten bleibt er so lange aus, wenn die See ruhig und das Wetter schön ist; auch war mein kleiner Knabe gestern Abend nicht ganz wohl, und dies allein schon sollte ihn zur baldigen Heimkehr angetrieben haben.“

Der alte Mann machte sich auf den Weg und seine Enkel folgten ihm einer nach dem andern, bis die Mutter allein an der Wiege ihres bewußtlosen Säuglings stand. Nach Verlauf einer andern Stunde trat ihre Tochter mit der Nachricht ein, daß ein Nachbar in der Nacht mit ihrem Vater gesprochen habe und daß er gewiß bald heimkehren würde.

Gott gebe es! — sprach die Mutter mit dem Tone tiefer Betümmerniß. — Nie war er so lange weg, außer einmal, als er die Leute des Schiffes Maria rettete, und damals wäre der Wirbel, der um das sinkende Schiff sich bildete, beinahe sein Grab geworden.

Noch einmal schürte sie das Feuer an, nach einmal legte sie die Kleider davor und goß etwas heißes Wasser in die Theetassen. Noch blieb das Frühstück unberührt.

Die Sonne flog zu ihrer Mittagshöhe, als sich die Familie abermals in ihrer niedrigen Wohnung versammelte, aber die Stühle des Saalen fehlte noch. Sie setzte sich nieder zu einem freubelosen Mahle, und die Stühle auf beiden Seiten der Mutter blieben leer. Der alte Mann war der einzige, der kein Unglück zu ahnen schien, aber er genoß hastig den Rest seines Frühstücks und eilte davon.

Der Nachmittag gieng schnell vorüber, und die Sonne hatte bereits Zeichen ihres glänzenden Scheidens gegeben, als des Fischers Gattin, nachdem sie ihr Kind in den Schlaf gelulkt hatte, selbst nach dem Hügel gieng, der eine umfassende Aussicht auf den weithin ausgebreiteten Ocean gewährte. Die ganze kleine Familie war bald hier versammelt, aber kein Boot war auf dem Wasser zu sehen — nichts was Hoffnung geben konnte, als die Wellen, die zu ruhig aufgaben, um gefährlich zu seyn.

Ihre tiefe Angst ließ sich nicht länger zurückhalten, und während der alte Mann auf und ab gieng und in kurzen Pausen eifrig über das einsame Meer schaute, schluchzten Mutter und Tochter hörbar.

Ohne Furcht sey wer seinem Gott vertraut! rief der Vater. — Der Spruch ward unwillkürlich ausgesprochen, aber er that seine Wirkung.

Ja — sprach die Mutter — er verlaute immer Gott, und Gott wird ihn jetzt nicht verlassen.

Erinnerst du Dich, Johanne! — fuhr der Alte fort — wie oft die Vorsehung mit mir war, bei Sturm und Schiffbruch, als menschliche Hülfe weit entfernt war und auch nichts ausgerichtet hätte, wenn sie nahe gewesen wäre?

Und sie erheiterten und ermunterten einander das Beste zu hoffen, aber sich dem Beschlusse des Himmels zu fügen. Von dem Hügel, der den Ocean übersehete, flogen ihre verirrten Gebete auf, daß Gott sie nicht verlassen möchte.

Der Fischer, der Gegenstand ihrer Hoffnungen und Besorgnisse, war während der Nacht sehr glücklich gewesen, bei Tagesanbruch aber, als er sich zur Heimkehr anschickte, erinnerte er sich seines Versprechens, etwas Seegras mitzubringen, um das Kartofofelstüd hinter seiner Hütte damit zu düngen. Eben war er nahe bei Felsen, die nur bei niedrigem Wasser sichtbar waren. Er ruderte dahin, sprang an's Ufer, befestigte das Seil und nahm seinen Bootschaken mit. Er sammelte eine hinreichende Menge Seegras, hatte sich aber in seinem Eifer es zu erhalten, vom Landungsplatze entfernt, als er das laute „Halloh“ seines Knaben hörte, der ihm zurief, daß das Seil los wäre. Er flog sogleich nach dem Rote, das sich mehrere Schritte entfernt hatte; der Knabe suchte vergeblich beide Ruder zu gebrauchen, und Neptun, der treue Hund, lief mit ängstlichem Geheul auf und ab, als hätte er die Gefahr seines Herrn gekannt, und war bald im Begriff, sich in die Wellen zu stürzen, um sich ihm zu nähern, bald legte er Gesicht und Hände des Kindes, als sähe er voraus, daß hier sein Schutz am nötigsten seyn werde.

Der Fischer erkannte sogleich seine verzweifelte Lage; die Fluth kam, wie er wußte, schnell heran, und seine Hoffnung auf Rettung schwand, als er bemerkte, daß sein Knabe bei einem Versuche, die Ruder zu gebrauchen, eins derselben hatte über Bord fallen lassen. —

(Der Beschluß folgt.)

Algier.

„In der allgemeinen europäischen Aufregung ist Algier ganz in Vergessenheit gerathen. Dieses neu eroberte Reich ist fast so groß als Spanien, und liegt unter einem herrlichen Himmelsstrich. Ueberdies bildet es den Schlüssel zu jenem Land der Schrecken und der Schätze, zum Innern von Afrika. Die neuesten Briefe von dorther geben die Nachricht, daß die Eroberer überall à la Française zu Werke gehen. Man hat die Mauern gezwungen, ihre Straßen zu reinigen, und giebt die Hoffnung nicht auf, man werde sie auch dahin bringen, zur rechten Zeit ihre Hemden und Gesichtser zu waschen. Man hat eine Hauptstraße durch Algier geführt und die Stadt gelüftet. Die Hunde, die die Straßen unsicher machen, sind todgeschlagen, und Dughausen, so ehrwürdig als Mohammed, weggeschafft worden. Man hat ein Opernhaus gebaut und die reichen Mauern angehalten, Logen zu mietzen und auf Vorstellungen zu unterzeichnen, wie es Leuten zukommt, die die schönen Künste unterstützen.“

Ein Detaschement von Tanzmeistern ist zum Dienst beordert, und die geschicktesten Meister der Nabel aus Paris haben in der Grande Rue Royale ihre Ruder eröffnet. Die Damen, wie sich leicht denken läßt, sind außer sich über diese neue Ordnung der Dinge, sie gehen, sie besuchen Laden um Laden mit soviel Anstand und Bitterei, daß eine Elegante aus der Vorstadt von St. Germain sich deren nicht zu schämen hätte. Wenn ein despotischer Pascha über diese neuen Einrichtungen nur das Gesicht verzieht, so läßt man ihm den Baet scheeren, nimmt ihm seinen Turbau, seine Pfeife und seinen Säbel und schickt ihn zu einem Feldweibel, um die Handgriffe der neueren Kriegskunst zu erlernen. Dieses Mittel ist unsehbar. In zwölf Stunden ist er nicht mehr derselbe Mann. Seine Meinungen und Ansichten sind wie ausgetauscht, er lernt die französische Kunst, in jeder Lage lustig aufzusehen, und kommt aus der Drillmaschine völlig wie neugeboren. Der trotzige Mauritanier ist aus ihm hindauergeritzt, und auf der Parade hat sein Barbarenthum gelernt

mit der Civilisation seiner neuen Mitbürger gleichen Schritt zu halten."

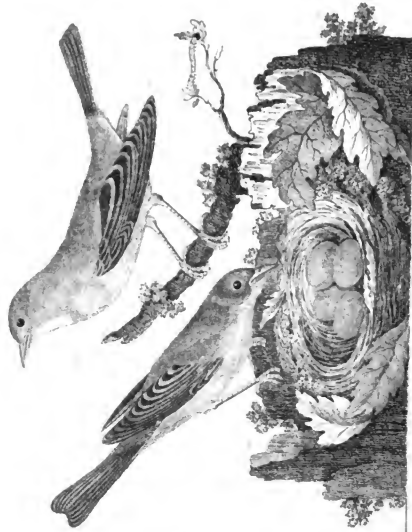
Die französischen Erminister in Ham.

Ueber das Gefängniß der Minister zu Ham berichten französische Blätter folgendes: Die Mauern des Schlosses sind sehr hoch. Man gelangt in dasselbe durch ein einziges Thor, das nach der Stadt zu führt. Man muß zwei Zugbrücken passieren, die den Tag über herabgelassen sind und des Abends aufgezogen werden. Zwischen diesen beiden Brücken befindet sich ein Wachtposten von zwanzig Mann; ein anderer von vierzig Mann ist am Ausgange des Schlosses aufgestellt. Schildwachen an verschiedenen Orten beobachten die Umgebung. Man kann in die Festung nur gelangen, wenn man sich am Halbmondwerk und dem Einlaßpfortchen durch Erlaubnißscheine ausgewiesen hat, die von den Ministern des Innern und des Kriegs ausgestellt werden. Die Erlaubniß, die Gefangenen zu besuchen, wird nur mit der äußersten Einschränkung erteilt, und die hierzu aufgestellten Karten müssen bei jedem neuen Besuche jedes Mal von dem Polizeikommissär zu Ham unterzeichnet seyn. Das Gefängnißhaus der Minister steht abgesondert und wird von Außen durch Schildwachen bewacht. Alle Oeffnungen, selbst die Dachfenster, sind vergittert. Die Gefängnißwärter, die nicht im Dienste sind, wohnen unter dem Dache und sind von den Gefangenen durch einen Verschlag und eine verriegelte Thüre abge sondert. Die Thüren sind doppelt wie bei allen Verwahrungshäusern, und während der Nacht wird jedes Zimmer der Gefangenen noch mit einer sehr starken Thüre verschlossen. Schildwachen stehen auf dem Walle und außerhalb desselben; im Ganzen besteht die Wache aus einer dreifachen Reihe, die noch dazu in einem Schlosse, das man nicht leicht mit Leitern ersteigen könnte, selbst wenn man es umgehindert thun dürfte. Das Halbmondwerk, die Thürme und der Mittelwall sind außerdem noch durch Batterien vertheidigt. Am 10. Februar wurden die gefangenen Minister zum ersten

Male ausgeführt und gingen auf den Wällen spazieren. Der Festungskommandant, Hr. Delpire, verließ sie dabei keinen Augenblick. Um jeden Versuch zur Flucht unmöglich zu machen, hatte Hr. Delpire die beiden äußersten Enden eines Abschnittes des Mittelwalles verpallissadiren lassen. Die Eingänge waren von Außen mit Schildwachen, von Innen mit den Gefängnißwärttern besetzt; während des Spazierganges blieben die Festungsthore geschlossen, und die Besatzung stand unter den Waffen.

V e r s c h i e d e n e s.

Als Napoleon nach Belgien abreisen wollte, ließ er einen geschickten Stahlarbeiter zu sich kommen und befragte diesen: ob er ihm ein Panzerhemd machen könne, das gegen Hieb und Schuß sicherte? Der Stahlarbeiter bejahte es und forderte 18,000 Franken dafür. Als er zur bestimmten Zeit das fertige Panzerhemd überbrachte, befahl ihm Napoleon es anzuziehen. Der Mann gehorchte. Nun ergriff Napoleon zwei Pistolen, indem er sagte: „Wir wollen einmal versuchen, ob deine Arbeit so fest ist, als du versprochen.“ — Er schoß eine Pistole auf die Brust des Rüstes ab, die Kugel prallte zurück. „Kehr dich um!“ rief Napoleon. Der Bürger gehorchte. Die zweite Pistole ward auf den Rücken abgedrückt, die Kugel prallte wieder ab. Der erschrockne Künstler glaubte sich nun erlöst, doch Napoleon ergriff eine dritte, und versuchte noch zwei Schüsse auf den Zitternden mit gleichem Erfolge. „Deine Arbeit ist gut“, versetzte Napoleon, „wie viel verlangst du dafür?“ — „18,000 Franken!“ antwortete stammelnd der Stahlarbeiter. „Nicht so, mein Freund“, sprach Napoleon, „ich gebe dir 36,000 Franken für dieß Meisterstück,“ und schrieb ihm die Anweisung zu: dieser Summe auf den kaiserlichen Schatz.



Die Aechtigall

mel. abrem. 1. 1. 1.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS- BLATT.

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Lieder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ansehnlichen Erklärungen, belehrend, so wie Hiera Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird in Abonnement jährlich für R. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sechs, (im ganzen Frostdortheim Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heits, Schlachthaus No. 3.) sowohl auf das Ganze von No. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und bezogen. (Auf acht Exemplare erhält man 1 Freyexemplar). Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist R. 7. 28 kr. rh. Thlr. L. 12 ggr. sechs.

Die Nachtigall

mit ihrem Neste.

(Mit einer Abbildung.)

Viertes Jahrgang 1831. Tab. XIV.

Jetzt, wo wir bald der schönsten Jahreszeit, dem Frühlinge, entgegen gehen, wo man so gerne die Nachtigall in ihrem süßen melodischen Gesange belauscht, möchte eine Beschreibung dieses lieblichen Sängers der Natur unsern verehrten Lesern nicht unwillkommen seyn.

Wir wollen daher diese hier folgen lassen, und legen zugleich eine Abbildung bei, die uns ein Nachtigallenpaar an ihrem Neste bei den Eiern zeigt.

Die Größe der Nachtigall gleicht jener des Sperlings, nur ist die Nachtigall am Leibe schlanker und hat etwas höhere Füße als der Sperling; ihr Gefieder ist am Oberleibe graubraun und rothbraun überlaufen und bei sehr alten röthlich aschgrau, Kehle und Bauch sind weiß, Brust und Seiten weißlich aschgrau. Die größern Deckfedern der Flügel haben kleine weiße Spizen, die Schwungfedern sind graubraun mit rothgelb eingefärbt, und die beiden großen Schwanzfedern von schmutzig braunröthlicher Farbe.

Die Nachtigall ist ein Zugvogel und verbreitet sich über den größten Theil der Erde, doch geht sie nicht sehr weit nach Norden, auch in Asien bis in die Mitte von Sibirien und im nördlichen Afrika findet sie sich und soll in Aegypten überwintern.

Bei uns in Deutschland ist sie allgemein bekannt; in der Schweiz fehlt sie aber in manchen Gegenden ganz und ebenso in Amerika. Niederes Laubholz in der Nähe von Gewässern ist ihr liebster Aufenthalt, Nadelholz und große Wäldungen vermeidet sie, und am häufigsten, scheint es, finden sie sich in Sachsen und in den Gegenden der Elbe. Schon im August fangen sie an wegzuziehen, und im April kommen sie als die ersten und Verkündiger des Frühlings wieder zu uns. Merkwürdig ist es, daß beide Geschlechter allein ziehen, und die Männchen kommen immer etwa zehn Tage früher an, als die Weibchen. Am liebsten suchen sie zu ihrem Aufenthalte solches Buschwerk aus, das sich in der Nähe bewohnter Gegenden und Dörfer befindet, und wenn man sie nicht muthwillig stört und das Buschwerk unverändert läßt, so nisten sie alle Jahre wieder an dem nämlichen Orte.

Ueberhaupt ist die Nachtigall ein kecker, stolzer Vogel, der eine Art von Selbstgefühl in allen seinen Bewegungen blicken läßt, er ist zutraulich gegen die Menschen, gerne in ihrer Nähe und betradt sich stille und ruhig. Wegen ihrer Nahrung, die aus Insekten besteht, hält sich die Nachtigall immer nahe an der Erde. Sie hüpfet sehr hochbeinig in großen Sprüngen; ihr Flug ist schnell, leicht und in bogensförmigen Linien, immer nur in kurzen Strecken von Busch zu Busch. Durch ihrer zauberischen mannichfaltigen Gesang hat sie sich unter allen Singvögeln von Europa den Vorrang erworben und sich zum Lieb- ling des Menschen gemacht. Die Stimme der Nachtigall ist so verschieden, daß man von manchen

Modulationen derselben oft gar nicht glauben kann, daß sie ihr angehören.

Doch nicht alle Nachtigallen singen gleich schön, es giebt auch mittelmäßige und sogar schlechte, und dies soll oft ganze Gegenden betreffen; so sollen die an den pommerischen See Küsten wohnenden Nachtigallen die schlechtesten, die Gegenden um Wörlich und Dessau, die besten Sänger haben, weil die Kunst sich forterbt und die Kinder so singen, wie sie es von ihren Eltern gehört haben; und da nun dieselben Nachtigallen jedesmal die nämliche Gegend wieder beziehen, so erstreckt sich der gute oder schlechte Gesang oft auf einen großen Umkreis. Im Freien dauert ihr Gesang selten über 2 Monate, je nachdem sie früher oder später bei uns ankommen. Am angenehmsten und lautesten ist er zur Zeit der Paarung. Dann scheinen die Männchen alle ihre Kräfte aufzubieten, so schön als möglich zu schlagen, gleichsam um ihren Weibchen desto liebenswürdiger zu erscheinen. Wenn ihre Jungen ausgebrütet sind, hört man ihren Gesang schon viel seltner, weil dann die Sorge für dieselben auch dem Männchen einen Theil seiner Muske raubt. Die eingesperreten singen viel länger, oft wohl sieben Monate lang, und erreichen bei guter Pflege ein Alter von 6 — 8 Jahren.

Wie schon bemerkt, bezieht dasselbe Pärchen jährlich den alten Brutestplatz wieder, doch machen sie sich immer ein neues Nest. Jedes Paar behauptet dabei sein bestimmtes Revier, und wenn ein neues sich in dasselbe einnisten will, so giebt es heftigen Streit, bis das eine oder das andere weicht. Sie legen ihr Nest im dicksten Gebüsch an, und meistens nahe an oder auf der Erde in einem Grasbusche oder in einem alten Baumstamme, selten mehr als 2 Fuß vom Boden und gewöhnlich sehr gut verborgen. Es ist leicht dadurch kenntlich, daß die äußere Lage immer aus dürrer Laub besteht; innenbig ist es mit trocknen Halmen und Stengeln, auch zuweilen mit etwas Haaren ausgelegt und überhaupt nicht sehr künstlich.

Gewöhnlich legt das Weibchen 4 — 6 rundliche Eier, von zarter, glatter, wenig glänzender Schale und braungrauer Farbe, und brütet dieselben mit dem Männchen abwechselnd gemeinschaftlich aus. Das Männchen brütet besonders in den Mittagstunden. Die Nachtigall brütet nur einmal des Jahres, wird aber die erste Brut zerstört, so erfolgt nicht selten eine zweite. Am meisten haben sie hierbei von Mardern, Irtissen und Wieseln zu fürchten. Die Menschen stellen nur den Alten nach, um sich ihres Gesanges im Zimmer zu erfreuen, und fangen sie sehr leicht mit Netzen und Kelmruthen, obgleich ihr Fang in vielen Ländern strenge verboten ist.

Die liebste Nahrung der Nachtigallen besteht in Puppen und Larven der Ameisen, und in Ameisen selbst; doch genießen sie auch kleine Regenwürmer, Insekten, Johannis- und Hollunderbeeren. In der Gefangenschaft werden sie auch mit Weiswürmern, Milch mit Semmel, zerhackten Eiern zc. gefüttert.

Der Fischer.

Nach dem Englischen.

(Beschluß von Seite 51.)

„Water, Water!“ rief der arme Kleine — „was soll ich thun?“ — Das Boot war in diesem Augenblicke so weit entfernt, daß der gedängste Water kaum die Worte hören konnte, aber so laut er vermochte, rief er ihm zu, daß er auf Gott, den Water der Vaterlosen, vertrauen sollte. Er stand dann da in das Schicksal ergeben, das wie er süßte ihn erwartete, und bewachte das trübende Boot, welches das Kind von dem unseligen Felsen in Gefahren trug. Er hatte ein kurzes Gebet zu dem Throne des Allgütigen geschickt, als plötzlich in seinem Geiste ein Licht aufging. „Guter Gott!“ rief er aus „noch kann ich gerettet werden!“ — Mit der Kraft der Hoffnung, die gegen Verzweiflung ankämpft, sammelte er alle Steine die um ihn lagen, und häufte sie schnell auf den höchsten Rand

des Felsens: Es war in der That wunderbar, wie er in kurzer Zeit so viele Steine gesammelt haben konnte, aber der Allmächtige gab seinem Arme Kraft, und er arbeitete nicht nur fürs Leben, sondern für Wesen die ihm noch theurer waren. Die Fluth kam näher und näher, und nöthigte ihn bald, seine Arbeit aufzugeben. Er bestieg dann den Haufen den er aufgethürmt hatte, steckte seinen Bootshaken fest in einen Riß der Klippe, und bereitete sich für sein Daseyn zu kämpfen, aber sein Muth verließ ihn, als er es überlegte, wie leicht es möglich war, daß das Wasser über seinen Kopf gehen konnte. Doch er war entschlossen, Alles zu thun, sein Leben zu retten. Die Wellen waren nicht stürmisch, und sein Bootshaken unterstützte ihn.

Der schreckliche Augenblick näherte sich schnell, das Wasser hatte seine Kniee erreicht, aber er stand fest und betete, daß er gerettet werden möchte. Höher und höher stieg die Fluth, langsam und sanft, aber schrecklicher, als wenn sie während ihre bestimmte Brute anfallen hätte; bald erreichte das Wasser seine Brust, und er betete, daß es nicht weiter gehen möchte. Höher und höher stieg und seine Schultern waren bedeckt; — die Hoffnung erstarb in ihm, und er dachte nicht mehr an sich, sondern an diejenigen die ihm so theuer waren, an sein Weib, seine Kinder und seinen Vater — um Segen für sie flehte er den Himmel an. — Noch höher und höher stieg, und er war gezwungen seinen Kopf emporzuheben, um den Tod so lange als möglich abzuwehren; seine Vernunft hatte ihn fast verlassen, sein Athem wurde schwach, seine Glieder wurden kalt; er leuchtete, und seine Gebete wurden fast zu dumpfem Gemurmel. Das Blut schoß nach seinem Kopfe, seine Augäpfel starrten, als wollten sie aus ihren Höhlen fahren. Er schloß sie mit Anstrengung und dachte zum letztenmale an die Erinigen, die bald so elend seyn sollten! Schreckliche Bilder schwebten vor ihm! Er leuchtete und würgte, denn er hatte keine Kraft, sein Haupt über den Wellen zu erhalten, immer sank es auf sie herab, und jedes krampfhafteste Zufammern das darauf folgte, weckte ihn nur zu dem Bewußtseyn, wenn es Bewußtseyn genannt werden konnte, daß das nächste Untertauschen sein letztes seyn werde.

Gütige Mächte! In dem Augenblicke, wo Kraft und Muth ihn verlassen hatten, und er von kaltem Todeschauer ergriffen ward, fühlte er, daß die Fluth nicht höher stieg. Seine Augen öffneten sich, sie schlossen sich wieder, und ein fürchterliches Losen erschütterte die Wellen. Das Wasser trat in seinen Mund zurück, und die Wasserblasen schwammen um seine Lippen — aber es stieg nicht höher, das wußte er — noch einmal hob sich seine Brust zu einem tiefen Stöhnen, indem er seinen Athem einzog, und ihn aufs neue in Angst fahren ließ. Eine Minute war vergangen, seit das salzige Meer seine Lippen berührte; dieß war unmöglich, wenn die Fluth noch wuchs, so viel konnte er berechnen. Er öffnete seine Augen, und murmelte schwach die Worte: „O Gott, sey gnädig!

Die Fluth des Oceans hatte in der That aufgehört; noch stand er regungslos da, aber betend und weinend dachte er an seine geliebte Primath, und hoffte, daß seine Stelle dort nicht für immer leer bleiben würde. Das Wasser sank in kurzer Zeit, und er war im Stande, seine erstarrten Glieder zu regen, und dann sie durch Bewegung zu erwärmen. Bald war der Fels trocken wie vorher, und der Fischer kniete nieder auf dieser verlassenem Stelle, verbarg sein Gesicht in seinen Händen, und brachte seinem Schöpfer, seinem Erretter, Preis und Dank dar.

D, es war das wohlbekannte Wellen seines treuen Handed das er über den Wellen hörte; im nächsten Augenblicke leckte das Geschöpf seine blasse Wange. Er war gerettet — gerettet, denn sein Boot war ans Ufer gestoßen, und sein Knabe lag in seinen Armen! Er war ans Land getrieben worden, und fand leicht Leute, die mit Anstrengung zum Felsen ruderten, seines Vaters Leben zu retten.

Jetzt noch Haus, nach Haus! — rief er. Nach Haus, nach Haus! wiederholte das Kind, und Neptun hüpfte und bellte bei dem willkommenen Klange.

Des Fischers Familie stand noch auf dem Hügel der das Meer überhaute, und flehte zur Vorsehung, als der alte Mann von seinen Knien auf

Spang und rief: „Wir sind erhdet! ich sehe in der Ferne einen Fleck auf dem Wasser!“

Wo, wo? wiederhakte es in der Gruppe, und er zeigte auf etwas, das er für das abwesende Boot hielt. Sie strengten begierig ihre Augen an, konnten aber nichts sehen; in einigen Minuten jedoch, erblickten alle ein Segel; noch war es unmdglich zu sagen, welche Richtung es nahm.

Sie schwebten jetzt in danger Erwartung, die aber nur kurze Zeit dauerte; ein Boot nhderte sich sichtbar dem Strande, in einigen Minuten konnten sie deutlich einen Mann am Bug des Schiffes sehen, der den Hut über dem Kopfe schwenkte, und bald darauf trug der Wind das wohlbekannte Rellen Rerptens ihnen zu. Die Familie eilte nach dem aufersten Ende des Damms, und das laute Hurrah des Fischers wurde durch das „Willkommen, Willkommen!“ seines Vaters, und durch das fast unvernehmliche „Gott sey Dank!“ seines Weibes beantwortet.

Und nun war Alles Freude und Blick in der Hütte, wo es so viel Elend gegeben hatte; der Fischer, sein Knabe und sein Hund, waren sicher vor den Gefahren der tiefen See; er gab jedoch keine Antwort auf die vielen Fragen, was ihn so lange über die gewöhnliche Stunde seiner Rückkehr abgehalten habe! —

Warte! liebes Weib — sagte er — bis wir uns angekleidet und erholt haben, und du sollst Alles erfahren; aber ehe wir eins von beiden thun laßt uns Gott für seine Gnade danken, denn er hat mich aus großen Gefahren errettet.

Nie wurde dem Geber alles Guten ein aufrichtigeres oder innigeres Gebet dargebracht, als von der niedrigen Hütte aufstieg. Und als der Fischer seine Geschichte erzählt hatte, wie innbrünstig wiederholten sie Alle die Worte, die ihnen am Morgen so vielen Trost gegeben hatten:

Ohne Furcht sey, wer seinem Gott vertraut.

V e r s c h i e d e n e s .

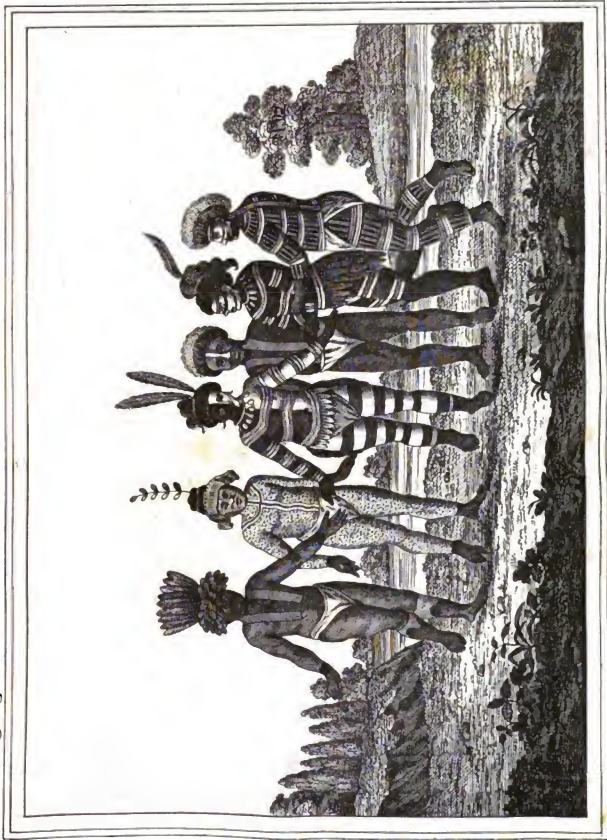
Die Menagerie und das naturhistorische Cabinet im botanischen Garten zu Paris sind kürzlich durch Sendungen aus Indien von dem durch seinen wissenschaftlichen Eifer so bekannten Hrn. Duffumier, so wie aus Algier sehr bereichert worden. Bei der letzten Sendung aus Algier befinden sich unter andern 10 lebendige Löwinnen, drei junge männliche Löwen und nicht weniger als 17 Strauße.

Van Aken besitzt gegenwärtig einen Elephanten, der Violin spielt. Er geigt mit dem Küssel recht sinit und macht auch das Pizzicato mit dem Finger desselben recht posseltlich. Ein Paar Violinspieler geigen deutsche Länze und der Elephant läßt den Bass recht gut dazu brummen. Dieser Elephant hat den Namen Paganini. Elephant erhalten.

Auf dem Raume, auf welchem in Island ein Mensch lebt, leben in Norwegen 3 Menschen, in Schweden 14, in der Türkei 36, in Polen 52, in Spanien 63, in Irland 99, in der Schweiz 114, in Deutschland, 127, in England 152, in Frankreich 153, in Italien 172, in Neapel 192, in Holland 224, in Malta 1103.

Die Stiefelwischfabrikanten werden bald in große Trauer versetzt werde. Nach dem allgemeinen Anzeiger der Deutschen, gräbt man bei Harzgerode (Anhalt-Bernburg) die prächtigste Stiefelwische aus der Erde. Sie wächst wie wilde Schwämme, und ist ganz unschädlich für das Leder.

In Bremen läßt man jetzt einen gefangenen Kal von seltener Größe sehen. Er ist 6 Fuß lang, hält 20 Zoll im Umfange, und wiegt 40 Pf.



Tanz der Eingeborenen von St. José
in New-Californien.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend zur der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie Ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für R. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — stück. (im ganzen Großherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederseits von sämtlichen Postbüros, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlachegasse No. 3.) sowohl auf das Ganze von No. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf sechs Exemplare erhält man 1 Freyexemplar). Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist R. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 gr. stück.

Tanz der Eingebornen von St. Jose
in Neu-Californien.

(Mit einer Abbildung.)

Vierter Jahrgang 1831. Tab. XV.

Unsere heutige Abbildung macht uns mit den Bewohnern desjenigen Theils von Amerika bekannt, welcher am spätesten entdeckt und bis jetzt noch am wenigsten bereiset ward.

Californien wurde im Jahr 1534 unter Leitung des Ferdinand Cortez von Hernando de Grijalva entdeckt, für Spanien in Besitz genommen, und theilt sich in Alt- und Neu-Californien.

Alt-Californien ist eine lange schmale Erdzunge die von dem californischen Meerbusen (auch das Meer des Cortez, oder rothes Meer genannt) und dem östlichen Weltmeere gebildet wird. Neu-Californien, ebenfalls nur ein schmaler Landstrich, erstreckt sich vom Hafen St. Francisco bis St. Diego und liegt zwischen der Provinz Sonora und dem östlichen Weltmeere. Alt- und Neu-Californien zusammen, enthalten 398 □ M. und etwa 45,000 Einwohner.

Das Land ist sehr gebirgig, meistens dürr und unfruchtbar. Im Süden (Alt-Californien) ist die Hitze und Dürre so groß, daß fast alle Vegetation gänzlich aufhört; hingegen im Norden (Neu-Californien) ist der Boden desto ergiebiger und liefert Mais, Roggen, oft 50 — 100 fältig. Die Dörtschaften in Californien sind entweder Missionen der Dominikaner und Franciskaner, oder militäri-

sche Posten am Meere wo sich Häfen befinden. Alt-Californien enthält 15 solcher Missionen, wo etwa 2000 Indianer in festen Wohnplätzen wohnen. Die übrigen Bewohner sind Jäger von wildumherschwärmender Lebensart und erbitterte Feinde der Spanier.

Neu-Californien ist neben seiner größeren Fruchtbarkeit auch bevölkerter und kultivierter als Alt-Californien. Es enthält 18 Missionen und fast in jeder derselben leben 600 — 1000 neubekehrte Christen, zu deren Schutze gegen die Wilden 6 Präbiden mit 2 — 300 Mann Reiterei bestehen. Die Franciskanermönche, denen das Missionsgeschäfte hier übertragen ist, behandeln die Neubekehrten menschenfreundlich und nachsichtig, und halten sie zum Feldbau und zur Industrie an. Pferde und Hornvieh leben in zahllosen Heerden im Freien.

Im Allgemeinen sind die Californier an Gestalt schlecht gebaut und sehr häßlich. Nur ihre Zähne sind sehr schön. Ihr Haar ist kraff und pechschwarz. Bart spürt man nur wenig und ihre Augen sind äußerst klein. Sie tragen sich sehr gerade, sind fertige schnelle Fußgänger, und so gelenk, daß sie mit den Behen Steine und andere Kleinigkeiten aufheben.

Ihre Sprache ist höchst dürftig, so daß sie für viele Dinge keine Benennungen haben, wie z. B. für: Tod, Wetter, Kälte, Hitze, Freund, Friede, Ehe. Von Charakter sind sie geschlüsslos, undankbar, träge und furchtsam. Lug, Trug und Dieberei sind ihnen wie angeboren und dennoch zeigen sie, namentlich beim Stehlen keinen geringen Grad von Schamheit.

Sie haben einen so unbegreiflichen Hang zur Faulheit, daß sie sich todkrank stellen und die letzte Dehlung verlangen, bloß um den Arbeiten, wozu die Missionaire sie anhalten zu entgehen. Einer Namens Clement (erzählte von Cover) wollte aus ähnlicher Absicht den Sterbenden spielen. Da er aber nie einen Menschen sterben sah, so ahmte er das sterbende Vieh durch Herausstreckung der Zunge u. so natürlich nach, daß ihm daher stets der Weiname Clements Wacca verblieb. Diese unerhörte Faulheit macht sie auch zu den unreinlichsten Menschen von der Welt, da sie sogar ihr eigenes Ungeziefer verzehren.

Wie unter solchen Umständen ihre Wohnungen und überhaupt ihre Lebensweise beschaffen sein mögen, kann man sich denken, und man muß staunen über die Mühe und die Geduld der Missionaire, die dennoch einen großen Theil dieser Thiermenschen in Thätigkeit und Ordnung zu erhalten wissen.

Das einzige was dieses träge Volk gerne thut und wozu es die körperliche Anstrengung nicht scheuet, ist der Tanz, welchen unsere Abbildung darstellt. Hierzu schminken sich die Tänzer den ganzen Körper mit Kohlen, rother Thonerde und Kreide, und lassen sich den Rücken mit verschiedenen regelmäßigen Figuren bemalen. Einige bekleben sich auch über und über mit allerlei bunten Pflaumsedern, wodurch dann ein solcher Mensch das Ansehen eines affenähnlichen Thieres erhält. Den Kopf und die krausen Haaren zieren sie mit Fildersedern und Baumreisern, und Hals und Ohren werden mit allerlei Zierathen, mit Muscheln und Perlen geschmückt. Unter den Tänzern, sehen wir auf unsrer Abbildung auch einen, der sich eine spanische Uniform mit Kragen und Aufschlägen, nebst Stiefeln, Strümpfen, Weintiedern u. auf den bloßen Leib gemalt hat.

Bei ihren Tänzen bleiben sie fast immer auf einer und derselben Stelle stehen, und suchen theils mit Bogen und Pfeilen, theils mit Federn in den Händen und auf dem Kopfe, während eines taktmäßigen Springens, unter mancherlei Bewegungen

des Körpers und Verzerrungen des Gesichts, Scenen des Kriegs oder häuslichen Lebens darzustellen. Der Tanz hat sonst wenig Abwechslung und wird von Gesang und einer Klapper begleitet. Zuweilen stellen sie auch, um ihre Wuth und Kampfbegierde auszudrücken, eine Strohuppe in ihre Mitte, tanzen um sie herum und durchbohren sie zuletzt mit Spießen und Pfeilen. Reisende behaupten, daß sie sahen, wie die Tänzer bei dieser Gelegenheit glühende Kohlen nahmen und sie verschlangen.

Reiseabentheuer im Ardennengebirge.

Ein junger Deutscher reisete mit seinem Bedienten durch eine der waldigsten Gegenden des Ardennengebirges. Das nächste Ziel seiner Reise war ein Städtchen am jenseitigen Rande des Waldes, wo er mit unverhofftem Besuch einen Freund überraschen wollte, der früher in Italien sein Reisegefährte gewesen war. Schon näherte sich die sinkende Sonne dem Rande des Gesichtskreises, als er sich an einem der rauhesten Wintertage in einem, drei Meilen von dem Wohnorte des Freundes gelegenen Flecken befand. Seine Sehnsucht, diesen noch desselben Abends zu umarmen, machte ihn taub für die Warnung des Wirths und einiger Gäste, nicht so spät noch seine Reise fortzusetzen, da das Wetter so schauerlich, der rechte Weg im Finstern schwer zu finden, und wegen Eifers dort vorgefallener Räubereien und Morde, bei Nachtzeit sehr unsicher sey. Er schwang sich aufs Pferd, sein treuer Diener ebenfalls, und beide trabten guttes Muthes zum Thor hinaus, in das düstere Dickicht hinein. Bald verschwand die Sonne, und schwarze Nacht umring die Reisenden. Es hatte glatteiszeit; ein stürmischer Nordwind der sich nach dem Untergange der Sonne erhob, schüttelte die Eisackeln von den Zweigen der hohen knarrenden Fichten, und schweberte sie auf die späten Reiter. Die Finsterniß zwang sie, anstatt zu traben, in vorsichtigem Schritt zu reiten. Dennoch stürzte amterhalb Stunden nach ihrer Abreise aus dem Flecken, das nicht scharf genug beschlagene Pferd des Be-

dienten, und der arme Mensch hatte ein Bein gebrochen.

Die Verlegenheit war groß: indeß erinnerte der Bediente sich, daß man ihm auf seine Erkundigung nach ihrem Wege, von einer schlechten Schenke gesagt hatte, von der sie nicht weit mehr entfernt seyn könnten. Der Herr, ein kräftiger Jüngling, hob seinen guten unglücklichen Heinrich auf sein eigenes Pferd und wanderte, um ja den Weg nicht zu verlieren, vorsichtig weiter, indem er die Pferde am Zügel führte. Nach einer Viertelstunde waren sie an der Schenke. Man trug den Bedienten in die Stube. Ein Arzt war natürlich nicht da, ein Fuhrwerk war auch nicht zu haben, und so war der Herr genöthiget, seinen treuen Heinrich, der das Weiterreiten nicht hätte aushalten können, dort zu lassen. Da ein guter Stall und Futter vorhanden war, so ließ er ihm auch sein Pferd. Es war jezt um so nöthiger, daß er noch desselben Abends das Städtchen erreichte, um gleich einen Wundarzt herauf zu schicken, da Heinrichs Bein nicht gerade gebrochen, sondern zersplittert schien und es daher schleunigsten Verbandes bedurfte. Er gab also dem Wirth Geld, empfahl ihm seinen Bedienten bis auf weitere Verfügung zu sorgfältigster Pflege, versprach, alles was er vielleicht mehr gebrauchen würde, reichlich zu bezahlen, und noch außerdem eine gute Belohnung, wenn er des Kranken so warten würde, daß dieser sich mit seiner Bewirkung zufrieden erklärte. Dann erkundigte er sich genau nach dem Wege, und wollte fort.

Vergebens stellte der Wirth ihm vor, daß er höchstwahrscheinlich sich verirren, und in jener wilden, unwirthbaren Gegend in der Nacht schwerlich irgendwo ein Obdach finden würde, wo der Verirrte der Wuth des stürmischen Wetters entinnen könnte; daß ein einzelner Mann dort sehr Gefahr laufe, von Räubern überwältigt und wenigstens ausgeplündert zu werden. Genug, der Unerfrockene wollte fort, und erklärte seinen festen Entschluß mit dem Zusatz: er habe im Nothfall zwei gute wohlgeladene Pistolen am Sattel.

Zwei Männer von gemeinem Ansehen, welche hinter dem Tische saßen, hatten sich unterdessen im

Stillen unterredet, ohne des Deutschen Aufmerksamkeit zu erregen. Jezt stand der Eine auf, und sagte, indem er ehrerbietig seine Pudelmütze abnahm: „Wir beide wollen heute Abend auch noch nach der Stadt; wir sind Boten, die bedienungsmäßig heute noch dort eintreffen müssen. Schade, daß wir nicht so schnell gehen können, als der Herr reiten wird! Mit uns würden sie sich nicht verirren: wir kennen den Weg ganz genau.“ Froh erwiderte der Reisende: „Ei, das trifft sich ja schön! Ich werde so langsam reiten, ihr guten Leute, daß ich bei Euch bleibe.“ Nachdem er ihnen einigemal einsehen lassen, stieg er zu Pferde und ritt in Begleitung seiner unbekanntenen Reisegefährten ab. Sie hielten sich unterwegs immer nahe bei ihm, und suchten ihm die Zeit durch Erzählungen verschiedener Morgengeschichten, die in der Gegend vorgefallen waren, zu kürzen. Es war empfindlich kalt, und er hütete ihnen, tief mit seinen beiden Händen in den Mantel gehüllt, zu. Der Zügel hing nachlässig über den Sattelnopf. Sein neben ihm gehender Reisegefährte, der eben eine Morgengeschichte erzählt, sprach mit bedeutendem Ausdruck die Worte: „Und sie schleppten den Herrn in das schwarze Dicht da rechter Hand“, als sich der Andere, welcher hart vor dem Reiter ging, plötzlich umwendete und mit der linken Hand die Zügel ergriff, mit der Rechten eine Pistole aus der Halfter riß, die er spannte und drohend gegen den Reiter richtete, der seine Hände nicht so schnell vom Mantel befreien konnte, daß er sich gleich der andern hätte bemächtigen können. Der neben ihm Gehende ergriff ihn in demselben Augenblick beim Bein, und riß ihn vom Pferde. Jezt reichte sein Spießgeselle diesem auch die andere Pistole, welche ebenfalls auf den Deutschen gerichtet ward. Nun kündigten sie ihm an, daß er auf der Stelle des Todes sey, wenn er den Versuch wagte, nur einen Schritt abwärts zu thun, und besahen ihm, neben seinem Pferde, das der vordere führte, zu gehen; der Andere folgte ihm auf dem Fuße, indem er beständig die Pistole auf ihn gerichtet hielt. So senkten sie aus dem Wege auf das finstere Dicht zu, worauf der Erzähler hingedeutet hatte.

Der Reisende begriff, daß seine Begleiter keine andere Absicht hatten, als ihn in dem Dicht zu

ermorden, damit die Spuren des Mordes in dem Wege ihre That nicht zu früh entdecken möchten. Er bot ihnen Geld, Wechsel, Pferd, Waffen, kurz alles, was sie von ihm begehren konnten, an, und schwur ihnen, sie nicht zu verrathen, wenn sie ihn nur gehen ließen: allein sie trauten dem Versprechen der Verschwiegenheit nicht. Er bekam keine andere Antwort, als ein gebieterisches: „Vorwärts!“

Da war sein Entschluß gefaßt. Er hatte ein Paar Sackpistolen bei sich, in jeder Tasche seines Oberrocks — eine. Unvermerkt steckte er die rechte Hand in die Tasche, spannte die darin befindliche Pistole und zog sie eben so behutsam heraus, was sein großer Mantel den Augen der Räuber verbarg. Hierauf richtete er seine Waffe, ebenfalls unter dem Mantel auf den Vordern, und schuß. Ohne hinzusehen, ob er getroffen hatte, wandte er sich in demselben Augenblick um, packte den Andern, den der unerwartete Schuß so erschreckt hatte, daß er nicht gleich schiefen konnte, warf ihn kräftig zu Boden und gerschmettert ihm das Gehirn mit der Pistole, die dem Räuber beim kurzen Ringen mit ihm entfallen war. Jetzt sah er sich nach dem Andern um, auf welchen er zuerst geschossen hatte. Da saß dieser halb aufrecht, mit der linken Hand sich auf den Boden stützend, und in der rechten die Pistole, womit er auf den Reisenden zielte, und gleich abdrückte. Allein er fehlte, weil er von hinten im Unterteile verwundet, keine sichere Haltung hatte. Da sprang der Reisende hin, und streckte ihn mit seiner andern Taschepistole zu Boden.

Jetzt war der unerschrockene Deutsche Sieger, aber dennoch in der größten Verlegenheit. Sein Pferd war durch das Schießen scheu geworden und mit seinem Helleisen, das Papiere von großem Werthe und von Wichtigkeit enthielt, davon gerannt. Er glaubte, es bald hier bald dort zu sehen oder zu hören; allein wenn er sich näherte, fand er immer, daß Dunkelheit und Sturm ihn getäuscht hatten. Bei diesem vergeblichen Suchen war er so viel hin und her gegangen, daß er zuletzt gar nicht mehr wußte, wo er seinen Weg suchen sollte. Er irrte lange im Walde herum, konnte aber den Weg nicht finden. Da er

besürchten mußte, daß die Räuber noch mehr Spießgesellen hätten, denen er in die Hände fallen konnte, so entschloß er sich, eine dichtbezwiegte Tanne zu erklimmen, und in deren Wipfel den Anbruch des Tages zu erwarten.

Schauerlich war das Säusen des Windes, grauenvoll das ängstliche Knarren der Sturmgebungen, an einander sich reibenden Kieferstämme, fast unerträglich die Kälte: aber der Muth des unerschrockenen Deutschen wankte nicht. Als endlich der schmerzlich ersehnte Tag anbrach, ward seine Standhaftigkeit durch einen angenehmen überraschenden Anblick belohnt: in gerulger Entfernung von ihm ging sein Pferd und nagte an den Zweigen des Unterholzes. Er rief es; da wickerte das treue Thier der Stimme seines Herrn entgegen, und näherte sich der Gegend, woher sie ersuchte. Schnell kletterte er von seinem Wipfel herunter, schwang sich, voll Freude über dieses glückliche Wiedersehen, auf sein Ross, fand, da es jetzt helle ward, mit leichter Mühe den Weg wieder, und langte ohne weitere Abenteuer am frühem Morgen bei seinem Freunde an; wo er sich in den Armen der Freundschaft, von den so tapfer bestandenen Gefahren und Beschwerlichkeiten seiner Winterreise erholte.

A p h o r i s m e n .

Im Schiff muß man dem Steuermann gehorchen,
im Leben dem besser Ueberlebenden.

Beglückt in allen Dingen ist kein Sterblicher.

Den Zweck aller Dinge bedenke, und vermeide das
Ueberflüssige.

Der Werth liegt im Gemüth.

Auch dunkle Blätter will der Kranz des Lebens.

Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Eich ein Charakter in dem Strom der Welt.

Ein solches gemeinschaftliches und gut eingerich-
tetes Haus ist zugleich ein lehrreiches Beispiel, wie

Karlsruhe hatte durch seinen unregelmäßigen
Fürsten und Wohlthäter Carl Friedrich, ein

BAUPLAN
Carl Friedrich, Leopold und Sophien
Stiftung.



1799
No
de
s
er
de

herum, konnte aber den Weg nicht finden. Da er

Karlstraße, in der Wüller'schen Postbuchdruckerei.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — stübe, (im ganzen Großherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heits, Schlaachgasse No. 3.) sowohl auf das Ganze von No. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf acht Exemplare erhält man 1 Freyexemplar.) Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. stübe.

U b e r

Verpfändungs- und Versor-
gungs-Anstalten,

insbesondere über diejenige, welche gegenwärtig zu
Carlsruhe errichtet wird.

(Mit einem Bau-Plan.)

Es ist in der menschlichen Natur gegründet, daß man ohngefähr bei zurückgelegten 60 Jahren nach Erleichterung von des Lebens Geschäften und Mühen sich sehnt. Dem einsamen Landmann wird auch dies einfach, er theilt mit seinen Erben ab, und setzt sich auf ein Vorbehalt, — Leibgeding.

Das künstlichere und unsichere Gewerbe des Städters bietet demselben selten solche Aussicht zur Ruhe; noch seltener kann der Handarbeiter, der Tagelöhner, der Diensthote ein Ruheplätzchen sich sichern, wenn nicht Wohlthätigkeit oder Menschenfreundlichkeit ihm beistehen. In Folge dieser natürlichen Verhältnisse sind die Anstalten entstanden, welche man in den meisten Städten unter den Benennungen, Pfründner, Gutleuthaus, auch Spital antrifft. Ein wohl eingerichtetes und nur etwas ausgekostetes Pfründnerhaus ist nebst den Ersparnißkassen vielleicht eines der sichersten Beförderungsmittel der Sparfamkeit und indirecte eines der wirksamsten Mittel gegen lieblichen Lebenswandel und thörichten Leichtsin.

Ein solches gemeinschaftliches und gut eingerichtetes Haus ist zugleich ein lehrreiches Beispiel, wie

man zugleich gut und wohlfeil leben kann. Es ist viel zu wenig anerkannt, was durch Zusammenleben und gemeinschaftliche Einrichtungen erspart werden, und wie viel besser man mit weniger Aufwand dadurch leben kann. Was alles könnte durch gemeinschaftliches Kochen, Waschen und dergleichen erspart werden!

Ferner ist es unvermeidlich, daß besonders in größeren Städten, es nicht häßliche, arbeitsunfähige Menschen gäbe, welche der öffentlichen Unterstützung heimfallen, und für welche Menschenliebe ebenso sehr, wie die Polizei sorgen muß; auch solche Personen können nirgends zweckmäßiger und zugleich wohlfeiler, als in einer gemeinschaftlichen Wohnung verpflegt werden.

Das Bedürfniß solcher Zufluchtsstätten wurde längst anerkannt und ihre Anlagen durch die Aufforderungen der christlichen Religionslehre zur Mithätigkeit schon zu einer Zeit befördert, als das Gefühl der allgemeinen Menschenliebe — der Humanität — noch von rohen Sitten unterdrückt lag. Alle alte wohlhabende Städte besitzen längst Häuser für Pfründner, Arme und Kranke. Bei den jüngern Städten geht es langsam damit, weil die erste Verbindung — die Gebäude, viel Geld kosten und in jetzigen Zeiten mehr Ansprüche an das Aeußere, Bequeme und mit Recht an das — der Gesundheit Zuträgliche gemacht werden, wie ehemals.

Carlsruhe hatte durch seinen unregelmäßigen Fürsten und Wohltäter Carl Friedrich, ein

schönes, zweckmäßiges, und wäre es ganz seiner Bestimmung belassen worden, geräumiges Hospital für bürgerliche heilbare Kranke erhalten; Pfründner, Altersschwache, Unheilbare wurden davon ausgeschlossen, aber im Plan war, später auch für diese Hülfbedürftigen zu sorgen, allein die langen Kriegsjahre kamen, und die edlen Friedenswerke mußten verschoben werden.

Das erkannte Bedürfniß einer solchen Anstalt gab Anlaß zur Sammlung eines kleinen Fonds für solchen Zweck, die Ausführung mußte der Zeit anvertraut werden, und ein günstiges Ereigniß eintreten. Dieses trat unvermuthet ein: Als das Balthische Volk seinen jetzigen Hochgeliebten Regenten bei seinem Regierungsantritt mit frohen und sinnigen Festen begrüßte, ward in der Residenzstadt der Wunsch rege, diese feierliche Epoche durch etwas Bleibendes festzuhalten, und die Vorsteher der Stadt, dessen Bewohner das zur Wohlthätigkeit geneigte Gemüth des menschenfreundlichen Fürsten wohl kannten, vereinigten sich, die Ausführung einer Verbesserungsanstalt zu versuchen. Diese Idee hatte viel Beifall; der Magistrat und Bürgerausschuß bewilligten gerne die Summe, welche leicht ein einzelner Tag, ein Abend verzehret haben würde, die Einwohner gaben reichlich die Kosten einer Illumination und der Erle des Großherzog und Seine Großherzogliche Gemahlin schenkten dem Vorhaben Schutz und reiche Beiträge.

Dieses Blatt gab seinen Lesern im ersten Jahrgang 1828 Nro. 49. bei Gelegenheit des Schular-Festes der Geburt Carl Friedrichs eine gedröngte Uebersicht seines wohlthuenden Lebens und sprach von der Feyer des 22. Novembers. Als Andenken an diesen theuren Regenten und einer solchen seltenen Feyer sollte eine für das ganze Land gemeinschaftliche Stiftung erfolgen, es bildeten sich Vereine, Beiträge floßen zusammen, aber den Wünschen für Lokalkustungen unterlag die Idee einer allgemeinen. Unter solchen Umständen genehmigten Sr. Königliche

Hochheit der Großherzog geen, daß die zu jener Zeit hier gesammelten und zugesagten Beiträge der Verbesserungsanstalt zufließen, und daß solche die theuren verehrten Namen:

Carl Friedrich, Leopold
und
Sophien-Stiftung

trage.

Unter solcher mehrseitiger Antheilnahme konnte die Hand an die Ausführung gelegt werden, ein geräumiger gegen die Sonne gerichteter Platz wurde von dem großmüthigen Beschützer der Domänen-Verwaltung abgekauft und zum Hausbau geschenkt.

Der anliegende Bauplan gibt Ansicht und Eintheilung des Gebäudes, zwar vorerst nur für 12 Pfründner und 24 Arme, aber ganz zu theilweisen und bedeutenden Vergrößerungen passend und berechnet. Der über 4 Morgen umfassende Platz beut Raum für freye Hise und Gärten.

Der jetzige Fond wird durch die Baukosten fast ganz aufgehret werden, allein die Commission, welche es über sich genommen hat, das Vorhaben ins Leben einzuführen, hofft auf fortgesetzte Gerechtigkeit einer — zur Wohlthätigkeit stets bereiten Einwohnerschaft, auf günstige Zufälle, auf unerwartete Ehrentungen; auch hat sie bereits erfahren, wie unvermuthet das anerkannte zweckmäßige Gute Antheilnahme und Unterstützung findet: Ein Fremder — Consulent Fochmann aus Riga war in den letzten Jahren seines früh geendeten Lebens, Freund eines Mitglieds jener Commission. Fochmann, ein vielseitig gebildeter — und durch weite Reisen sehr unterrichteter Mann, gewann nach manchen Unterredungen den Plan des Freundes lieb, und vermachte dem Schooskind desselben 2000 Gulden; wenige Monate nach Errichtung des Testaments starb der Wohlthäter. So kann dasjenige, was in einfachem gutem Sinn versucht, angefangen, gefördert wird, auf die Theilnahme milder Herzen, auf den Segen der wahr-

tenden Vorsehung zählen! In diesem erprobten Vertrauen wirkt die Commission ohne ängstliches Rechnen und ohne jagende Sorgen, ob — wenn das Haus stehe — auch Mittel da seyn dürften, seine Bewohner zu versorgen. Sie vertraut der fernern Unterstützung ihrer Mitbürger und ihrer Erinnerung bei ausserordentlichen Ereignissen des Lebens. Auch sind bereits Aussichten zu mehreren Freyplätzen für Arme eröffnet, aus der Stiftung eines längst entschlafenen Wohlthäters der Bedrückten.

Die Hauptzüge künftiger Statuten dieser Stiftung wurden dem Publikum seiner Zeit bekannt gemacht, das Ausführliche kann erst entworfen werden, wenn es sich ergibt, welche Summe für die Unterstützung der künftigen Bewohner des Hauses sogleich bei dessen Eröffnung verfügbar bleibt. Hiernach müssen sich die Einkaufs-Summen der Pfründen, die Zahl der ganzen oder halben Freyplätze der Armen und die Bedingungen ihrer Aufnahme richten.

Die Hauptpunkte, auf welchen die Commission bestehen wird, möchten etwa folgende seyn:

- 1) Ein eigener möglichst unabhängiger Verwaltungsrath, dessen Mitglieder ganz unentgeltlich die Geschäfte besorgen.
- 2) Vollkommene und pünktliche Oeffentlichkeit der Geschäftsführung; also möglichst detaillirte jährliche Bekanntmachung des Zustandes der Stiftung in jeder Rücksicht.
3. Aufnahmen, womit Begünstigungen von Seiten des Stiftungs-Vermögens verbunden sind, nie anders als durch Kugelung.

Es ist bemerkenswerth, wie viel unsere Erfahrungen dem Verstand und der Rechthilflichkeit ihrer Nachfolger vertrauten, man findet fast nirgends bei den ältern Anstalten förmliche Statuten, von ältern Personen gieng die Verwaltung in die Hände der Nachkommen über, man handelte nach Observanz, nach den Umständen, nach bestem Wissen und Gewissen; sollte solches Vertrauen die kommenden Geschlechter

nicht zu bessern Verwaltern machen, als die Ausführlichkeit von Statuten, welche alles vorschreiben wollen, die dunkle Zukunft vorherzusehen wäñhen, und des Menschen Geist und Hang zur selbstthätigen Bewegung durch den todtten Buchstaben des Schreibtisches in enge Schranken einzuzwängen sich erberksten?

Bessern Schutz gegen Unredlichkeit oder Nachlässigkeit gewährt streng vorgeschriebene Oeffentlichkeit; mit und hinter Formen weiß der seine Unredliche sich zu verschangen.

Und so werde dieses Unternehmen unter den Schutz seines erhabenen Wohlthäters und die Pflege aller guten und selbständigen Einwohner Carlstruhs, der jetzigen, wie der kommenden, gestellt.

In Bezug auf das Gebäude werden noch einige Bemerkungen angefügt, welche besonders für die Bewohner Carlstruhs's einiges Interesse haben dürften.

Für's erste, war es der Commission sehr erwünscht, daß sie gerade demjenigen Bauplatz erhalten konnte, welchen sie für den geeignetsten hielt; seine Nordseite ist durch den angränzenden Wald gegen die rauhen Winde geschützt, die Wohnungen sind sämmtlich dem Licht- und Luftströmungen zugänglich, und gegen die Sonne gekehrt, deren Strahlen, in unserm Clima wenigstens zehn Monate im Jahr, dem Alter so wohlthätig sind.

Für die Baupläne wurde Concurrenz eröffnet; die Commission war so glücklich von sechs Baukünstlern, schöne und zweckmäßige Vorschläge zu erhalten; wenn sie dem beikommenden von Herrn Architect Fischer dahier, den Vorzug gab, so geschah es wegen seiner ausgezeichneten Einfachheit und der

Leichtigkeit, womit jede kleinere oder größere Erweiterung der Anstalt, ausgeführt werden kann.

Da Pfändner zum Theil ein eigenes Zimmer zu besitzen wünschen dürften, so sind für jene mehrere dergleichen Wohnungen im Plan vorhanden.

Die Zimmer für die Armen sind der Mehrzahl nach, für 4 Betten eingerichtet, man glaubte solche Wohnungen größeren Schlafsälen vorziehen zu müssen, welche allerdings für Spitäler und Arbeitshäuser zweckmäßiger sind. Zu Versammlungen können die geräumigen Speisezimmer auch außerhalb der Stunden dienen.

Da übrigens nach dem Wunsch der Commission, dieser Anfang in nicht entfernter Zeit erweitert werden dürfte, so wird dann die bis dahin gemachte Erfahrung maßgebend seyn.

In Hinsicht der Richtung des Gebäudes war die Commission getheilter Meinung. Die Mehrheit wünschte dasselbe etwas zurück zu legen und die Straßensinie durch einen Rasenplatz und Buschwerk zu bezeichnen, sie glaubte daß es für die Bewohner so wie für die Vorüberziehenden angenehmer und schicklicher wäre, wenn die Wohnzimmer nicht gerade an der frequenten Straße und hart an einem Hauptthor der Stadt lägen, die Minderheit besorgte, daß die Symmetrie des Platzes durch dieses Zurückweichen gefährdet würde, besonders da ein Haus gegenüber, bereits schon in der Straßensinie steht. Die Lokal-Stellen theilten die Ansicht der Mehrheit, die höhern Stellen jene der Minderheit; über den Diskussionen giengen etliche Wochen für den Anfang des Baus verloren.

In den Grundstein kommen:

Eine Medaille auf das Sekularfest der Geburt des Großherzogs Carl Friedrich, mit dessen wohlgetroffenem Bild im spätern Mannsalter.

Eine Medaille zum Andenken des Regierungs-Antritts Seiner Königlichen Hoheit des damaligen Großherzogs, mit dessen Bildniß.

Eine silberne Platte mit folgender Inschrift:

Großherzog Leopold, Seine Gemahlin Sophie aus dem Königlichen Stamme der Wasa und die Bewohner dieser Stadt errichteten durch milde Beiträge diese Zufluchtsstätte für das Alter und die Hüftlosigkeit. Die allgemeine Freude über den am 30. März 1830 erfolgten Regierungs-Antritt des Hochgeliebten Fürsten war die Veranlassung dieser Ausführung und dieser erste Stein wurde am April 1831 gelegt.

Ferner: die hiesigen Lokal-Blätter, in welchen die zahlreichen Beförderer der Anstalt verzeichnet sind, endlich dieses Blatt mit der Lithographie des Bauplans.

Das Haus wird nach vorausgegangenen Verträgen, mit den einzelnen Bauprofessionen zu festen Preisen auf das Ausmessen erbaut. Das Publikum soll seiner Zeit, über die Baukosten, Nachweisungen erhalten.

A p h o r i s m e n.

Wer sich nicht gehöhnt, die Menschen, die um ihn sind, so viel an ihm ist, glücklich zu machen, der liebt die Menschen überall nicht.

Der Weise wünscht nicht mehr, als was er gedullich erwerben, mit Mäßigkeit genießen und mit Heiterkeit ausgeben kann, also nur so viel, als er zum zufriedenen Leben bedarf.

Sorgenfrei und seßlich in den Stunden der Mahlzeit gestimmt zu seyn, und eben so sich dem Schlafe zu überlassen, ist eine der besten Vorschriften für ein langes Leben.



Meeresfläche

Meeresfläche

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie Ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruhe Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rh. Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden (ranco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbüchern, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heils, Schlaugengasse No. 3.) sowohl auf das Ganze von No. 1. — als just aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf acht Exemplare erhält man 1 Freyexemplar.) Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 12 kr. rh. Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Die Gebirge der Erde.

(Mit einer Abbildung.)

Vierter Jahrgang 1831. Tab. XVII.

Während bemüht, die Unterhaltung, welche wir bei unsern Lesern durch diese Blätter bezwecken, eben so lehrreich als angenehm zu machen, richten wir auch diesmal die Aufmerksamkeit derselben auf einen höchst anziehenden Gegenstand, nemlich auf die höchsten Gebirge unserer Erde, die wir auf der besiegenden Tafel zu deutlicher Anschauung aus allen fünf Welttheilen zusammengestellt und zugleich mit einem Höhenmesser versehen haben. Diese gewaltigen, großartigen Massen, ziehen sich in den verschiedenartigsten Gestaltungen auf der Oberfläche unseres Erdkörpers nach allen Richtungen hin, und haben, schon seit Jahrtausenden ihre Gipfel lähm und stolz in die Wolken erhebend, allem Wechsel und aller Vergänglichkeit des Irdischen getrogt.

In der Nähe oder Ferne, unsern Gesichtskreis begrenzend, haben die Gebirge von jeher eben so sehr die Aufmerksamkeit des gemüthvollen Naturfreundes, als des wissenschaftlichen Forschers auf sich gezogen. Denn in ihnen ist es, wo die ewig wirksame Natur ihre größten Wunder und alle Reize ihrer malerischen Schönheiten zusammengedrängt hat, und wo sie fortwährend einen Reichthum von Kräften und eine Fülle und Mannigfaltigkeit des Lebens entwickelt, wo sie sie dem Blicke auch in der fruchtreichsten Ebene nicht darstellt. Es ist daher auch dem Bewohner des flachen Landes, der mit empfänglichem Sinne zum erstenmal eine Gebirgsgegend betritt, als sey er in eine ganz neue Welt versetzt. Sein Geist vermag eine Zeitlang diese Menge und Eigenthümlichkeit überraschender

Eindrücke nicht zu fassen; denn überall, wohin er sich wendet, drängt sich seinem Auge der auffallendste Contrast entgegen. Ueber anmuthige, fruchtbare Thäler, Wohnsitz feistiger und glücklicher Menschen, sieht er steile, kahle Felsenhöhen, nie schmelzende Eismassen und schneebedeckte Berggipfel mit wunderbaren Gestaltungen und schauerlichen Umrisen hervortragen. Ganz nahe erblickt er hier den Sommer neben dem ewigen Winter, die reichste Fruchtbarkeit neben der traurigsten Dürre, die üppigste Gegend neben der kahlesten Einöde, die lauteste, frohlichste Regsamkeit der Natur neben der geauenvollsten Todtenstille.

Steigt der Reisende die Höhen hinan, so führt ihn anfangs sein Weg durch fruchtbare Felder, grüne Wiesen und üppige Waldungen, welche die sanftansteigenden Abhänge auf das Anmuthigste beleiden. Allmählig aber wird die Landschaft um ihn wilder und schauerlicher. Es wird ihm unheimlich zwischen den jagenden Felsgipfeln, welche über seinem Haupte herabzustürzen drohen, und zwischen den jähen Abgründen, in deren unabsehbarer Tiefe er schäumende Stiefbäche rauschen hört; und doch fühlt er sich wieder mächtig angezogen und kann nicht widerstehen, noch höhere Regionen zu erklimmen. Hier wird er durch eine ganz neue Vegetation überrascht. Unbekannte Pflanzen, seltene Blumen blühen im buntesten Farbenschmucke zu Tausenden unter seinen Füßen. Er athmet eine kühlere, frischere Luft, die alle Lebenskräfte in ihm erregt, und alle seine Empfindungen steigert; er schaut über sich einen Himmel, so unbewölkt, so rein und dunkelblau, wie er ihn nie in niederen Gegenden erblickt hatte, unter sich aber, aus den zu seinen Füßen ziehenden Wolken, hört er den Donner, obge er überschaut in unabsehbarem Gesichtskreise, große

weite Länderstrecken, mit ihren Flüssen und Seen, Faldern und Wäldern, Städten und Dörfern, in kleinem Maßstabe ausgebreitet, wie auf einer Landkarte. Und, indem er sich entsetzt fühlt dem niedern Treiben der Welt und herausgerettet aus der stürmischen Lebenswelle, drängt sich an sein Herz das Gefühl der Unendlichkeit; sein Geist verliert sich in Abhängen des unsichtbaren Allerbendenden und feiert den großen Augenblick seiner Nähe inniger, schöner, als er ihn vielleicht je in einem Tempel feierte, der von Menschenhänden erbaut ist.

Wer nur einmal diese Eindrücke empfunden hat, den wundert es nicht mehr, daß den Schweizer in der Fremde so manchmal eine unbesiegbare, krankhafte Sehnsucht nach seiner Heimath befüllt, und daß der biedere Schwarzwälder, wenn er mit den Erzeugnissen seines Kunstfleißes, die halbe Erde durchkreist und sich so viel Wohlstand erworben hat, mit dem er auch in der glanzvollsten Hauptstadt leben könnte, doch wieder in seine Berge zurückkehrt.

Es scheint, als stünde die uns umgebende Natur, in einem beständigen geheimnißvollen Verkehr mit unserm innern Leben, und als ziehe sie uns stets wieder zu sich zurück, wenn wir uns auch noch so weit von ihr entfernt haben.

So sehr indeß in Gebirgsgegenden die Natur in ihrer ganzen Anmuth und Lieblichkeit waldet, so herrscht sie doch auch hier mit allen ihren Schrecken und geräth bisweilen in einen Aufbruch, der die Ruhe und das stille Glück der Bewohner grauenvoll unterbricht. Von den Gipfeln der Schneberge reißten jene furchtbaren Lawinen sich los, welche mit donnerähnlichem Getöse den Thälern zurollen, mit reißender Gewalt Alles in ihrem Wege zertrümmern und ganze Dörfer unter ihren Massen begraben. Ungeheure Felsenmassen spalten von einander und bilden tiefe Abgründe, oder sie trennen sich ganz von dem Berge los, stürzen herab, schmettern Alles vor sich nieder, füllen die Seen aus, oder hemmen den Lauf der Bergwasser, und zwingen sie aus ihren Ufern zu treten und die Thäler zu überschwemmen. Ja bisweilen stürzen ganze Bergwände ein, und begraben unter ihren schrecklichen Trümmern den Thalgrund, mit allen seinen Dörfern und Bewohnern.

Das furchtbarste aber auch zugleich das erhabenste Schauspiel das die Gebirgsgegenden, ja das die Natur überhaupt gewährt, stellen uns die Vulkane dar. Schwarze dichte Rauchsäulen steigen aus dem Krater, der grauenvollen Oeffnung des unterirdischen Feuerherdes, abwechselnd hervor, und mahnen die anschwoll zitternde Gegend, Untergang drohend, an die convulsivische Bewegung in den Eingeweiden der Erde. Von Zeit zu Zeit macht denn auch der grollende Berg seine furchtbaren Drohungen wahr. Die Gewalt der in ihm sich entwickelnden Dämpfe treibt eine hell leuchtende Feuer säule unter lautem Getöse hoch in die Luft, wirft donnernd einen Regen von glühenden Steinen rings um sich her, hüllt die ganze Gegend in schwarze Aschengewölke und erstickenden Schwefeldampf ein, und schützt über sie einen Strom fließender Lava aus, die die blühendsten Gefilde am Fuße des Berges verwüstet und, als bleibendes Denkmal dieser Zerstörung ersickernd, mit einer harten Kruste überzieht. Manchmal sind solche Ausbrüche noch mit heftigen Erschütterungen begleitet, wobei der Boden der umliegenden Gegend hebt, sich erhebt, sich senkt, sich spaltet und umdreht und Städte und Dörfer in Schutt und Trümmer zusammenstürzt.

So anziehend für unsere Betrachtung die Gebirge der Erde sind, wenn wir bloß den Eindruck berücksichtigen, den sie auf unser Auge und Gefühl machen, eben so wichtig sind sie, wenn man sie vom Standpunkte des Naturforschers und Geographen betrachtet.

Man hat sie nicht selten das Gerippe der Erdkörper genannt, weil sie es vorzüglich sind, welche der Oberfläche der Erde Haltung und festen Zusammenhang geben. Wirklich bestehen auch die größten und höchsten unter ihnen, die sogenannten Urgebirge, aus den härtesten Gesteinen, und man hat gegründete Ursache zu vermuthen, diese Gebirgsart sey in der Urzeit durch unterirdisches Feuer gebildet und emporgetrieben worden. Indes unterscheiden die Naturforscher von diesen noch andre Gebirgsarten, namentlich die sogenannten Flösgebirge, von welchen sie nachweisen, daß sie durch mächtige Wasserfluthen, welche einst die Erde bedeckt haben müssen, entstanden sind.

Der Schooß der Gebirge enthält jene nützlichsten und kostbaren Mineralien, jene reichen Steinkohlenlager, Metallminen und Edelgesteine, welche den Menschen reizen, trotz aller Mühen und Gefahren, die ihm drohen, die Eingeweide der Erde zu durchwählen. Auch findet man hier jene merkwürdigen Höhlen mit wunderbaren Tropfsteingebilden geziert, und jene mannichfaltigen Verfeinerungen von Thieren und Pflanzen, wie sie sich jetzt nicht mehr lebend auf der Erde vorfinden, die einen deutlichen Beweis von einer frühern, längst untergegangenen Schöpfung liefern.

Höchst wichtig ist die Stelle, welche die Gebirge in der großen Werkstatt der Natur einnehmen. Die Moose, Gräser und Waldungen, mit denen sie bedeckt sind, ziehen die feuchten Bestandtheile aus der atmosphärischen Luft an, und saugen, gleich Schwämmen, den Regen ein. Das aufgenommenen Wasser dringt nun in die Erde ein, geht in Rissen, Spalten, Klüften, der Schwere folgend, abwärts. Gelangt es in der Tiefe endlich auf einen Punkt, wo das ganz geschlossene Gestein, oder wo Thon und Leitenmassen seinem tiefern Niedergehen Schranken setzen, so sucht es sich einen Ausweg, und tritt dabei häufig durch seitwärts abgehende Spalten, die das Gebirge bis an seine Oberflache durchziehen, als springende Quellen zu Tage aus. Mehrere solche Quellen vereinigen sich in ihrem Laufe zu Bächen, diese zu kleinen Flüssen, diese endlich zu Strömen, die, immer anwachsend, dem Meere zufließen. Auf diese Weise läßt sich der Ursprung der größten Ströme der Erde in den Hochgebirgen nachweisen, und es gewährt einen äußerst merkwürdigen Anblick, zu sehen, wie aus diesen gewaltigen Vorrathskammern, großen, weiten Länderstrecken rings umher Leben und Fruchtbarkeit zufließt. —

Aus diesem Allem geht nun auch endlich hervor, wie groß der Einfluß der Gebirge auf Klima und Temperatur und auf das organische Leben einer Gegend seyn müsse. Hier weht die reinste und gesundeste Luft, hier wachsen die stämmigsten Bäume und kräftigsten Kräuter; die Wälder wimmeln von Wild, und auf den üppigen Alpenweiden gedeihen die Heerden auf das Trefflichste. Selbst dem Menschen giebt die Gebirgenatur ein eigenthümliches

unverkennbares Gepräge. Der Bergbewohner ist gewöhnlich von kräftigem, stämmigem Wuchs und blühender Gesundheit; sein Geist ist aufgeweckt und erfindereich, seine Gemüthsart heiter und froh und sein ganzes Wesen voll Muth und Thatkraft.

Bei solchen hervorragenden Eigenthümlichkeiten der Gebirgsgegenden und bei der reichen Ausbeute, die sie der Wissbegierde des Forschers gewähren, darf es uns nicht wundern, daß sie von jeher der vorzüglichste Gegenstand der Aufmerksamkeit für die Reisenden waren. Mit wahrem Heldennuthe und unüberwindlicher Ausdauer haben in älterer und neuerer Zeit die geistvollsten und unterrichtetsten Menschen sich allen Beschwerden und Gefahren unterzogen, die das Erstbeigen hoher Gebirge hat, um die Natur derselben kennen zu lernen, ihre Höhen und Abdachungen zu messen und ihre Erzeugnisse zu beschreiben. Auf diese Weise sind, besonders in der neuesten Zeit, die Naturkunde und Geographie mit vielen wichtigen Entdeckungen bereichert worden, von welchen wir, als Erläuterung beiliegender Höhencharte, unsern Lesern das Interessanteste mittheilen wollen.

Alle Ländermassen der Erde sind mehr oder weniger mit Gebirgen geschmückt, von welchen einige einzeln, wie Thürme einer Stadt, dastehen, andere aber, gleich einer Kette, von einem Lande zu dem andern, von einem Erdtheile zu dem andern fortziehen. Selbst der Grund des Meeres hat eben solche Unebenheiten, wie das feste Land, und man bemerkt auf ihm Berge und Thäler, Ebenen und Tiefen, wie auf diesem. Die Inseln sind nichts weiter, als aus der Meeresfläche hervorragende Gipfel von Bergketten, deren Fuß die mächtige Wasserfluth bedeckt. Ja wir bemerken, daß sogar unter dieser Fluth brennende Vulkane wüthen, die ihr Feuer aus dem Schooße der Wellen hervorspielen, einen dicken Dampf von Wasser und Schwefel bilden und durch ihre gewaltsame Kraft grauenvolle Waltungen des tiefen Meeres erregen.

Diese, unter dem Meere fortlaufenden Gebirgszüge, deren höchste Gipfel als Inseln hervorragen, haben die neuern Geographen als Fortsetzungen der Gebirge des festen Landes erkannt und darauf die Ansicht gegründet, daß alle Gebirge der Erde im Zusammenhange mit einander ständen.

Wichtig läßt sich auch, wie ein einziger Blick auf eine gute Weltkarte lehrt, bei den meisten Gebirgszügen der alten und neuen Welt, ein solcher Zusammenhang ungezwungen nachweisen. (Eine Ausnahme hiervon scheinen die Sultaininseln zu machen, welche von Zeit zu Zeit einzeln aus dem unergündlichen Meeresboden auftauchen.)

In der Richtung der vorzüglichsten Gebirgsketten befolgt die Natur ein Gesetz, von welchem sie nicht abweicht. Die Hauptzüge folgen nemlich immer genau der längsten Ausdehnung der Continente. So zieht z. B. sich die Kette der amerikanischen Gebirge von dem Cap Horn bis zur Behringstraße, wo sie sich mit den Gebirgen Asiens vereinigt, und diese durchziehen wieder Asien seiner größten Ausdehnung nach, bis an die Landenge von Suez u. s. Auf gleiche Weise folgen die Nebenzüge dieser Hauptzüge immer der längsten Ausdehnung der Länder, welche sie durchziehen. Es eralebt sich hiemit, daß die Gestalt der Länder und Strecken keineswegs eine zufällige ist, wie sie, dem ersten Anblick nach zu seyn scheint, sondern eine durch die Gebirge bedingte. Bei den großen Revolutionen, welche unser Erdplaner im Anfange seiner Bildung erfuhr, waren es die Gebirge, welche, als eine feste Vormauer, dem Einbruch der Meereswogen trogten und dieselben in Schranken hielten. Sie und das ihnen zunächst liegende Land, konnten nicht von den Fluthen überwältigt werden, und ragen deshalb gerade in der eigenthümlichen Gestalt, wie sie denselben widerstanden, aus ihnen hervor.

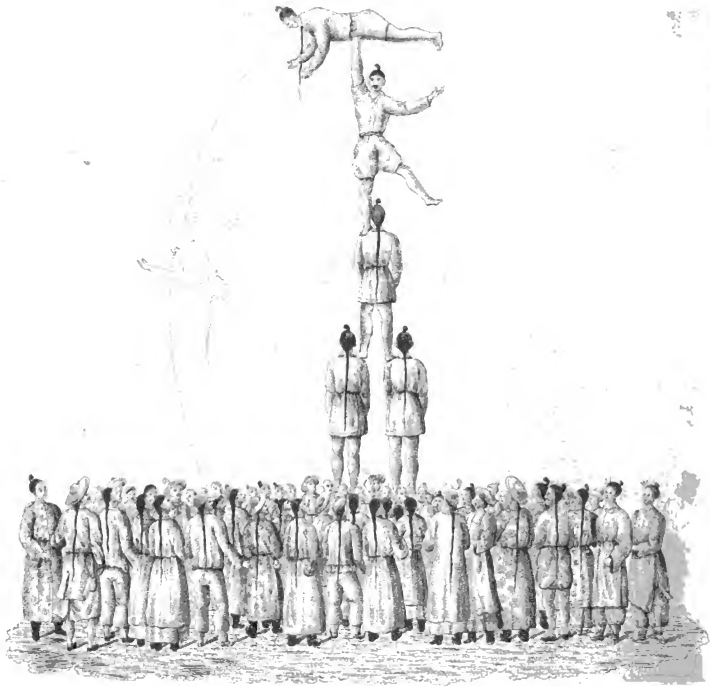
Was nun die Höhen der Erdgebirge betrifft, so hielt man lange Zeit die Kette der Anden, welche Amerika der Länge nach durchzieht, für den größten und längsten Gebirgsrücken und den zu derselben gehörigen Chimborazo für den höchsten Berg der Erde. Doch hegte man fortwährend die Vermuthung, daß die Gebirge des mittleren Asiens, welche bis auf die neueste Zeit den Reisenden unzugänglich waren, noch weit höhere Punkte enthielten. Diese Vermuthung hat sich denn auch bestätigt. Die Kriege, welche die Britten gegen das an Tibet angrenzende Land Nepaul führten, bahnten den Weg in das bisher unbekanntes Hochasien. Hier fanden die Reisenden Webb, Balle, Gerard,

das größte und höchste aller bis jetzt bekannten Gebirgsplateau's, welches man seitdem als den Ursprung oder die Wiege des Menschengeschlechts anzusehen pflegt. Die Bergkette, die es im Süden umgiebt, theilt sich in die westliche — den Hindukosch, welche den Indus durchläßt und das reizende Thal von Kaschmir umschlingt, und in die östliche — das Himalaja-Gebirge. Hier befinden sich nicht bloß die höchsten bekannten Punkte Asiens, sondern auch der ganzen Erde. Der Dhawala-Giri (weiße Berg) über 26,000 Fuß hoch, der Schumulari und Yamautri über 25,000 Fuß, der Dhaibum 24,000 Fuß, Lachigang 22,000 Fuß, Gangutri 20,000 Fuß. Alle diese Messungen sind jedoch nur aus der Ferne aufzunehmen gewesen; denn dem höchsten Gebirge sich zu nähern, ist wohl eine Unmöglichkeit. Alle Schrednisse der Natur, an Klippen, Klüften, unergündlichen Tiefen, Wasserflürzen, Gletschern und den furchtbaren Schneemassen, finden sich hier in solcher Riesengröße vereinigt vor, daß die Seefahrer, welche Bergbesteiger in der Schweiz u. s. auszusuchen haben, als wahre Miniaturgemälde dagegen erscheinen. Kaum kann man bis in die mittlere Region vordringen; denn die in den Gebirgsgehäusen brausend herabstürzenden Flüsse lassen neben ihren Betten für den Fuß des Wanderers nur schmale Räume offen.

In diesen Granitgebirgen, die sich von Ferne als mercurig, braune und lebergraue Felsen zeigen, entspringen Asiens größte Flüsse: der Indus, der Ganges, die Bramaputra, die Jumna. Nach den Quellen des Ganges (12927 Fuß über der Meeressfläche) wallfahrten seit Jahrtausenden zahllose Pilger, und fast jeder Schritt des Weges dahin ist durch Mythen der Religionsbücher der Hindus gebellt.

Auffallend ist, daß die Schneelinie im Himalaja viel höher liegt, als es der geographischen Breite nach der Fall seyn sollte. Den neuesten Nachrichten zufolge geobelt hier in einer Höhe von beinahe 15,000 Fuß über der Meeressfläche noch der Roggen; und die Stadt Deba in Tibet, welche wir auf unserer Charte bezeichnet haben, liegt 14924 Fuß hoch, ist demnach der höchste Wohnort auf der Erde.

(Die Fortsetzung folgt.)



Chinesische Gaukler.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie Ältere Personen durch interessante Ansktze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — siehe, (im ganzen Großherzogthum Baden (ranco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederseit von sämtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlaugasse No. 3) sowohl auf das Ganze von No. 1. an — jeast aus t Wölter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf a c h t Exemplare erhält man 1 Freyexemplar). Der L ad e n p r e i s für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 gr. siehe.

Chinesische Gaukler.

(Mit einer Abbildung.)

Viertel Jahrgang 1831. Tab. XVIII.

Oberst Welfsch hat in einem 1830 zu London erschienenen Werke Chinesische Gaukeltänze bekannt gemacht, die zum Theil an's Unglaubliche gränzen. So erzählt er unter andern: ein Mann streckte seine beiden Arme aus, und fieng zwei Gaukler von gewöhnlicher Größe, während sie sich von entgegengekehrten Seiten der Schaubühne in der Luft überschlugen, damit auf, so daß sie wie Handtücher hängen blieben, worauf er zu tanzen begann und sich mehrmals herumdrehte, als ob er durch nichts verhindert werde. Das Hauptstück war aber folgendes: (S. die beiliegende Tafel) Vier Männer bildeten ein festes Viereck, zwei andere traten auf die Schultern derselben, und auf die Schultern dieser beiden stellte sich wiederum ein dritter. Der Gaukler, nahm nun eine Leiter und stieg auf die Schultern des letzten, wodurch er so hoch zu stehen kam, daß man ihm von der Schaubühne einen andern Mann zureichte, den er mit der rechten Hand am Leibgürtel ergriff, und ihn eine beträchtliche Zeitlang über seinem Kopf emporhielt. Hierauf erbob er, zum Erstaunen der Zuschauer, den einen Fuß und balancirte sich und die Last auf dem andern. Hierauf warf er seine lebendige Last plötzlich löpflings unter den Haufen der Gaukler (welche jetzt das menschliche Fußgefäß gänzlich umgaben und den Heruntergeworfenen in den Armen auffingen), während der Hauptkünstler zu gleicher Zeit einen Purzelbaum nach der andern Seite

machte, und unter der Menge unten verschwand. Ob die Figur, welche er hielt, ein Mensch gewesen oder bley eine Puppe, konnte man nicht genauer untersuchen, aber dem Aussehen nach war es ein ausgewachsener Mann, lebendig und bei voller Gesundheit; und selbst schon das Balanciren der beiden obern Personen war Erstaunen erregend.

Die Gebirge der Erde.

(Fortsetzung und Beschluß von Seite 68.)

Oestlich vom Himalaja aus läuft ein Gebirgszug, der unter dem Name der Chinesischen Alpen bekannt ist. Er enthält bedeutende Höhen, mehrere über 20,000 Fuß hoch; der Sockel da im Norden von China ist über 12,800 Fuß. Den neuesten Nachrichten zufolge finden sich hier auch einige nicht unbedrächtliche Vulkane. In dem Innern von China zeichnen sich besonders die wilden Gebirge, welche man beim herabfahren von Kantschonsou nach Canton an der linken Seite erblickt, auf das Merkwürdigste aus. Sie sind so wunderbar gebildet und in so zierlicher Ordnung, als ob sie nicht von der Natur entstanden wären, sondern durch Kunst dahin gesetzt.

Das Hauptgebirge des nördlichen Standes der großen Hochebene Mittelasiens ist der Altai, der aus dem großen (südlichen) und dem kleinen (nördlichen) Altai besteht. Der Letztere hat Gipfel von 8000 Fuß Höhe, die aber noch nicht erstiegen sind.

Von den übrigen Bergen Asiens sind besonders durch ihre Höhe ausgezeichnet:

Die höchste Spitze des Ararat in Armenien 16,000 Fuß, des Taurus in Kleinasien, 10,000 Fuß, des Libanon in Syrien 9600 Fuß, und die drei Bergspitzen des Caucasus: Elborus 16,700 Fuß, Kshees 14,000 und Kasbek 15,000 Fuß.

Noch ist auf unferer Charte der Berg Ophir, auf der Insel Sumatra, angedeutet, welcher eine Höhe von 13,800 Fuß erreicht.

Der Hauptpunkt der europäischen Gebirge, von welchem mehrere Zweige nach allen Richtungen ausgehen, ist der St. Gotthardsberg in der Schweiz. Auf den ersten Blick scheint es unmöglich, daß dieser Berg der höchste Punkt seyn könne, da seine höchste Spitze, der Fibia, nur 9900 Fuß beträgt, während seine südwestlichen Nachbarn viel höher sind. Aber die letztern Berge sind nur einzelne hohe Spitzen, deren eigentlicher Fuß überall auf niedrigeren Ebenen ruht. Der Beweis davon ist, daß die Rhone vom St. Gotthard an ihren Lauf nach jenen südwestlichen und westlichen Gegenden nimmt, kein einziger Fuß hingegen seinen Lauf nach dem St. Gotthard hin richtet.

Der Zweig, welcher von diesem Gebirgsknoche südlich austritt, bildet die höchsten Gebirge Europa's, die penninischen Alpen. Die wichtigsten Gipfel derselben sind: der Montblanc 14,700, der Monte Rosa 14,500, der Monte Cervino 13,000 und der große St. Bernhard 10,400 Fuß. Auf diesem letztern Berge steht in einer Höhe von 8000 Fuß, nicht fern von der Schneelinie, das berühmte Hospital für verunglückte Reisende, und auf dem St. Gotthard, in einer Höhe von 5600 Fuß, ist der Ursprung des Rheins. Westlich vom St. Gotthard ziehen sich die Berneralpen hin, welche folgende, hohe Berge enthalten: die Furka 13,600 Fuß, das Finsteraarhorn 13,600, die Jungfrau 12,900, der Mönch 12,600, das Wetterhorn 11,700, der Grimsel 9200 Fuß. Zwischen diesem und dem Furka liegt ein mächtiger Gletscher, als Quelle der Rhone, 3551 Fuß über dem Meere, und im sogenannten Berner Oberlande liegt das Grindelwaldthal mit zwei Gletschern, von

denen der größere 2000 Fuß breit ist. Nordwestlich vom St. Gotthard läuft ein Gebirgszug, welcher den Gallenstock 11,300 und Pilatus 7100 F. enthält. Derjenige Arm endlich, welcher seinen Lauf östlich zum Vogelberge, unter der Benennung der „Graubündler Alpen“ nimmt, zieht durch Tyrol, Kärnten, Crain, Croatien und Dalmatien hin, und bildet auf seinem Wege die rhätischen Alpen mit dem Septimer 9000 Fuß, wo der Inn entspringt, und das beim Anfang 5000 Fuß hohe Thal Engadin durchfließt; ferner die Tyroler Alpen, mit der Ortelspitze, 14,400 Fuß, und dem Brenner 6300 Fuß; die Salzburger Alpen mit dem Großglockner 11,500 Fuß, die karnischen Alpen mit dem Terzidou, 10,000 Fuß.

Die Alpen gehören unter die merkwürdigsten Gebirge des Erdbodens und sind, besonders in den neuern Zeiten, von Reisenden aus allen Gegenden der gebildeten Welt immer häufiger besucht worden. Auch sind bereits die höchsten Gipfel derselben erklimmt worden, wie z. B. der Montblanc von Saussure im J. 1787, die Jungfrau von den Gebrüdern Meyer ausarau, (1811) und im Jahre 1829 von sechs muthigen Grindelwaldnern. Der Anblick des Alpengebirges gehört zu den außerordentlichsten und prachtvollsten Schaupielen der ganzen Natur. Hier zeigt sich unter den mannigfaltigsten Gestalten das Erhabene, Große und Feierliche innig verwicklungen mit reizenden, idyllenartigen Landschaften. Es würde schwer seyn, zu bestimmen, von welcher Seite die Alpen den außerordentlichsten Anblick gewähren. An der Südseite ziehen die Ebenen Oberitaliens fast bis an den Fuß der sich steil erhebenden Felsen, welche hinter einander gedrängt in ungeheure Massen zusammenzusinken scheinen; an der Nordseite hingegen stufen Hügel hinter Hügel, Berge hinter Berge immer höher nach den Hochalpen, deren zahllose Hörner und Felsenrisen in allen Gestalten mit ihren langen glänzenden Schnee- und Gletschermänteln neben und hinter einander sich deutlich darstellen. Der Eindruck auf Sinne und Einbildungskraft ist gleich unbeschreiblich, sey es, daß bei Morgen- und Abendbeleuchtung die Alpen in einem feurigen Purpur strahlen und durch die zartesten ätherischen Farbenhauche bezaubern,

sey es, daß sie nach Untergang der Sonne, wie eine Welt von höhren blaffen Geistern, stumm und still vom Himmel herab schauen. Von der Südseite ist der Anblick des Alpengebirges mehr furchtbar, auf der Nordseite mehr prachtvoll erhoben; hier bezaubert und entzückt es, dort schreckt es zurück.

Nächst den Alpen sind die Pyrenäen das merkwürdigste Gebirge in Europa. Sie trennen Frankreich von Spanien und verbreiten dann ihre Zweige ganz und in langen Zügen über dieses Land. Die höchsten Berge der Pyrenäen sind über $\frac{1}{2}$ niedriger, als die höchsten Gipfel der Alpen, und haben viele kahle Spigen, mit Schnee bedekt, Eishäler und Gletscher. Die Maladetta 10,722 Fuß, der Montperdu 10,428, der Canigou 8664, und im Innern von Spanien der Cumbre de Mulhacen 11,000 Fuß, sind die bemerkenswertheften derselben.

Die Karpathen gehören gleichfalls unter die Hauptgebirge Europa's, aber mehr wegen ihrer großen Längenausdehnung, als ihrer Höhe wegen. Denn der höchste Punkt derselben, die Komniger Spitze mißt nur 8150 Fuß. Die Umrisse des gesammten Hochgebirges sollen äußerst malerisch seyn. Die erhabenen Berge erscheinen mit ihren hohen, felsigen Spigen bei dem Aufgange der Sonne wie in Feuer getaucht. Entzückend mischt dort die Morgenröthe ihr Farbenspiel zwischen den Kiegeln und Schluchten von der Bligeshelle bis zu den dunkelsten Schatten hinab. Unten am Saume dieser ungeheuern Massen streicht das leicht^e Gewand der weißen Nebel, insof die obere Gegend im Sonnenglanze flammt. Oft aber schleichen oder fliegen diese Nebel hinauf und verhüllen zum Theil oder ganz die Gipfel; oft werden sie vom Lichte durchbrochen, oder nehmen eine Purpurfarbe an, und bedecken die nackten Felsen wie mit einem glänzenden Schleier.

Außer den bisher genannten Gebirgen von Europa giebt es noch eine Menge von niederem Range, von denen wir nur die höchsten Punkte bezeichnen wollen.

Der Schneehätkan 7800 Fuß, der Sulitelma 5796 und der Sitkopp 5507 Fuß, auf der scandinavischen Halbinsel.

Der Mont d'Or 5800, der Cantal 6000, der Puy de Dome 4500 Fuß, in Frankreich.

Der Feldberg 4600, der Kandel 3900, der Königstuhl 1800 Fuß, auf dem Schwarzwalde im Badischen; die Schnee- oder Riesenkoppe 4900 Fuß, in Schlesien. Der Brocken 3400 F., im Harzgebirge.

Der Drbelos, die höchste Spitze des Balangebirges in der europäischen Türkei, 9000 Fuß.

Der Pamirskoi-Kamen, der höchste Punkt des Ural, 6300 Fuß. Der Cairngorm, 4000 Fuß, und der Ben Nevis 4370 Fuß; in Schottland.

Eine besondere Erwähnung verdienen noch die Vulkane. Europa hat gegenwärtig 14, von denen der Aetna auf Sicilien über 10,000 Fuß, der Vesuv bei Neapel 3600, und der Hekla auf der Insel Island 3120 Fuß, die bedeutendsten sind.

Die afrikanischen Gebirge sind uns größtentheils unbekannt, besonders die, welche sich im Innern dieses Erdtheils befinden. Eine große Gebirgskette scheint ganz Afrika von Westen nach Osten zu durchziehen. Dazu scheinen die Mondsberge zu gehören, welche man 14,000 Fuß hoch schätzt.

In Nordafrika ist der Atlas, dessen höchste Punkte in der Nähe von Marokko liegen und etwa 11,000 Fuß messen mögen. Im südlichen Afrika findet sich eine hohe Gebirgskette, die sogenannten Schneeberge, deren höchster Gipfel, der Kompassberg 5500 Fuß Höhe hat. Beim Vorgebirge der guten Hoffnung befindet sich der 3338 Fuß hohe Tafelberg.

Noch ein ansehnliches Gebirge, das über 10,000 Fuß hohe Ambohistmenische oder rothe Gebirge, befindet sich auf der Insel Madagaskar.

Auf der canarischen Insel Teneriffa befindet sich der beständig rauchende Pil de Tepe, nahe an 12,000 Fuß, auf den azorischen Inseln ein ausgebrannter Vulkan von 6588 Fuß, und auf der Insel Bourbon das Gebirge Salazes 9600 Fuß hoch.

Wiel bekannter und wichtiger, als die Gebirge Afrika's, sind die Bergketten Amerika's.

Der Hauptzug beginnt an der südlichsten Spitze dieses Welttheils, läuft unter dem Namen der Cordillera de los Andes, nahe an der westlichen Küste bis weit über den Aequator nach Norden hinaus und verzweigt sich dort in das Innere von Nordamerika. Große Aeste ziehen sich in Südamerika von dem Hauptstamme nach der östlichen Küste hin.

In der Nähe des Aequators befinden sich die höchsten Punkte dieses Gebirges. Außer dem Aues überragenden Chimborasso 20,148 Fuß, den der berühmte Humboldt im Jahre 1802 bis zu einer Höhe von 18,186 Fuß erstieg, finden sich hier an 12 Berge, welche 1400 — bis 18000 F. messen. Alle sind entweder ausgebrannte oder noch thätige Vulkane, von denen einige auch Schlamm, kochendes Wasser und kleine Flüssiche auswerfen, wie der Pitichincha 15,000 Fuß, der Sangay 16,000 Fuß, der Cotopaxi 17,700 Fuß, der Antisana 18,100 Fuß, der Tungurahua 15,264 Fuß, der Purace 13,800 Fuß, La Cila 14,840 Fuß. Ausgebrannt scheinen zu seyn: der Cayambe 18,180 Fuß, der Popocatepec 16,584 Fuß, und der Chimborassa. Obgleich in der heißen Zone gelegen, sind die Gipfel dieser Berge doch mit ewigem Schnee bedekt. Weiter herab dagegen, auf der 9000 F. über dem Meere liegenden Hochebene von Quito, herrscht die größte Fruchtbarkeit. Noch in einer Höhe von 2,600 Fuß, wo die Meierel Antisana liegt, gebelien Getreide, namentlich Maispflanzungen.

Vor einigen Jahren wurde die Entdeckung gemacht, daß in dem Hauptknoten der Cordillera, welcher sich in der Nähe von La Paz befindet, einige noch höhere Gipfel, als der Chimborasso anzutreffen seyen, nemlich der Illimani 22,000 Fuß und der Nevado von Sorata 23,000. Auf der Hochebene, welche durch diese Berge gebildet wird, liegt der See Titicaca 12,650 Fuß über der Meeresfläche. Der andere auf unserer Charte angegebener See: Quatabita, liegt in der Nähe der Stadt Bogota in Columbien, 10,000 Fuß über der Meeresfläche.

In Nordamerika sind, als Zweige der Anden, die Alleghany und die blauen Berge zu merken. Ihre mittlere Höhe ist 2550 Fuß hoch. Zu dem Felsengebirge, an dessen Abfällen die Quellen des Missouri- und Columbiastromes liegen, und das sich wahrscheinlich bis zum Eismere erstreckt, gehört der James-Pik 10,781 Fuß, der Schönwetterberg 14,000 F. und der Eliasberg 16,974.

Unter den übrigen Bergen America's zeichnen wir noch aus: die Berge in Guyana, 9700 Fuß, das Dikgebirge, 7000 Fuß, Itacolomi, 5700 Fuß, und die Sierra de Mar etwa 4000 Fuß, in Brasilien; Cero de la Giganta 4700 Fuß, auf der Halbinsel Californien. Ferner den Elendberg 3700 Fuß, auf der Insel St. Christoph; einen Vulkan auf dem Schwefelboden von Guadeloupe 4794 Fuß; die Berge auf Martinique, über 3000 Fuß; einen Pik auf Jamaica 8000 Fuß.

Von dem 5ten Welttheil: Australien, kennen wir nur einzelne Berge. Der Egmont auf Neuseeland mißt 14,373 Fuß; der Mowana Roa auf der Sandwichinsel Owaïhi 14,893; ein Berg auf Otaheite 9530 Fuß.

Von allen diesen genannten Höhen der fünf Erdtheile, giebt nun unsere Charte die anschaulichste Uebersicht. Außerdem fügt sie noch die Lage von mehreren merkwürdigen Städten, besonders in Europa und Amerika bei, so daß ihre Höhe über der Meeresfläche sogleich in's Auge fällt. Und damit der Leser zugleich eine Vergleichung der von der Natur gebildeten Höhen mit den höchsten Werken menschlicher Hände könne, giebt sie die Höhe der größten Pyramide in Aegypten, 448 Fuß, und die des Straßburger, Münsters 445 Fuß, an. Der in der Luft schwebende Ballon bezeichnet die Höhe, bis zu welcher sich der französische Physiker Gay Lussac den 16. Sept. 1804 zu Paris erhob, nemlich 21600 Fuß. Höher als dieser hat sich noch kein Sterblicher in die obern Regionen der Luft gewagt.

Fig 1

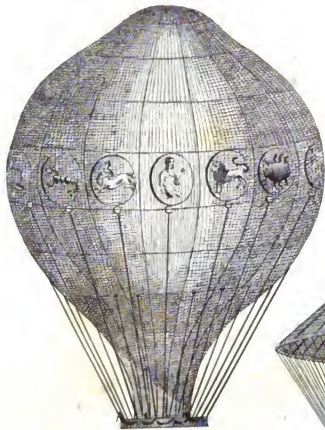


Fig 2

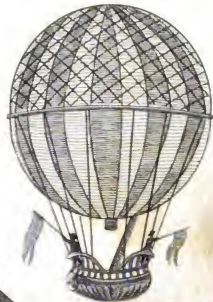
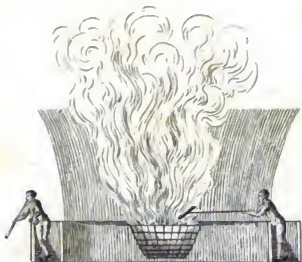
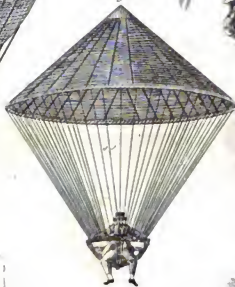
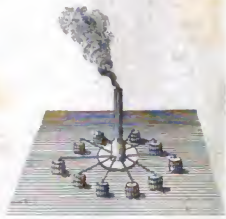


Fig 3



a



b

Luftschifferey.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT.

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, die Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie Ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rh. Thlr. 3. — sechs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schleiergasse No. 3) sowohl auf das Ganze von No. 1. an — jetzt aus (fürster Aufträge) — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf acht Exemplare erhält man 1 Freyexemplar). Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh. Thlr. 4. 12 gr. sechs.

Von der Beschiffung der Luft.

(Mit Abbildungen.)

Vierter Jahrgang 1831. Tab. XIX.

Zu den kühnsten Wagemüthen, welche der menschliche Geist jemals unternommen hat, gehört ohne Zweifel die Luftschiffahrt. Schon in den ältesten Zeiten scheint man, durch den Anblick der Vögel veranlaßt, auf den Gedanken gekommen zu seyn, sich in die Luft zu erheben. Die altgriechische Dichtung von Dädalus und Ikarus deutet darauf hin. Dädalus hatte nämlich dem Könige Minos von Kreta das berühmte Labyrinth gebaut, später aber der Ariadne geholfen, wie sie den Theseus aus demselben befreien könne. Zur Strafe dafür schloß Minos den Dädalus nebst seinem Sohne Ikarus in das Labyrinth als Gefangene ein. Um sich nun daraus zu retten, machte Dädalus sich und seinem Sohne künstliche Flügel und befestigte sie an dem Körper mit Wachs. Nach gehörigen Uebungen im Fliegen traten Beide die Reise durch die Luft an. Ikarus war zwar vom Vater gewarnt worden, sich nicht allzu hoch zu erheben; aber durch den glücklichen Fortgang verwegen gemacht, entfernte er sich vom Vater und näherte sich der Sonne so sehr, daß das Wachs von der Hitze schmolz und er rettungslos ins Meer stürzte. Der Vater kam glücklich nach Sicilien.

Nach Erfindung der Luftpumpe (1650) gerieth man auf den Gedanken, luftleer gemachte Körper zum Aufsteigen zu benutzen, da sie wegen ihrer größern Leichtigkeit in der Luft emporsteigen müßten. Ein Jesuit, Franz Lana, gab um das Jahr 1670 den Rath, vier große Kugeln von dünnem Kupferblech zu verfertigen, sie luftleer zu machen und dann ein Schiffchen daran zu hängen. Da sie

wegen der großen luftleeren Räume weniger wiegen mußten, als die durch sie verdrängte atmosphärische Luft, so würden sie in dieser emporsteigen. Es wurde indeß kein Versuch dieser Art gemacht.

Eben so unausgeführt blieb der Vorschlag eines französischen Dominikaners, Galien, in den höhern Luftgegenen einen großen Kasten zu bauen, dessen Strippe aus Holz, das übrige aus getheerter Wachsteinwand bestehen sollte. Wächte man nun diesen Kasten in die Tiefe herab, so würde er, da die in ihm enthaltene Luft viel dünner wäre, als die untere, emporsteigen und in einer gewissen Höhe schweben bleiben. Erst nachdem der Chemiker Cavendish 1766 die große Leichtigkeit des reinen Wasserstoff-Gases *) entdeckte und dasselbe beinahe 15mal leichter, als atmosphärische Luft gefunden hatte, sah man sich im Besitze eines Mittels, wodurch ein damit angefüllter Körper zum Steigen gebracht werden könnte. Cavallo machte die ersten Versuche damit im Jahre 1781 und füllte Eisenblasen mit Wasserstoffgas, welche nach Wunsch gut in die Höhe flogen. Er machte nun auch Versuche mit kleinen Papierbällen und Blasen von Thieren. Diese gelangten aber nicht, weil das Material dieser Blasen gegen die darin enthaltene Luftmenge zu viel Gewicht hatte. Erst wenn der Luftball eine gewisse Größe hat, kann das darin enthaltene Wasserstoffgas das Material mit sich in die Höhe nehmen.

*) Man gewinnt das Wasserstoffgas, wenn man durch Wasser verdünnte Schwefelsäure (Vitriolöl) auf Zink oder Eisenfeilspäne gießt. Die Bereitung ist jedoch für Unkundige mit Gefahr verbunden, weil das Gas durch einen in die Nähe gebrachten brennbaren Körper sich leicht entzündet und eine heftige Explosion veranlassen kann.

Glücklicher in diesen Versuchen waren im folgenden Jahre die Gebrüder Stephan und Joseph Montgolfier zu Annonay in Frankreich. Sie machten die Bemerkung, daß die durch Hitze verdünnte und dadurch leichter gewordene atmosphärische Luft eben so geschickt, als das Wasserstoffgas seyn müsse, einen damit gefüllten Ball in die Höhe zu heben.

Der ältere Montgolfier verfertigte zuerst einen ballenförmigen Körper aus Taffet von etwa 40 Kubikfuß Inhalt. Als die Luft darin durch brennendes Papier hinlänglich verdünnt war, erhob er sich und erreichte eine Höhe von ohngefähr 70 F. Beide Brüder wagten sich nunmehr an die Verfertigung eines größeren Körpers und wählten dafür die kugelförmige Gestalt, weil unter allen Körpern keiner so wenig Raum nach Verhältniß seiner Masse einnimmt, als eine Kugel. Dieser Luftball war aus feiner Leinwand gemacht, die über ein Gerippe von Eisendraht gespannt und hierauf noch mit Papier überleimt wurde. Der Durchmesser war 35 Fuß und das Gewicht des Ganzen 500 Pfund. Unten befand sich eine Öffnung, durch welche die Luft im Ball vermittelst eines darunter gemachten Strohfuehrs verdünnt und somit die zusammengesaltete Hülle auseinander getrieben wurde. In dem Augenblick, als man den Ball los ließ, stieg er schnell empor, erhob sich zu einer Höhe von ohngefähr 6000 Fuß, und fiel nach 10 Minuten, etwa 7200 Fuß vom Orte des Aufsteigens, wieder nieder.

Als die Nachricht von diesem Versuche der Gebrüder Montgolfier nach Paris gelangte, machte ihn sogleich ein dortiger Professor der Chemie, Namens Charles, nach. Sein Ball war von Taffet und mit Firniß von Federharz überzogen. Der Durchmesser betrug 12 Fuß und 2 Zoll, und der körperliche Inhalt 943 Kubikfuß. Charles wandte zu seiner Füllung nicht erhitzte, sondern brennbare Luft, oder Wasserstoffgas an, das er nach der oben angegebenen Weise in Tonnen entwickelte, und dann durch die große Röhre (b) in den Ballon leitete, und ließ ihn am 27. August 1783 vor einer Versammlung von 40,000 Menschen steigen. Der Ball erhob sich binnen zwei Minuten auf 2928 Fuß, und fiel nach drei Viertelstunden 4 Meilen von Paris, zwar sanft aber zerrissen nie-

der. Man hatte nemlich den Fehler begangen, den Ball ganz mit Wasserstoffgas anzufüllen; dieses hatte sich, als der Ball in die höhern, dünnern Luftschichten kam, noch mehr ausgedehnt und ihn zerprengt.

So waren demnach gleich bei ihrer Erfindung die Aërostaten (wie man die Luftbälle auch zu nennen pflegt) in zwei Klassen getheilt, nemlich in solche, welche mit brennbarer Luft oder Wasserstoffgas, und solche, welche mit erhitzter gemeiner Luft gefüllt wurden. Die Bälle der letztern Art erhielten in der Folge, ihren Erfindern zu Ehren, den Namen Montgolfieren, die der ersten Art Charlesiere n.

Im September 1783 wurden durch den jüngern Montgolfier, welcher deshalb eigends nach Paris gereist war, zwei neue Versuche, der eine für die Akademie der Wissenschaften, der andere für den König ange stellt. Der letztere fand, am 19. September zu Versailles statt und zeigte schon bedeutende Vervollkommnungen, die die neue Erfindung erhalten hatte. Der Luftball war nemlich nicht ganz kugelförmig, sondern länglich rund, wie er auf beiliegender Abbildung (Fig. 1.) dargestellt ist. An seinem untern Ende befand sich eine Gallerie, in deren Mitte der Feuerbeerd (a) zum Erhitzen der Luft angebracht war. Außerdem befestigte man einen Käfig daran, worin sich eine Hammel, eine Ente und ein Hahn befanden. Nach Verbrennung von 80 Pfund Stroh war die Luft im Ball so verdünnt, daß er sich auf 1440 Fuß hoch erheben konnte. Er blieb 8 Minuten lang in der Luft und fiel dann sanft und ohne die geringste Beschädigung der Thiere 10,000 Fuß weit vom Orte des Aufsteigens nieder. Es war zu erwarten, daß nun auch Menschen versuchen würden, mit Luftbällen emporzusteigen. Noch im October des nemlichen Jahres verfertigte der jüngere Montgolfier einen neuen Ball, von 70 Fuß Höhe und 46 Fuß Breite. An diesem war unten eine Art Korb mit Stricken befestigt, worin man hin und her gehen konnte. Zugleich befand sich unter der Öffnung des Luftballs eine Stützspanne von starkem Eisen draht, worin das Strohfuehr von der Person im Korbe unterhalten und nach Erforderniß verstärkt oder geschwächt werden konnte. Ein

Herr Pilatre de Rozier stellte sich in den Korb, als der Ball am 15. October aufstieg, ließ aber denselben für diesmal noch an Seiden festhalten und erhob sich nur zu einer Höhe von 80 Fuß. Dieser Versuch wurde von ihm einige Tage darauf wiederholt, und Rozier suchte besonders durch geschickte Leitung des Feuers nach Gefallen höher oder tiefer zu steigen. Als Rozier sich gehörig eingeübt glaubte, unternahm er nun auch am 21. November in Begleitung des Marquis d'Arlandes eine Fahrt, bei welcher der Ball nicht mehr an Seilen zurückgehalten wurde. Der Wind führte sie über einen Theil der Stadt Paris und über die Seine, und nach 25 Minuten kamen sie, 30,000 Fuß vom Plage ihres Aufstiegens, wohlbehalten wieder auf dem Erdboden an. Der Luftball hatte 6000 Kubikfuß Inhalt und wog über 1600 Pfd. Man wurde jetzt immer lähner. Im Januar 1784 verfertigte der ältere Montgolfier einen Ball von 126 Fuß Höhe und 104 Fuß Breite. Dieser flog mit einer solchen Kraft empor, daß nicht nur Montgolfier und Rozier, sondern auch 5 andere Personen sich in das unten angebrachte Schiff setzen konnten. Aber nur 12 Minuten dauerte die Luftfahrt; denn der Ball bekam einen Riß und sank schnell zur Erde herab. So sehr man sich von der Unbequemlichkeit und selbst von der Gefährlichkeit der Montgolfieren zu überzeugen anfang, so gab man sie doch nicht ganz auf. Sie haben nemlich den Vortheil, daß sie leichter zu verfertigen und wohlfeiler zu füllen sind, als die Luftbälle mit Wasserstoffgas. —

Blanchard, ein junger Mechaniker zu Paris, der sich schon im Jahre 1781 angelegentlich beschäftigt hatte, ein Luftschiff mit Flügeln zu verfertigen, was indeß nicht gelungen war, griff jetzt zu der Montgolfier'schen Erfindung, gieng nach England und machte am 7. Januar 1785 mit dem Amerikaner Jefferies die löhne Fahrt von England nach Frankreich über den Kanal, auf welcher er zwei Stunden zubrachte. Der Ruf dieses Waggelüchtes verkreitete sich durch alle Länder, und Blanchard machte nunmehr aus der Luftschifferei ein förmliches Gewerbe, indem er mit seinem Walle ganz Europa durchkreiste und in allen vortheil-

reichen Auffahrten veranfaltete, die ihm sehr viel Geld eintrugen.

Auch Charles blieb mit seinem durch Wasserstoffgas gefüllten Luftball nicht zurück. Noch im December 1783 verfertigte er einen Ball von 26 Fuß im Durchmesser, brachte unten ein Schiffchen (Fig. 2.) an und versah ihn inwendig mit einer Klappe, welche durch eine, bis ins Schiff herabgehende Schnur geöffnet werden konnte, um nach Erforderniß der brennbaren Luft einen Auszug zu verschaffen. Dadurch hatte er es in der Gewalt, den Ball nach Belieben sinken zu lassen. Um sich aber auch nöthigenfalls wieder heben zu können, nahm er Ballast ins Schiff, d. h. einige mit Sand gefüllte Säcke von verschiedener Größe. Indem er einen Theil dieses Sandes ausschüttete, wurde der Ball leichter und mußte steigen. Charles besitz in Begleitung eines Herrn Robert diesen Luftball, und beide durchliefen in wenig Minuten einen Raum von neun französischen Meilen, worauf sie sich wieder herabließen. Robert flog jetzt aus und Charles erhob sich mit Pfeileschnelle bis zu einer Höhe von 10,500 Fuß.

(Der Beschluß folgt.)

Der Knabenraub.

Zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts lebte in der Gegend von Hildesheim ein reicher Gutbesitzer mit Namen Johann von Westphal. Dieser hatte einst die Betrügereien zweier Gauner entdeckt, und ihre ernstliche Bestrafung veranlaßt, hierdurch aber ihren Haß und ihre Rachsucht dergestalt aufgeregt, daß sie ihm bei ihrer Wiederentlassung zuschworen: er solle ihnen die Summe, um derenhalb sie jetzt gestraft worden wären, bald genug hundertfach und freiwillig noch auszahlen müssen! Westphal besaß einen einzigen Sohn, für dessen zweckmäßige Erziehung er auf das väterlichste besorgt war, weshalb er ihn auf die damals ziemlich berühmte Schule zu Lemgo in der Grafschaft Lippe brachte. Daß dieser Knabe dem Vater das Liebste auf der Welt sey, schätzten selbst jene Bösewichter; deshalb sollte aber auch die Rache, die sie an dem Vater zu nehmen gedachten, von ihm aus-

gehen. Sie zogen einen Niethkutscher in ihren Plan, fuhren mit diesem nach Lemgo, und ließen den Wagen vor der Stadt halten, während einer von ihnen, mit Namen Peter Seifert aus Königsberg, dem jungen Westphal berichtete, daß in einem Gasthose vor der Stadt ein Verwandter von ihm abgesehen sey, der ihm Briefe von seiner Mutter zu übergeben habe. Der zutrauliche Knabe folgte dem Führer in feudiger Eil, war aber kaum bei dem Wagen angelangt, als man ihn mit Gewalt hinein hob und im Galopp davon führte. — Als sich die Räuber in Sicherheit glaubten, erstreckten sie an den Vater ein Schreiben folgenden Inhalts:

„Sie hätten ihre Zufage nun gelöst, und einen Schatz in Händen, den er ihnen gewiß gern und willig mit einem Theile seines Vermögens abkaufen werde, nämlich seinen Sohn. Insofern er diesen nun wieder lebendig zurück haben wolle, so müsse er eine Summe von 28,000 Thlr. als Lösegeld an sie bezahlen, und zwar würden sie 15,000 Thlr. in der bevorstehenden Neujahrsmesse zu Leipzig, in dem Gasthose zu den drei Schwänen auf dem Brühl, in Empfang nehmen, die übrigen 3000 Thlr. aber zu Ausgang des Januars zu Münster oder Cöln erwarten. Geschähe dies nicht, und erführen sie, daß man ihnen auch nur im geringsten nachstelle, so werde des Knaben Tod unausweichlich erfolgen!“

Der unglückliche Vater wußte in dieser Bedrängniß keinen Rath. Das Leben seines Kindes hing mit der Schonung der Räuber so eng zusammen, daß er keinen öffentlichen Schritt wagen durfte; er beschloß daher das Geld willig hinzugeben, und zu schweigen. Endlich vertraute er seinen Kummer einem alten treuen Diener, Namens Jakob Mark; dieser aber beschwor ihn, die Sache nicht also abzutun, sondern sie einzig in seine Hände zu legen, und gelobte mit seinem Leben für die glückliche Rückkehr des Knaben, wie für die Bestrafung der Räuber einzustehen; worauf er, mit hintänslichen Wechseln von seinem Herrn versehen, sich zur Neujahrsmesse nach Leipzig auf den Weg machte. Er berichtete zuvörderst im Geheim dem Rathe zu

Leipzig die ganze Angelegenheit, und verlangte von demselben die Ausstellung eines offenen Verhaftsbefehls gegen die Räuber, von welchem er nach Befinden Gebrauch machen könne. Da man aber von Seiten des Ratheß zögerte, und manche Bedenklichkeit äußerte, er auch wohl bald einsah, daß ihm ein solcher Verhaftsbefehl nur in den Grängen des Leipziger Reichthums von Nutzen seyn könne, so säumte er keinen Augenblick, zu seinem Bruder nach Dresden zu reisen, versicherte sich dessen Beifandes, und war so glücklich, dem damaligen Administrator der Ober-Sachsen, dem Herzog Friedrich Wilhelm, seine Angelegenheiten selbst vorzutragen zu können, welches er mit so eindringender Beredsamkeit that, daß dieser den gewünschten offenen Verhaftsbefehl ohne weiteres ausstellen ließ. — Hiermit ausgerüstet, und in Begleitung seines Bruders, kehrte er nach Leipzig zurück. Um nun aber desto unverdächtiger mit den Räubern selbst unterhandeln, und sie ins Garn locken zu können, vertraute er den Verhaftsbefehl seinem Bruder an, verabredete mit ihm alle Maßregeln, und trug ihm auf, ihn nie aus den Augen zu lassen, und auf jedes Zeichen, das er ihm geben werde, genau Acht zu haben. Uebrigens nahmen die Brüder ein so fremdes Betragen gegen einander an, daß auch dem argwöhnlichsten Blick ihr Einverständnis verborgen bleiben mußte.

Die Räuber waren aber auch vorsichtig genug, und hatten sich, da die Zahlung durch Jakob Mark geheime Vorbereitungen verzögert worden war, von Leipzig wieder weg begeben; daher denn dieser in dem bezeichneten Gasthose zu den drei Schwänen auf dem Brühle, statt dem Empfänger des Geldes, nur einen Brief an seinen Herrn vorfand, worin ihm ernstlich und unter vermessenen Schwüren gedroht wurde, daß wenn er die verlangte Geldsumme binnen drei Tagen an Christoph Pfeiffers, Gastwirth zum schwarzen Bären in Culenburg, nicht auszahlen würde, er das blutige Haupt seines Kindes ohne Verzug erhalten solle! —

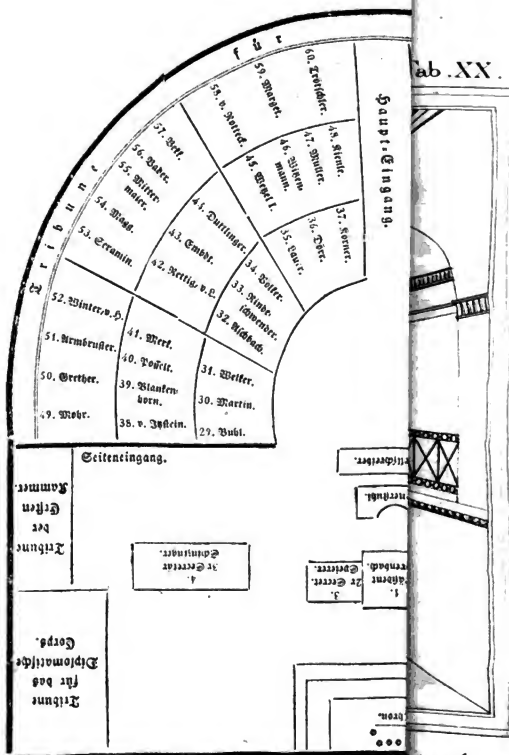
(Der Beschluß folgt.)

und aus der
 Erklärungen,
 die wird im
 jede Woche
 mit-Hand-
 bl auf das
 Auf o e h
 the

i machte
 n Besoge
 October.
 i, aus
 Antona,
 richte ein
 en Luft-
 riatische
 n in ih-
 n Mer-
 ruda in
 m Gras-
 en wer-
 Luftreise
 eoli im
 Sie stie-
 jno auf
 t herab-
 bte eine
 isgefahr
 als der
 mit ihm
 er Luft-
 Meer;
 herab.
 zeit des
 e unge-
 t o n i o
 sfahrer
 als zwei

the seit-
 lanhard
 3.) Ein
 richtung
 mittelst

gehen.
 Plan,
 den We
 von ihre
 berg, d
 nem Ge
 ihm ab;
 Mutter
 folgte da
 bei dem
 walt hi
 Als sich
 fen sie
 Inhabes
 „Sie
 Schal
 willig
 fen i
 diesen
 so m
 als L
 sie z
 messe
 Schu
 die :
 Jan
 schäb
 ihnen
 des S
 Der un
 keinen
 der Ed
 er keine
 schloß
 b
 schweige
 nem al
 dieser a
 zuthun,
 und gel
 Rückkeh
 Räuber
 Wechsels
 jahresm
 bericht



Deputirte der II. Kammer der Badischen

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für R. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sechs (im ganzen Grossherzogthum Baden (franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heits, Schlaugasse No. 3.) sowohl auf das Ganze von No. 1. an — jetzt aus fünfler Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf 6c h⁴ Exemplar erhält man 1 Freyexemplar.) Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 gr. sechs.

Beisitzend eine
Ansicht' des Versammlungs-Saales
 der Mitglieder der 2ten Stände-Kammer
 des Großherzogthums Baden,
 nebst einem

Namens-Verzeichnisse der Deputirten
 vom Landtage 1831.
 Vierter Jahrgang 1831. Tab. XX.

Von der Beschiffung der Luft.

(Bechluss von Seite 75.)

Blanchards Kühne Fahrt über den Kanal aus England nach Frankreich reizte zur Nachahmung. Der oben erwähnte Pilater de Rozier, beschloß im Jahre 1785 eine ähnliche Fahrt zu machen, hatte aber den unglücklichen Einsall, beide Arten von Aërostaten mit einander zu verbinden, in der Meinung wahrscheinlich, die Fahrt mit einem viel bessern Erfolge zu unternehmen. Er bediente sich nemlich zweier Luftbälle; der obere war mit Wasserstoffgas und der untere mit erhitzter atmosphärischer Luft gefüllt. „Dieses hieß“, bemerkt der französische Physiker Biot sehr treffend — „einen Ofen unter einem Pulvermagazine ansetzen.“ — De Rozier stieg in Begleitung eines Herrn Romain zwar auf. Nachdem sie aber durch einen Windwechsel eine Zeitlang über dem Meere geschwebt hatten, wurden sie zurückgetrieben und Beide stürzten plötzlich an der Küste bei Boulogne aus einer vermuthlichen Höhe von 1200 Fuß todt herab. An den Leidnamen bemerkte man, daß die Maschine in Brand gerathen seyn müsse; denn sie waren beide gänzlich verstimmt, wahrscheinlich durch die Gewalt des explodirenden Wasserstoffgases.

Eine der abenteuerlichsten Luftfahrten machte der Graf Francesco Zambeccari, von Bologna, 1803 in der Nacht vom 7. bis 8. October. Er stieg zugleich mit dem Dr. Grafetti, aus Rom, und Pascal Andreoli, aus Antona, Nachts gegen 1 Uhr ein. Der Ballon erreichte eine bedeutende Höhe, wurde aber in den obern Luftregionen schadhast und stürzte in das Adriatische Meer herab. Die drei Männer schwammen in ihrem Schiffe auf den Wellen und wurden Morgens 8 Uhr in der Nähe des Hafens Veruda in Istrien durch einen Schiffer gerettet. Dem Grafen mußten drei erstorne Finger abgenommen werden. Eben so schrecklich war eine zweite Luftreise dieses kühnen Mannes, die er mit Andreoli im Jahre 1804 den 22. August unternahm. Sie stiegen Vormittags gegen 11 Uhr bei Bologna auf und wollten sich um 1 Uhr 6 Meilen von da herablassen. Eine Lampe mit Weingeist verursachte eine Entzündung. Andreoli ließ sich mit Lebensgefahr herab. Zambeccari war noch nicht heraus, als der Ball sich mit Gewalt wieder empor riß und mit ihm zu einer erstaunlichen Höhe stieg. Ein heftiger Luftstrom führte ihn wieder über das adriatische Meer; der Ball senkte sich gegen 3 Uhr in dasselbe herab. Einige Fischer, welche in ihren Rähnen unweit des Drees waren, flohen aus Entsetzen vor der ungewöhnlichen Erscheinung. Der Schiffer Antonio Malta von Chioggia rettete den kühnen Luftfahrer auch diesmal; aber Zambeccari hatte abermals zwei Finger eingebüßt.

Solche und ähnliche Unglücksfälle, welche seitdem nicht selten sich ereigneten, leiteten Blanchard auf die Erfindung der Fallschirme. (Fig. 3.) Ein Fallschirm hat ohngefähr die Gestalt und Einrichtung eines Regenschirmes. Der Mensch, der sich mittelst

desselben von einer Höhe herablassen will, hält in einer kleinen Entfernung von dem aufgespannten Dache die Stange, welche durch den Mittelpunkt des geöffneten Schirmes senkrecht geht. Der Widerstand der Luft ist desto größer, je größer der Durchmesser des aufgespannten Daches ist, und der Mensch schwebt langsam herab. Der Luftschiffer Garnerin hat sich mehreremal von sehr großen Höhen unbeschädigt herabgelassen. Er befand sich dabei in einem am Fallschirme befestigten Korbe und hatte noch 75 Pfund Ballast bei sich.

Was den Nutzen der Luftbälle betrifft, so sind dieselben zu naturwissenschaftlichen Untersuchungen, zu Beobachtungen der Beschaffenheit der Luft in den höhern Schichten, der Electricität, des Magnetismus u. mit großem Erfolge gebraucht worden. Die französischen Naturforscher Biot und Gay-Lussac z. B. unternahmen eine solche Fahrt und stiegen dabei bis zu einer Höhe von 23,313 Fuß. Bei einer zweiten Aufsteigung, die Gay-Lussac mit dem nemlichen Ballon allein unternahm, erhob er sich bis zu einer Höhe von 21,549 Fuß, wahrscheinlich die größte, welche jemals von einem Menschen erreicht worden ist.

Mehreremal hat man sich auch der Luftbälle in Kriegen zu Beobachtungen des Feindes, zum Auspähen seiner Stellungen u. s. w. bedient. Namentlich sollen die Franzosen die Schlacht von Fleurus am 26. Juni 1794 dadurch gewonnen haben, und neuere Zeitungsbüllete berichten, daß die Tochter des Luftschiffers Garnerin in der polnischen Regierung das Anerbieten gemacht habe, ihre Kunst zur Aufkundschaftung der russischen Armeeanzuwenden.

Weit größer und einflußreicher auf die Kultur wäre wohl der Nutzen der Luftschiffahrt, wenn derselben nicht noch eine Hauptsache fehlte, das Vermögen nemlich, den Ballon nicht bloß auf- oder niederwärts, sondern auch seitwärts lenken zu können. Bis jetzt muß sich der Luftschiffer in letzterer Hinsicht ganz der Richtung des Windes preis geben. Es scheint fast, als ob die willkürliche Leitung eines Luftballons nach Art der Schiffe, unter die Unmöglichkeiten gehöre. Denn die Aufgabe hierbei ist keine geringere, als: nach Gefallen Luftströme zu schaffen. Sollte es dem menschlichen Scharfsinne im Laufe der Zeiten je ein-

mal gelingen, diese Kunst der Natur abzulernen, dann werden wohl auch weite Reisen, hoch über den Ländern und Meeren, durch die Luft hin unternommen werden, und die Postmeister und Gastwirthe würden sich alsdann wahrscheinlich noch weit mehr über die Luftbälle zu beschweren haben, als dieses im Anfange wegen den Schwierigkeiten der Fall war.

Vielleicht wüßten nun auch unsere Leser zu erfahren, was denn die kühnen Luftschiffer in den obern Regionen für Dinge gesehen und gehört haben? „Die müssen wohl, wenn sie anders vor Hitze nicht verschmachteten, wunderbare Entdeckungen gemacht haben und genaue Aufkundschaft über Sonne, Mond und Sterne geben können, da sie diesen leuchtenden Himmelskörpern um so viel näher gekommen sind, als andere Erdenkinder!“ Wer eine Befriedigung seiner Wissbegierde über diese letzteren Gegenstände von den Luftschiffern erwartete, der würde sich in seiner Hoffnung getäuscht finden. Denn diese Leute wissen nicht mehr von denselben zu erzählen, als wir, die wir zeitweilig die Fußsohlen nicht von dem Boden gebracht haben. Zwar hat es mit der Hitze da oben keine Noth; aber die Himmelskörper sind so ungeheuer weit von der Erde entfernt, daß die Höhe von 21000 Fuß, bis zu welcher der kühnste Luftschiffer sich erhob, gegen die Entfernung derselben gar nicht in Betracht kommt. Was die Luftschiffer uns berichten, beschränkt sich nur auf die Beschaffenheit der Atmosphäre, und davon wollen wir das Interessanteste für unsere Leser auswählen.

Die Atmosphäre bildet bekanntlich um die Erdoberfläche eine Hülle, deren Gestalt, ohngefähr wie bei dieser, sphaeroidisch d. h. an beiden Polen abgeplattet ist. Diese Hülle ist anzusehen als eine Reihe übereinander gelagerter Luftschichten, welche immer dünner und weiter werden, je weiter sie von der Erde sich entfernen. Denn, da die untern von den obern gedrückt werden, so müssen sie nothwendig dichter seyn, als diese. Aus der allmählichen Abnahme der Luftschichten geht hervor, daß die Atmosphäre irgendwo bestimmte scharfe Gränzen haben müsse. Wo aber diese Gränzen seyen, ist bis jetzt noch nicht ausgemittelt worden. Nur so viel weiß man aus Beobachtungen der Morgen- und Abenddämmerung, daß die Atmosphäre in einer Höhe von 97 geogra-

phischen Weisen so dünn und fein ist, daß sie das Licht nicht mehr zu brechen vermag.

Die Tauglichkeit der atmosphärischen Luft zum Athmen scheint sich nicht viel über eine deutsche Meile hoch zu erstrecken. Schon in einer Höhe von 10,000 Fuß wird das Athmen beschwerlich. Man empfindet eine bedeutende Schwäche, Bangigkeit, Schwindel u. und bei fortgesetztem Höhersteigen bringt auch wohl Blut aus den Ohren, der Nase und den Augenwinkeln. Denn da die äußere Luft so dünn und fein wird, daß sie der dichteren im Innern des Körpers das Gleichgewicht nicht mehr zu halten vermag, so dehnt diese die Blutgefäße so gewaltig aus, daß sie zerspringen. Der oben erwähnte Graf Zambecari und seine Gefährten haben dieses auf eine sehr schmerzliche Weise empfunden. Hände, Füße und Gesicht waren diesen Männern bergestalt mit Blut unterlaufen und entzündet, daß sie sich, als sie wieder auf die Erde gekommen waren, Einschnitte in die Haut machen lassen mußten. Sehr auffallend hat man diese Erscheinung in den obern Luftschichten an kleinen Thieren, namentlich Fröschen, bemerkt, welche von einigen Luftschiffern mit in die Höhe genommen wurden. Sie dehnten sich nemlich so sehr aus, daß sie zerplatzten. —

Die Verdünnung der Luft ist auch die Ursache der in den höhern Schichten immer zunehmenden Kälte, über welche alle Luftschiffer sich so sehr beklagen. Es wäre ein großes Irrthum, wenn man glauben wollte, je höher man gegen die Sonne aufsteige, desto wärmer müsse die Luft werden; denn abgesehen davon, daß eine Höhe von einer halben Meile, welche Gay-Lussac mit seinem Ballon erreichte gegen die Entfernung der Sonne von der Erde, welche 21 Millionen Meilen beträgt, gar nicht in Betracht kommt, sind es die Sonnenstrahlen keineswegs an sich, welche Wärme hervorbringen. Die Wärme befindet sich vielmehr schon in der Erde und in der Luft und wird bloß durch die Sonnenstrahlen aufgeregt oder frei gemacht. Je dichter übrigens ein Körper ist, desto leichter kann er erwärmt werden. Eine sehr dünne, von dem Erdbörper weit entfernte Luft, kann daher nicht in dem Grade, wie die untern dichtern Schichten, nahe an der Oberfläche der Erde, erwärmt werden.

Was die übrigen Beobachtungen der Luftschiffer betrifft, so beschäftigten sie die schon längst von den Naturforschern gemachte Bemerkung, daß die gewöhnlichen Lufterrscheinungen, als: Regen, Schnee, Hagel, Gewitter in den untern Schichten der Atmosphäre sich ereignen, und daß man über der Wolkenregion des Himmels stets in einem tiefen Dunkelblau erblickt. Nur die Sternschnuppen und Feuerkugeln sollen sich in einer Höhe von ungefähr 50 geographische Meilen erzeugen.

In Bezug auf die Winde nahmen mehrere Luftschiffer wahr, daß in der Atmosphäre oft mehrere Luftströme zu gleicher Zeit nach entgegen gesetzten Richtungen über einander hinziehen, und auf diese Bemerkung gründet ein unternehmender Handwerker in Wien seine Hoffnung, einen Luftballon auch feitwärts lenken zu können. Er gedent nemlich, je nachdem er sich höher erhebe, oder tiefer senke, die verschiedenen Luftströme zu seinem Zwecke zu benutzen und die in Paris ausgesetzte Prämie für die Erfindung der Seitwärtslenkung eines Luftballons persönlich abzuholen. Bis jetzt aber haben die französischen Zeitungen noch nichts von seiner Ankunft in Paris gemeldet.

Der Knabenraub.

(Schluß von Seite 76.)

Der treue hierdurch aufs höchste beängstigte Diener begab sich mit der ganzen Summe, die er theils in Golde, theils in Wechseln bei sich führte, sofort nach Eulenburg, indeß sein vorsichtiger Bruder von fern dem Wagen zu Pferde folgte. — Aber auch hier waren die Räuber nicht gegenwärtig. Sie hatten durch große Versprechungen jenen Gastwirth in ihr Verstandniß gezogen, und ihm Vollmacht gegeben, sowohl das Geld in Empfang zu nehmen, als auch den Versteck des Knaben dem Ueberbringer des Geldes alldann anzuzeigen. — Als Mark dies von dem Gastwirth Pfeiffer vernommen hatte, sah er bald ein, daß, wenn er hierauf eingehen wolle, seine Absicht nur zur Hälfte erreicht werden könne: denn zahlte er die Geldsumme jetzt, und ließ sich den Knaben wieder aushändigen, so verlor er die Räuber aus den Augen,

und wenn er auch späterhin an den Gastwirth sich halten wollte, so war doch dann der größte Theil des Geldes mit den Räubern selbst ihm schon entgangen. Wollte er sich aber des Gastwirthes jetzt gleich versichern, so war vorauszusetzen, daß die Räuber dies schnell genug erfahren würden, wodurch des Kindes Leben in die größte Gefahr kommen müßte. Er faßte also kurz seinen Entschluß, und gab vor, daß es ihm nicht möglich gewesen sey, die ganze verlangte Summe herbeizuschaffen, daß er jetzt nur die Hälfte bringe, und gewiß hoffe, man werde auch mit dieser bedeutenden Summe zufrieden seyn und ihm den Knaben herausgeben. Als ihm aber, wie er vermutet hatte, der Gastwirth Pfeiffer dies rund abschlug, und sich auf die von den Räubern erhaltene strenge Anweisung berief, stellte sich Mark, wie von der höchsten Verzeuflung ergriffen, winte und klagte, fiel dem Gastwirth zu Füßen, umschlang seine Knie, und schilderte ihm den Jammer der unglücklichen Aeltern und seine eigene Verantwortlichkeit in so lebendigen herzergriffenden Ausdrücken, daß Pfeiffer, der auch Vater war, dadurch tief gerührt wurde, und Marks Bitten, ihn zu den Räubern selbst zu führen, damit er auch ihre Knie umschlinge, und sie selbst um Erbarmen ansehen könne, endlich nachgab. — Dies war es, was Mark wünschte; doch ließ ihn Pfeiffer nicht von seiner Seite, stieg mit ihm in die Nietchkutsche und eröffnete ihm erst unterwegs, daß die Reise nach Düben gehe, woselbst die Räuber sich aufhielten. — In großer Angst, ob es ihm auch gelingen werde, und ob auch sein Bruder ihn nicht aus den Augen verlieren möchte, bat Mark den Kutscher langsam zu fahren, indem er sich krank stellte, und vortgab, die Stöße des Wagens nicht vertragen zu können. Er reichte dem Gastwirth Pfeiffer, der über Kälte klagte, denn der Nordwind wehte scharf, eine Flasche starken Getränkes, die er zufällig bei sich hatte, und drückte sich mit geschlossenen Augen in eine Ecke des Wagens, als sey er eingeschlafen. — Pfeiffer ließ es sich wohl schmecken, und schlief, da jener nicht mit ihm sprach, aus Langerweile und von dem Getränke halb berauscht, auch bald darauf ein. Auf

diesen Zeitpunkt hatte Mark gehofft; er gewahrte bald, daß der Bruder in einer Entfernung von einigen hundert Schritten dem Wagen folgte, schrieb auf ein Pergamentblättchen mit Bleistift:

„Wir reifen nach Düben! Die Räuber sind dort verammelt. Eile voraus und triff vorzeitig deine Anstalten. Jetzt gilt es!“
 warf das Blatt in sein Tuch, und warf es, seine gute Sache Gott befehlend, zum Wagen hinaus. — Bald darauf sah er zu seiner Freude, wie auf einem entfernten Seitenwege sein Bruder im Galopp dahin zog.

Es war Abend geworden, als man in Düben anlangte. — Pfeiffer führte den drängtesten Mark, dem er die im Wagen vorhandenen Goldstücke tragen half, in ein entlegenes Haus, wo er ihn den auf Nachricht und Geld längst schon ungeduldig wartenden Räubern vorstellte, und sogar selbst ein gutes Wort für ihn einlegte. Allein alles war vergeblich. Die Betrüger hatten kein Erbarmen, sie bestanden auf der Auszahlung der vollen Summe, und faßten den armen Mark, der um Zeit zu gewinnen, sie fortwährend mit Bitten bestürmte, endlich sogar bei der Knie, warfen ihn nieder und nahmen ihm mit Gewalt sein Taschennuch, um zu untersuchen, ob er auch wirklich keine größere Summe in Wechseln bei sich führte.

In diesem Augenblicke aber wurde die Thür gesprengt, Marks treuer Bruder führte mit sechs bewaffneten Gerichtsbedienten in das Zimmer und ergriff die Betrüger. Sie wurden noch in derselben Nacht nach Leipzig abgeführt, wo man ihnen das Geständniß, daß der geraubte Knabe in Merseburg verborgen sey, abzunöthigen wußte.

Der Administrator, Herzog Friedrich Wilhelm, ließ den jungen Welsphal zu sich nach Torgau kommen, vernahm aus seinem eigenen Munde den Hergang der ganzen Geschichte, liebte ihn auf das väterlichste, und beschenkte fürstlich den treuen Diener, der aber in dem Entzücken der Aeltern, als er, sein Versprechen lösend, ihnen den Sohn wieder in die Arme führte, eine höhere Belohnung fand, als ihm der Herzog geben konnte.

Der Prozeß, den man den Räubern machte, war kurz; sie wurden, da sie bald völlig überführt waren, im März des Jahres 1596 auf dem Markte zu Leipzig enthauptet. — Christoph Pfeiffer der Gastwirth zum schwarzen Bären in Eutenburg aber, der als Mitwisser des Verbrechens die Kosten des Prozeßes bezahlen mußte, versank in die tiefste Armut, und starb als Bettler.



Verfahren, gestrandeten Schiffen zu Hilfe zu kommen.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT;

erscheint jeden Sonntag mit einer kaislichen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der *Heilsgeschichte*, der *Länder- und Völkerkunde*, der *Kunst* etc. durch billige Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie *Ältere Personen* durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das *Karlsruher Unterhaltungsblatt* wird im *Abonnement* jährlich für R. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — *à la carte* (im ganzen Großherzogthum Baden *franco per Briefpost*) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämtlichen Postbehörden, so wie von allen *Buch- und Kunst-Handlungen* des *In- und Auslandes* (so *Strassburg* in der *Schulbuchhandlung* von *F. C. Heita*, *Schlusshaus* *Neu. 3.*) sowohl auf *das Ganze* von *Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage* — als auch auf *jeden einzelnen Jahrgang* angenommen und besorgt. (Auf *das Exemplar* erhält man *1 Freyexemplar*). Der *Ladepreis* für jeden Jahrgang ist *R. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 gr. à la carte*.

Ranby's Verfahren, gestrandeten Schiffen zu Hülfe zu kommen.

(Mit einer Abbildung.)

Vierter Jahrgang 1831. Tab. XXI.

Wer die Menschheit mit einer nützlichen Erfindung bereichert, ist des Ruhmes eben so würdig, als wer Schlachten gewinnt und Königreiche erobert. Zwar verschweigt die Geschichte sehr oft die Namen derjenigen, welche durch ein stilles, geräuschloses Wirken Wohlthäter ihrer Mitmenschen geworden sind, und erzählt desto mehr von großen Heiden, Staatsmännern und Herrschern, welche durch auf fallende, glänzende Thaten sich auszeichnen haben; aber der Nachdenker, der den Werth menschlicher Leistungen nicht nach dem äußern Scheine, sondern nach ihrem Einfluß auf das allgemeine Wohl be urtheilt, verweilt mit seinem Geiste weit lieber bei dem Urheber einer wohlthätigen Erfindung, als bei dem Eroberer, der seine Laufbahn mit Gewaltthat und Blut bezeichnenete. —

Vielleicht haben viele unserer Leser den Namen *Ranby* noch nicht einmal nennen hören; aber sie werden ihn fortan mit Achtung nennen, wenn sie die wohlthätige Erfindung ihrer Aufmerksamkeit würdigen wollen, von welcher wir auf beiliegender Zeichnung ein anschauliches Bild zu geben ver suchen.

So weit es der menschliche Scharfsinn in der *Vervollkommnung* der *Schiffahrt* gebracht hat, so vermag er doch noch nicht der Gewalt der *Elemente* zu trotzen; und von Jahr zu Jahr schreitet, auf dem ungestümen Meere eine große Anzahl von *Schiffen*, und *Laufende* von *Menschen*, die sich hoffnungsvoll demselben anvertrauten, finden ihr Grab

in den *Sturmempörten* *Fluthen*. Am häufigsten ereignen sich dergleichen *Unglücksfälle* in der *Nähe* der *Küsten*, etwa *150 — 600 Fuß* von dem *Lande*. Hier nemlich ist die *Wuth* der *Meereswogen* am *scheerlichsten*, weil dieselben an *Felsen* und *Klippen* sich *brechen* und *den*, der aus dem *gestrandeten* *Schiffe* durch *Schwimmen* sich zu *retten* sucht, ent weder *zurück* in die *schäumende* *Brandung* reißen, oder mit *solcher* *Hestigkeit* an's *Ufer* werfen, daß er *zerföhelt* seinen *Tod* findet. Man hat deswegen auf mancherlei Weise versucht, *strandenden* *Schiffen* zu *Hülfe* zu *kommen*. Mit *Fahrzeugen* sich *ihnen* zu *nähern*, ist *gefährlich* und in den *meisten* *Fällen* ganz *unmöglich*. Man mußte also darauf *denken*, eine *Verbindung* zwischen dem *Lande* und dem *Schiffe* zu *bewerkstelligen*, ohne daß man das *Ufer* *verließe*. Nach *mehreren* *vergeblichen* *Versuchen*, die an *verschiedenen* *Orten* *angestellt* wurden, kam *endlich* *Ranby*, ein *englischer* *Hauptmann* aus *Barmouth*, auf den *glücklichen* *Gedanken*, ein *Tau* an eine *Kugel* zu *befestigen* und diese aus *einem* *Mörser* nach dem *Schiffe* *hinzuschießen*. *Gelingt* es, auf diese *Weise* eine *Kommunikation* zu *bewerkstelligen*, so ist es *nicht* *schwer*, *vermitteltst* *eines* *Taues* noch *andere* *Sachen* nach dem *Schiffe* *hinzubringen*, *durch* *welche* es der *Schiffmannschaft* *möglich* *wird*, an's *Land* zu *kommen*; ja, *wenn* auch *außer* dem *Taue* gar *nichts* *weiter* *vorhanden* *seyn* *sollte*, so *wissen* *alsdann* *doch* die *Matrosen* *weilens*, *sich* zu *helfen* und die *Sachen*, die *sie* an *Bord* *haben*, so zu *benutzen*, daß *sie* *ihnen* *Mittel* zur *Rettung* werden.

Die *Mörser*, aus *denen* man die *Kugel* mit dem *daran* *befestigten* *Taue* nach dem *Schiffe* *hinwerfen* will, müssen so *leicht*, als *möglich* *seyn*. Ein *eiserner* *Mörser* (*S. Fig. 1.*) der mit der *Un-*

terlage $2\frac{1}{2}$ Cntr. wiegt, kann leicht von zwei Menschen auf einer Tragbahr von einem Orte zum andern getragen werden, und ist im Stande, eine 24 pfündige Kugel, mit einem $1\frac{1}{2}$ Zoll dicken Tau daran, 500 — 600 Fuß weit gegen den heftigsten Wind anzuschleudern. Ein Tau von der angegebenen Dicke ist stark genug, um daran ein Boot vom Lande nach dem Schiffe einzubringen; und dies ist oft notwendig und von größter Wichtigkeit, da nicht selten das Schiffsvolk durch Anstrengungen so erschöpft oder durch Kälte so erkrankt ist, daß es selbst zu seiner eigenen Rettung nichts mehr zu thun im Stande ist. Die Kugeln, deren man sich bedient, haben an dem einen Ende einen Ring und sind entweder ganz einfach, (wie Fig. 2.) oder mit Widerhakeln versehen, (Fig. 3.) um desto sicherer in das Tauwerk, oder legend einen andern Theil des gestrandeten Schiffes einzugreifen; Um zu verhindern, daß die heftige Entzündung bei dem Abfeuern des Mörfers das Tau nicht verbrenne, umgibt man dasselbe entweder mit einer Ledernen, genau anliegenden Schelde, oder, was noch besser ist, mit starken Riemen, die bis dicht an den eisernen Ring fest zusammengeschoben seyn müssen. Große Genauigkeit ist bei dem Zurechtlegen des Taus erforderlich, damit es bei'm Abfeuern nicht zerreiße. Ist das Ufer eben, so kann man es leicht auf die (Fig. 4.) abgebildete Weise hintagen. Jede einzelne Lage muß aber nicht über 4 Fuß lang seyn, weil sonst durch den heftigen Schwung das Tau abgeschneit wird. Da aber sehr oft die Küste uneben ist und das Zurechtlegen des Taus immer einige Zeit erfordert, so hat man auch eine Vorkehrung getroffen, zurechtgelegte Taus aufzubewahren und von einem Orte zum andern, ohne eine Verrückung, zu transportiren. Man bedient sich dazu eines Korbes, in welchem das Tau durch eine fest darüber geschnallte Decke in der gegebenen Lage erhalten wird. (S. Fig. 5.)

Die Aufgabe, eine Kugel mit einem Tau über das Schiff hinwegzuwerfen (Fig. 6.) ist an sich schon schwierig, wird aber noch schwieriger durch den Sturm, der die Kugel gewöhnlich von ihrer anfänglichen Richtung ablenkt. Man muß deswegen bei der Richtung des Mörfers die größere oder geringere Heftigkeit des Windes und die Seite,

von welcher er her, und nach welcher er hinweist, berücksichtigen und mit in Rechnung bringen. Ist es gelungen, die Kugel über das Schiff hinwegzuwerfen, so wird die Mannschaft das an dieselbe befestigte Tau ergreifen und an das Schiff anbinden. Und jetzt kann man an dem Tau ein Boot von dem Schiffe an's Land, oder von dem Lande nach dem Schiffe hindringen. Statt des Bootes kann man sich auch eines Korbes, oder sogenannten Cots (Fig. 7.) bedienen, der durch Korbholz schwimmend gemacht worden ist. An demselben befinden sich Riemen, damit die an's Land gehenden Personen sich anschallen können, um nicht von den Wellen hinweggespült zu werden. Auf diese Weise werden besonders hilflose Frauenzimmer und Kinder, oder Kranke und Verwundete gerettet. Sollte weder ein Boot noch ein Cot vorhanden seyn, so zieht man von dem nach dem Schiffe hingeschossenen Tau noch so viel an Bord, als die Entfernung des Schiffes vom Ufer beträgt. Als dann wird eine doppelte Schlinge darin gemacht, und diese legt sich der Mensch dicht unter den Armen und die Brust, so daß der Knoten der Schlinge vorn auf das Brustbein zu liegen kommt. (Fig. 8.) Auf diese Weise befestigt, wird er an's Land gezogen.

Nanby's Erfindung bewährte sich gleich im Anfange als vortreflich, und das Parliamente bewilligte ihm dafür eine Belohnung von 6000 Pfd. Sterling. Viele Menschen sind durch dieselbe schon gerettet worden, die ohne sie ihr Grab in den Wellen gefunden hätten.

Der Erfinder hat indeß seither noch auf Verbesserung seines Werkes gedacht. Er zeigte im Mai 1814 dem Parliamente, wie Ein Mann einen kleinen Mörser nebst dem ganzen Apparate mit Leichtigkeit transportiren könne. (Fig. 9.) Auf dem Rücken trägt dieser nemlich einen hölzernen Rahmen mit federförmig gestalteten Pfählen, um welche 200 Ellen einer sogenannten Logleine gewickelt sind. Ein zweispänniger Mörser nebst Unterlage hängt an einem Riemen über die Schulster, und um die Brust geschnallt ist eine Büchse mit Patronen. Das Ganze wiegt nicht mehr als 32 Pfund.

Die Kraft eines kleinen Mörsers soll übrigens noch bedeutend vermehrt werden können, dadurch, daß man der Kugel die (Fig. 10.) dargestellte Form giebt. Die Schußweite soll dabei viel größer seyn, als bei gewöhnlichen Kugeln.

Ereignet sich ein Schiffbruch in einer so dunkeln Nacht, daß man nicht im Stande ist, die Stelle zu erkennen, wo das Schiff liegt, so pfllegt Manby eine hohle Kugel, die gerade in den Mörser paßt, aus vielfach über einander geliebtem Patronenpapier verfertigt, mit etwa 50 Leuchtugeln oder sogenannten Sternen und einer hinreichenden Menge Schießpulver zu füllen, die Oeffnung mit einer Art Patrone zu verschließen und in diese kleine Lunte oder Schwefelsäben zu besetzen, damit sie das Pulver in der Kugel entzündet und sie in einer Höhe von 300 Ellen zersprengen müssen. (Fig. 11.) Dadurch werden die Leuchtugeln weit umhergeworfen und verbreiten über eine Minute lang ein solches Licht, daß man alle Gegenstände umher erkennen und den Mörser nach dem Schiffe hinrichten kann. Um ferner die Leute auf dem Schiffe in den Stand zu setzen, die Richtung des Tages und die Stelle, wo es niedersfällt, zu erkennen, bedient man sich einer hohlen Kugel mit 4 Oeffnungen unterhalb des Ringes. Die Kugel wird mit einer brennbaren Masse angefüllt, welche bei'm Verbrennen aus jeder Oeffnung einen Strom des hellsten Feuers von sich giebt. (S. Fig. 12.) Die Oeffnungen werden mit einer Art Patrone verschlossen; bei'm Abfeuern entzündet sich letztere und verbreitet durch das austretende Feuer in ihrem ganzen Fluge ein solches Licht, daß man nicht nur die Kugel selbst, sondern auch das Tau, welches sie nach sich zieht, und alle in der Nähe sich befindenden Gegenstände erkennen kann.

Endlich müssen wir unsere Aufmerksamkeit auch auf die Beschaffenheit des Bootes richten, mit welchem man es unternimmt, Menschen oder Waaren von gestrandeten Schiffen zu retten. Es sind dieses, der Bauart nach, ganz gewöhnliche, nur etwas leichtere Boote, in welchen man, um sie schwimmend zu erhalten, leere Tonnen angebracht hat. Außerdem wird auswenig an den Kiel ein Stück Eisen oder Blei befestigt, wodurch das Boot gleich wieder aufgerichtet wird, wenn es umgewor-

fen werden sollte. (S. Fig. 13.) Füllt sich daselbe mit Wasser, so braucht man nur einen im Boden desselben angebrachten Zapfen auszuliefern, und das Wasser wird sogleich herausfließen. Es ist daher auch keine Gefahr vorhanden, wenn ein solches Boot im Boden ein Loch bekommen sollte, weil die leeren, im Boote besetzten Tonnen immer obenauf schwimmen werden.

Wenn wir die Menge von Menschen bedenken, welche seit dieser wohltätigen Erfindung schon gerettet worden sind oder in Zukunft von einem schrecklichen Tode gerettet werden, so können wir nicht umhin, Manby unter denen zu nennen, die sich um das menschliche Geschlecht sehr verdient gemacht haben. Bis jetzt hat man indeß von seinem Rettungsapparate hauptsächlich nur an den Küsten Großbritanniens Gebrauch gemacht. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß man überall, wo Klippenreiche gefährliche Ufer sind, dem Beispiele Englands folgen möchte.

Treue im Unglück.

Zur Zeit Konstantins X., welcher in der letzten Hälfte des 11ten Jahrhunderts über das griechische Kaiserthum regierte, lebte zu Konstantinopel ein ausgezeichneter Bildhauer, Namens Melonio. Zu diesem trat einst, als er gegen Sonnenuntergang im Begriff stand, Feierabend zu machen, ein gebückter Greis in die Werkstatt und bat um die Erlaubniß, sich darinnen umzusehen. Sein weißes Haar, eine gewisse Erhabenheit in seinem Auge, dessen Feuer das Alter mildern, aber nicht auslöschen konnte, der feiervolle Blick, mit welchem er die Meisterwerke betrachtete, das Wenige, aber Einsichtreiche, was er darüber sprach; — alles dieses machte den Künstler auf seinen Besuch aufmerksam, als er es auf die alltäglichen Störer zu seyn pflugte.

Der Fremde hatte nun alle die gegenwärtigen Werke des Künstlers betrachtet, und durch ein sonderbares Dngesehr traf es sich, daß sie sämtlich berühmten Streikern gewidmet waren, welche sich in den Kriegen des Kaisers gegen die Araber ausgezeichnet hatten.

„Alle deine trefflichen Werke, hob der Greis an, sind, wie ich sehe, Helden bestimmt. Sage mir, würdest Du wohl auch ein anderes Geschöpf, außer den Menschen, Deiner Kunst würdig achten, sobald nur sonst sein Leben Bewunderung und Lob verdient?“

Der Künstler fluchte: — „Ein Geschöpf von anderer Art, als der Mensch? Wen meinst Du?“

Greis. Meinen Hund!

Betroffen fuhr bei diesem Worte Melosion zusammen und betrachtete den Fremdling mit zweisehendem Blicke. Das Entsetzende dieses Antrags brachte ihn auf den Gedanken, daß der Greis entweder wahnsinnig sey, oder seiner spotten wolle. Doch der ruhige, eberfuchtsgebietende Ernst, der auf seiner Miene lag, und der bedeutungsvolle Ausdruck seiner geistreichen Züge widerlegte diesen Verdacht.

„Dein Antrag befreundet mich, würdiger Greis; denn es ist der erste dieser Art, der mir gemacht wird. Ist es Dir Scherz, oder Ernst?“

Greis. Mein obllüger Enkl.

Melosion. Kennst Du den Preis, den ich für ein Werk von meiner Hand fordere, und bist Du im Stande, denselben zu entrichten?

Greis. Dafür mag dieser Stein Dir bürgen. Er zog bei diesen Worten einen Ring vom Finger, dessen Form die Verwunderung des Künstlers noch steigerte. Man konnte ihn nicht eigentlich einen Ring mehr nennen; denn alle Steine desselben waren ausgebrochen bis auf zwei. Diese aber und die Größe der leeren Fächer bezeugten den ehemaligen unschätzbaren Werth des Kleinodes.

Länger vermochte sich die Neugierde und das Erstaunen des Künstlers nicht zu halten. „Greis! rief er aus, ich beschwöre Dich, mir zu sagen, wer Du bist und was Du von mir willst.“

Greis. Was ich will, weißt Du ja schon; doch Dir zu entdecken, wer ich sey, dürste bedenklicher seyn. — Indes ich vertraue Deinet Redlichkeit und Verschwiegenheit. Vernimm denn die Geschichte meines Lebens und urtheile dann selbst, ob das Geschöpf, das ich Dir vorhin nannte, nicht ein Dentmal von Deiner Hand werth sey.

Mein Vater war König über den größten Theil von Hindostan. Ich, Melos, sein ältester Sohn und der Erbe seines Thrones.

Ueberrascht und voll Ehrfurcht wollte der Künstler hier aufstehn; aber der Greis faßte ihn bei der Hand und hielt ihn mit freundslichem Lächeln zurück. „Laß das! sprach er: das Loos der Monarchen ist, im Glücke geschmeichelt, nach dem Tode getadelt und im Elende von Zehntausenden verachtet, und zu werden. Sey Du diese letzte, und ich bin mehr als zufriednen.“

„Mein Vater, fuhr er nach wenigen Augenblicken fort, war ein kriegerischer Fürst, vor dem die Nachbarn erbebten und die Unterthanen zitterten. Ich war sein Gegenbild; denn mein Haupt-

wunsch war von Jugend auf die Ruhs und Liebe meines Volks.

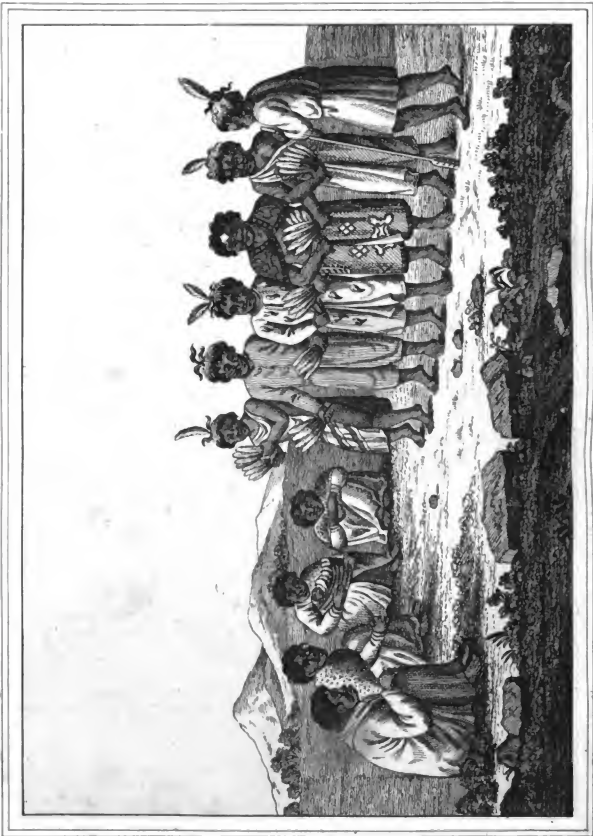
Wenige Minuten vor seinem Ende ließ mich mein Vater noch einmal an sein Bett rufen, zog seinen Ring vom Finger, gab ihn mir und sprach mit schwacher Stimme: „So gebe ich Dir die Herrschaft über mein Reich. Möchtest Du nie in Gefahr kommen, sie zu verlieren! Aber Dein weiches Herz macht mich besorgt um Dich. Du bist nicht zum Herrscher geboren. Wehe Dir, wenn Dein Volk so Dich kennen lernt, wie ich Dich kenne. Eine trübe Ahnung sicut durch meine Seele! — Versprich mir, Sohn, daß Du nie, so lange Du Monarch bist, diesen Ring vom Finger leachst. Es dürften Zeiten kommen, wo Du seiner nöthig hättest.“ Ich versprach es, und er verschied. —

Den Antritt meiner Regierung bezeichnete ich durch Wohlthaten; ich linderte die Abgaben des Staats, machte Frieden mit meinen Nachbarn und durchwachte manche Nacht sorgenvoll, damit nur meine Unterthanen desto ruhiger schlummern konnten. Die Vergeltung dieser Wohlthaten war eine gränzenlose Liebe von Seiten meines Volks. Es verehete mich wie einen Vater und die Lieder der Schmächtler priesen mich als einen Halbgoth.

Aber nicht bloß als Herrscher, auch in meinem häuslichen Leben fühlte ich mich glücklich. Ich besaß eine Gemahlin, ausgezeichnet durch Schönheit und Geist, und einen Sohn, dessen feine Anlagen durch eine sorgfältige Erziehung immer herrlicher vor meinen Augen sich entsfalteten. Er war der schönste junge Mann im ganzen Königreiche und der erfahrenste in jeder männlichen Übung. Seine Seele bewies sich ganz des Körpers würdig, den sie bewohnte. Ein paar kleine Fehlsätze gegen feindselige Nachbarn endigte er glücklich, und als er zurückkam mit Sieg und Ruhm, war er noch eben der bescheidene Jüngling, der gehorsame Sohn, der er beim Auszuge gewesen war. Wer hätte mich jezt nicht für den Glückseligsten aller Menschen gehalten? Ein Volk, das mich anbetete; Ruhe von Außen, Wohlstand von Innen; in der Mitte eines wohlklangewandten Lebens noch alle Stärke jugendlicher Gesundheit; einen Thronfolger, der meinen Tod mehr zu fürchten als zu wünschen schien, und endlich die Alles mit dem größten aller Güter, einem schuldlosen Gewissen verbunden! — O wie beneidenswert war ich damals! Wie unnöthig schien die väterliche Warnung und der väterliche Ring zu seyn!

Aber ach! wie nöthig war er mir bald! —

(Die Fortsetzung folgt.)



Die Caluschen in Sitscha bei einem Tanz

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für R. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sechs (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schreibbuchhandlung von F. C. Heitz, Schloßgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jezt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf acht Exemplare erhält man 1 Freyexemplar.) Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist R. 7. 12 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sechs.

Die Kasuschen in Sitcha, bei einem Tanze.

(Mit einer Abbildung.)

Vierter Jahrgang 1831. Tab. XXII.

Die Kasuschen sind die Urbewohner von Norfork-Sund im nördlichen Amerika, wo die Russen eine Kolonie, Sitcha, oder Neu-Archangel genannt, angelegt haben. Von den Russen verdrängt, haben sie sich auf eine felsige Anhöhe zurückgezogen und zur Behauptung ihrer Freiheit eine Art von Festung angelegt. Sie sind größtentheils von mittlerem Wuchs und starkem Körperbau, haben schwarze Haare, eine schmutzige Farbe, große feurige Augen, eine kleine plattgedrückte Nase, und stark ausgewirkte, grobe Gesichtszüge. Die Mädchen und Weiber haben mitunter keine unangenehme Gesichtsbildung, und ihre Haut ist, wenn sie von allem Schmutze gereinigt wird, so weiß, als die einer Europäerin. Nirgends aber kann man wohl verkehrtere Begriffe von Verschönerung antreffen, als bei diesem Volke. Wenn das junge Mädchen das 13te oder 14te Jahr erreicht, so wird eine kleine Oeffnung in der Mitte des Mundes, dicht unter der Unterlippe, gemacht und anfänglich ein dicker Draht, dann ein hölzerner Doppelknopf in dieselbe gebracht. Diese Oeffnung wird nun allmählig immer größer geschliffen und die untere Lippe durch ein in dieselbe gebrachtes ovales Brettchen so sehr ausgedehnt, daß jede Frau das Ansehen gewinnt, als wenn ein großer, hölzerner Suppenlöffel in das Fleisch der Unterlippe eingewachsen wäre. Dieser abscheuliche Biersatz ist um

so größer, je vornehmeren Standes die Weiber sind; bei gemeinen Frauen 2 bis 3 Zoll lang, bei vornehmen wohl 5 Zoll lang und 3 Zoll breit. Ja die Frau eines Oberhauptes trägt einen so großen Lippenlöffel, daß sie bei einer Bewegung der Unterlippe beinahe das ganze Gesicht damit bedecken kann.

Ihre Kleidung ist sehr einfach und besteht aus einem einzigen Stück Zeug, das mit zwei Enden an dem Halse befestigt wird. Von den Schiffen der amerikanischen Freistaaten werden ihnen auch Kleider nach europäischem Schnitt zugeführt, welche sie aber nur zum Staat und bei großer Kälte tragen. Gewöhnlich gehen die Kasuschen nackt, und selbst Sclavlinge sind, nur mit einem Lappchen umwunden, der Kälte von 8 bis 10 Grad ausgesetzt. Schwerlich findet man eine andere Nation, deren Körper gegen den Eindruck eines rauhen Klima's mehr abgehärtet ist, als diese.

Der gewöhnliche Zeitvertreib der Kasuschen ist Essen und Trinken, vorzüglich aber der Tanz. Nur die Männer tanzen; ihre Toilette, die in Anmalen der Gesichtes mit Lack, Zinnober und Kohlen und im Kopfsputz besteht, erfordert nicht weniger Zeit, als die einer europäischen Dame. Die Haare werden, wie die Abbildung zeigt, mit den Federn der weißköpfigen Adler gleichsam gepudert und mit Hermetinellen gezieret.

Die Weiber, welche sich in der Entfernung von einigen Schritten von den Tänzern befinden, vertreten die Stelle der Musikanten und singen meist im Dreiactel-Takt eine nicht unharmonische Melodie.

Der Tanz selbst, bei welchem sich die Männer täum von der einmal angenommenen Stelle bewes-

gen, besteht in einem, oft sehr heftigen, Springen. Einer der Tänzer führt die übrigen gleichsam an, und hat einen dicken, mit den Zähnen von Seeottern gezierten Stab in der Hand, den er im Takte stark auf die Erde stampft. Alle haben, ohne Ausnahme, in jeder Hand entweder den Schwanz oder einen Flügel des weißköpfigen Adlers, oder einige Felle von Hermelinen, welche letztere sie bloß als Zierath und Luxusartikel sehr hoch schätzen, und nicht nur in die Haare flechten und in der Hand halten, sondern auch an ihre Kleider annähen.

So hätten wir denn unsere Leser diesmal mit einem Volke bekannt gemacht, bei welchem der gute Geschmack nicht eben zu Hause zu seyn scheint. Wer kann indeß wissen, ob die allgewaltige Mode uns nicht auch bald kaluschische Tracht und kaluschischen Tanz aufzwingt? Bewegt man sich ja doch bereits auf deutschem Boden in polnischem Takte, hüßen sich doch unsere Damen in eine Kleidung, daß man jeden Augenblick befürchtet, sie möchten als Luftballone in die Höhe steigen. Warum sollte es nicht möglich seyn, daß über Frankreichs tonangebende Hauptstadt noch einmal die Grundzüge der kaluschischen Aesthetik zu uns herüberwanderten?

Treue im Unglück.

(Fortsetzung von Seite 84.)

Als ich eines Tags in Begleitung einiger Diener auf die Jagd ritt, vernahm ich unsern von mir in einem Bambuswäldchen ein klägliches Geschrei. Ich eilte darauf zu und bemerkte einen jungen Mann in den Klauen eines Tigers. Meine Lanze traf das Raubthier, daß es todt zur Erde stürzte. Der Jüngling, der sich so unerwartet von einem schrecklichen Tode gerettet sah, warf sich vor mir nieder auf die Knie und hob mit dem Ausdrucke des innigsten Dankes seine noch zitternden Hände zu mir empör. Ich sprang von Pferde, hob ihn freundlich auf und befahl meinen Dienern, seine Wunden zu verbinden und ihn in mein Schloß zu bringen, wo ihn eine sorgfältige Pflege in wenigen Wochen wieder herstellte. Von dieser Zeit an war er mir

mit unbegrenzter Anhänglichkeit ergeben. Keiner am Hofe war eifriger, mir zu dienen, Keiner bereitwilliger meinen leisesten Wünschen zuvorzukommen, als er.

Ich gewann ihn lieb, würdigte ihn meines nähern Umgangs, und da ich in ihm einen höchst talentvollen Mann erkannte, vertraute ich ihm nach und nach die wichtigsten Staatsämter an, erhob ihn zu Würden- und Ehrenstellen und erklärte ihn zuletzt zu meinem Beir.

Dieser Schritt war die erste Ursache meines Unglücks. Denn kaum hatte Ali — so hieß der Un dankbare — die nächste Stufe nach mir erreicht, als er, von Ehrsucht und Herrschbegierde getrieben, darauf sann, mich selbst vom Throne zu stoßen. Es gelang ihm, sich Anhang bei der Kaste der Krieger zu verschaffen, denen meine friedliche Regierung stets mißfallen hatte, weil ihnen dadurch die reiche Beute entging, die sie so oft unter meinem Vater erschoten hatten. Er wiegelte sie heimlich auf, Krieg und höhern Sold zu begehren; mich überredete er, ihnen beides abzuschlagen; und kaum war das unglückliche: „Rein!“ über meine Lippen, als er an ihrer Spitze stand und im Tone eines Auführers mit mir sprach.

Die Noth zwang mich nun zum schrecklichsten aller Mittel, zum innerlichen Kriege. Meine Getreuen sammelten sich zahlreich um mich; meinem Sohne gab ich die Feldherrnflle. Er siegte zweimal; in der dritten Schlacht blieb er. Als man mir seinen Leichnam brachte, warf ich mich tröstlos auf ihn hin; doch einer seiner vertrautesten Sklaven tröstete mich über diesen Schmerz durch einen noch größern: Er brachte mir Papiere, die unläugbar bewiesen, daß Ali meinen Sohn während in seiner Liebe zu mir gemacht hatte, daß mein Sohn ungerath und von seinem Heere gezwungen, die letzte Schlacht geliefert habe, und in ihr, Ali eigenem Befehle entgegen, bloß durch die Unwissenheit eines feindlichen Kriegers gefallen sey.

Hätte der Meined meines Günstlings mich schon in dem Innersten meines Herzens verwundet, wie weit mehr mußte es noch der Tod und die Schuld meines einzigen Sohnes thun! —

Ich ergriff nun selbst die Waffen; mein Volk schien entzückt zu seyn, mich an seiner Spitze zu

sehen; meine Macht übertraf die der Anführer bei wittern, und das nächste Treffen sollte entscheidend seyn. Die Heere trafen sich bald. Schon siegte unter mir mein rechter Flügel; den zweiten führte *Myr-Narkuli* an, ein tapferer Krieger, den mein Vater einst im Unwillen zum Tode verurtheilt und den ich losgegeben hatte. Wenn hätte ich mich sicherer anvertrauen können, als einem Manne, der mir das Leben zu danken hatte? Und doch verrieth er mich. Mitten in der Hitze der Schlacht ging er, und mit ihm der größte Theil seines Flügels, zum Feinde über; natürlich floh der übrige Haufe desselben. Mein schon siegendes Heer gerieth in Unordnung, und eine einzige Viertelstunde stürzte mich von Macht und Hobeit zu Flucht und Elend herab.

Mit dem Blick und Ton der Verzweiflung floh ich in das Zelt, wo meine Gemahlin sich aufhielt, und beschwor sie, mir eilig zu folgen. Aber die Elende gab mir den Rath, mich dem Sieger zu unterwerfen und — ich erkannte bald, daß auch sie treulos sey.

Jetzt vermochte ich meine Wuth nicht länger zurückzubalten; ich zog den Dolch und wollte die Unwürdige durchstoßen. Ihr ängstliches Geschrei zog einige meiner Offiziere herbei, und ich sah zum erstenmale, daß ich nicht mehr der Monarch sey, vor dem Alles nieder knie. Noch gestern wäre der, vor dem mein Arm sich erhoben hätte, von zehn Dolchern zugleich durchbohrt worden, jetzt fiel man mir in den Arm, entfernte die Unglückliche und entwand mir das tödliche Gewehr. Zwar war es das Zureden der Besänftigung, zwar hatte Alles noch die Form der Unterthänigkeit; aber ich sah nur zu gut durch diesen Anstrich hindurch; denn ich traute keinem Wesen mehr um mich herum.

Boten über Boten meldeten mir nun die völlige Flucht meines Heers und die immer nähere Annäherung *Alis*. Ich warf mich auf mein schnellstes Ross. „Wer mich noch lieb hat, rief ich, der folge mir!“ Ohngesührt fünfzig von mehr als hunderttausend folgten. Die Nacht war vor der Thüre. Wir ritten, als ob der Tod uns jagte und erreichten um Mitternacht einen Wald, wo wir Halt machen mußten, weil unsere Pferde nicht weiter konnten. Jetzt läßt ich meine Gefährten; die Fünfzig

waren zu zehn geworden; die Uebrigen hatte Müdigkeit oder Reue zurückgehalten. Ich sackte bitter auf, sprach aber kein Wort und warf mich in's Gras, um mich herum meine Begleiter. Gram, Wuth, Sorge, Rachgier, Eifersucht und Lebenshaß erfüllten mein Innerstes; doch Ermattung und Hunger waren noch stärker, als alle Leidenschaften. Ich schlief ein; und als ich nach einigen Stunden erwachte, sah ich beim Scheine der Dämmerung, daß ich — allein war. Meine Begleiter hatten sich weggestohlen. Ohnweit von mir graßte mein Pferd; zu meinen Füßen lag mein Grab.

Am Tage mein beständiger Gefährte, in der Nacht mein Wächter war dieses treue Thier mit überall nachgefolgt, ins Lager, in die Schlacht und auf die Flucht. Dönt' es dir so niedrig, als du willst; der ehemalige Beherrscher *Hindostans* kßte jetzt seinen treugebliebenen Freund inniger, als er den hätte lassen können, der ihm Reich und Thron zurückgegeben hätte. Dann schwang ich mich auf mein Ross und setzte meine Flucht fort.

Es klingt unglücklich, daß ich einzelner Flüchtling unerkannt durch ein Land voll Krieg und Unruhe schlüpfen konnte; aber ich hatte bei der Flucht Kleid und Turban von dem schlechtesten Ansehen mit erwählt; mein Ross war rasch und gut, doch nichts minder, als schön; und endlich schützte mich Der, in dessen Kraft es steht, Feindes Auge mit Blindheit und Feindes Arm mit Ohnmacht zu schlagen, sobald er uns retten will.

Mein Plan war, mich so immerfort bis nach Persien zu ziehen, und ich mochte noch ohngesührt zwanzig Meilen von der Gränze seyn, als ich einst des Nachts in einem Bauernhause um Herberge bat und Herberge erhielt. Ich saß am Tische und aß, oder stellte mich wenigstens, als könnt' ich essen. Da trat ein junger Soldat herein, der so eben vom Feldzuge heim kam, und, wie ich gleich darauf erfuhr, der Sohn meiner Wirthsleute war. Ihr Jubel begrüßte ihn, und ihre Fragen: Wie Alles stehe? Wie es ihm ergangen? Auf wessen Partey er sich geschlagen habe? Was der unglückliche, was der neue Monarch mache? Dieß und noch tausendberlei betäubte ihn fast. — Es war einer von denen, die während der Schlacht zu *Ali* übergegangen waren.

Er rief die Milde des Siegers und sagte: daß mein Kopf nicht minder, als eine Provinz gälte. — Ich sah so, daß er mein Gesicht nicht recht sehen konnte. Er schien dieses begierig zu suchen, und als es ihm endlich gelang, flüsterete er einige Augenblicke mit seinem Vater. Zwar verstand ich nur wenige Worte davon; aber unter diesen wenigen war das Wort: verdächtig, und bald darauf gieng er weg. Mehr bedurfte es nicht, um mich in Besorgniß zu setzen. Ich stellte mich schlafzig, ergriff einen Vorwand, um noch einmal vor dem Niederlegen herauszugehn, eilte in den Garten, nahe bei dem Hause, wo mein Roß angebunden stand, löste dieses ab, setzte mich darauf und schob pfeilschnell von dannen.

Kaum mocht' ich einige hundert Schritte fort seyn, als ich mir nachrufen hörte; und nach Verlaß einer Viertelstunde sah ich beim Schimmer des Mondes in weiter Entfernung hinter mir einige Punkte, die sich zu bewegen schienen. Ich stand keinen Augenblick im Zweifel, daß es nicht Personen wären, die mir nachsetzten; aber ich verließ mich auf mein treffliches Pferd, und ich hatte Grund dazu; denn bald konnte ich selbst diese Punkte nicht mehr erkennen. Ich jagte so die ganze Nacht hindurch; immer vermied ich die Landstraße; und bald sah ich, daß ich sie nur allzusehr vermieden hatte; denn mit Tagesanbruch befand ich mich in einem weiten Sandgebilde. Mein Pferd dauerte mich; doch mein Leben noch mehr; ich fuhr fort das erschöpfte Thier dann und wann wieder anzutreiben. Gegen Mittag, als die Sonne am stärksten brannte, fiel es vor Mattigkeit nieder, ohne Vermögen, sich wieder aufzurichten.

„Auch du verlässest mich? rief ich aus, indem ich ihm Gurt und Zügel löste: „Armes Thier! wenigstens schwand bei dir der Wille nicht eher, als deine Kräfte schwanden; o, daß die Schändlichen, die mich umringten, und die ich auferzog, nur halb so gut ihre Pflichten erfüllt hätten!“

Mit Thränen verließ ich es; einen meiner beiden Arme hätte ich darum gegeben, wäre ich im Stande gewesen, ihm zu helfen; aber für mich selbst war nirgends mehr Stärkung, noch Trost.

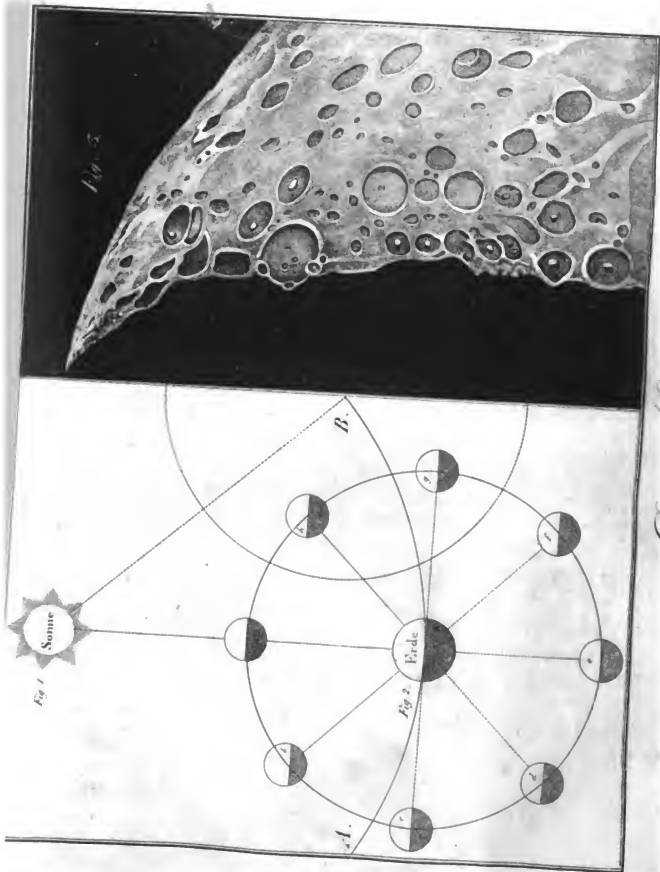
Ich setzte nun meine Flucht zu Fuße fort. Die Noth zwang mich auf's erste Dorf, das ich nach einigen Stunden erblickte, loszugehen. Hier kaufte ich mir einige Lebensmittel, gab mich für einen Kaufmann aus, der unter Räuber gefallen sey und erkundigte mich nach dem Wege, der nach Persien führe. Man antwortete mir, daß es deren zwei gäbe; der erste führe auf eine Heerstraße durch einige Umschweife; der andere sey um ein gutes Theil näher, aber einsam und gefährlich, weil man sich leicht etwas scitab in eben die Wüste verirren könne, von der ich jetzt nur einen kleinen Winkel durchschnitten hätte. Ich wählte den letztern Weg und befand mich am Ende des dritten Tags wirklich in der Verlegenheit, vor welcher man mich gewarnt hatte.

Wenn das Loos eines jeden Menschen in einer Wüste, ohne Obdach, ohne Führer, ohne Lebensmittel, ohne Pfad, ohne Kenntniß und Hoffnung schon schrecklich genug ist, wie fürchterlich muß es zumal für einen Fürsten seyn, der in Weichlichkeit erzogen und im Glücke grau geworden ist; der sonst jede Sorge dieser Art auf seine Gefährten wälzte, jedes Feind sich erleichtert, jeden Rangel von sich entfernt sah! — Dennoch schleppte ich mich wieder einen Tag und eine Nacht mit mattem Körper fort. Meine Kräfte waren am Ende; die Einöde war es noch nicht.

(Der Beschluß folgt.)

Der hungrige Araber.

Ein Araber war verirrt in der Wüste. Zwei Tage fand er nichts zu essen und war in Gefahr, vor Hunger zu sterben, bis er endlich eine von den Wassergruben antraf, aus denen die Reisenden ihre Kameele trinken, und auf dem Sande einen kleinen ledernen Sack liegen sah. Gott sey gelobt sagte er, als er ihn aufhob und anföhre; das sind, glaub' ich, Datteln und Nüsse; wie will ich mich an ihnen erquicken und laben! In dieser süßen Hoffnung öffnete er den Sack, sah was er enthielt, und rief voll Traurigkeit aus: „Ach! es sind nur — Perlen.



Der Mond.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT.

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie Ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruhe Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für R. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sechs. (im ganzen Großherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Straßburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schloßgasse No. 3.) sowohl auf das Ganze von No. 1. an — als auf die fünfte Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf acht Exemplare erhält man 1 Freyexemplar) Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist R. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 gr. sechs.

Betrachtung des Mondes.

(Mit einer Abbildung.)
Vierter Jahrgang 1831. Tab. XXII.

Mannigfaltige Gegenstände aus allen Gebieten des menschlichen Wissens haben wir bisher unsern Lesern vor Augen gestellt. Wir haben die Länder und Meere der Erde, alle Zonen und Klimate von Nord nach Süd, von Ost nach West durchgewandert, um bald aus dem Pflanzen- und Thier-Reiche, bald in den Wohnsitzen der Menschen und den Werkstätten ihres Kunstfleißes das Interessantere zur Betrachtung auszuwählen; ja wir haben uns in der letzten Zeit selbst in die Regionen des Luftkreises aufgeschwungen, um zu erforschen, was etwa da noch Merkwürdiges zu finden seyn möchte. Diesmal wollen wir sogar über den Luftkreis hinaus, und zwar sehr weit hinaus.

Wir gestehen aufrichtig, daß wir diese Reise nicht ohne einige Besorgniß unternahmen; denn da es von Anfang an unser Grundsatz war, uns in keinem Dinge zu hoch zu verstehen, so könnten wir diesmal Gefahr laufen, diesem Grundsatze untreu zu werden. Um daher nicht gleich im Anfang schon in ein Gebiet zu gerathen, wo der Verstand stille steht und die Einbildungskraft keinen Boden mehr hat, wollen wir einstweilen auf der ersten Station halt machen, die uns einen Ruhepunkt darbietet, und, wenn es uns da gefällt, späterhin unsere Reise weiter fortsetzen. Diese Station ist: der Mond, dieser freundschafliche Himmelskörper, der unsere Nächte mit seinem sanften Lichte so wohlthätig erhellt und so manchmal mit stiller Gewalt das Auge fesselt und die Seele zur Ahnung des Unendlichen emporzieht.

Der Mond ist der beständige Begleiter der Erde auf ihrer jährlichen, mehr als 120 Millionen Meilen langen Reise um die Sonne. Er ist uns unter allen Himmelskörpern am nächsten. Dieß beweisen theils die Sonnenfinsternisse, bei welchen man deutlich den Mond, in Gestalt einer dunkeln Kugel vor der Sonne vorüberwandern sieht, theils die Bedeckungen der Fixsterne und Planeten, wenn er ihnen auf seinem Wege begegnet. Seine Entfernung von der Erde beträgt über 51,700 Meilen, ein Weg, den eine Kanonenkugel, wenn sie mit immer gleicher Geschwindigkeit fortflöge, erst in 22 — 24 Tagen zurücklegen würde.

Seine Größe ist nach den Berechnungen der Astronomen ungefähr 50 mal geringer, als die der Erde, d. h. aus der Erde könnte man 50 solcher Kugeln machen, wie der Mond eine ist.

Was seinen Lauf am Himmel betrifft, so bemerken wir, daß der Mond, gleich der Sonne und den Sternen, täglich einmal um die Erde in der Richtung von Morgen nach Abend läuft. Dieser Lauf ist indeß nur scheinbar und wird durch die Umwälzung der Erde um ihre Ase hervorgebracht. Dagegen hat der Mond noch eine andere Bewegung, welche nicht scheinbar, sondern wirklich ist. Wenn man ihn nemlich zu einer Zeit beobachtet, wo er sehr nahe bei einem besonders hellen Fixstern steht, so bemerkt man schon nach Verlauf einiger Stunden, daß er von diesem Sterne hinweg weiter nach Abend fortgerückt ist. Seyt man diese Beobachtung fort, so ergibt sich, daß er den ganzen Umfang des Himmels, den sogenannten Thierkreis, in ungefähr 29 Tagen 12 Stunden durchläuft, wobei er täglich fast um eine Stunde später aufcht. Man schloß daraus, daß der Mond

in dieser Zeit seinen Umlauf um die Erde beschreibe und fand, daß er denselben ohngefähr 12 mal in einem Jahre wiederhole. Der Weg, den er dabei jedesmal zurücklegt, oder die Mondbahn ist 324,000 Meilen lang; der Mond durchfliegt also in einer jeden Stunde 500 Meilen.

Da aber die Erde selbst nicht stille steht, sondern jährlich einmal um die Sonne läuft, so folgt daraus, daß der Mond, außer seiner Bahn um die Erde, zugleich auch mit dieser einen noch weit größeren Kreis um die Sonne beschreibe. Er eilt dabei mit ihr gemeinschaftlich in jeder Stunde über 24,000 Meilen fort. Die beiliegende Abbildung zeigt diese doppelte Bewegung anschaulich. Hier stellt Fig. I. die Sonne vor; Fig. II. ist die Erde; a, b, c, d, e u. f. ist die Mondbahn und A, B die Linie der Erdbahn.

Aus dieser Figur erhellet auch, wie es zugehe, daß der Mond uns bald ganz, bald nur theilweise, bald gar nicht erleuchtet, bald zunehmend und bald abnehmend erscheint. Niemand wird im Ernste glauben, daß er während seines Umlaufs wirklich seine Körpergestalt ändere und einmal wirklich sichel- förmig, das andermal wirklich scheibenförmig sey, sondern es verhält sich damit folgendermaßen. Der Mond ist, wie die Erde, ein dunkler Körper, der sein Licht von der Sonne erhält. Steht er nun in der Nähe der Sonne, in (a), so kehrt er der Erde seine ganze dunkle Seite zu und wir sehen ihn nicht. Man nennt ihn jetzt Neumond. Nun aber sängt er an, sich allmählig ostwärts von der Sonne zu entfernen, und jetzt erblickt man ihn kurz nach Sonnenuntergang in der Nähe des westlichen Horizonts in der Form einer schmalen Sichel. (b) Die Krümmung dieser Sichel ist nach der Sonne zu. Mit jedem Tage wird diese Sichel, je weiter sich der Mond von der Sonne entfernt, breiter; und steht er endlich nach ohngefähr 7 Tagen um den vierten Theil des Himmels von der Sonne ab in (c), so erscheint er als ein heller Halbkreis, oder als eine halberleuchtete Scheibe. Man sagt alsdann: er sey im ersten Viertel. Von jetzt an wird dieser erleuchtete Theil an der östlichen, von der Sonne abgewandten Seite immer größer (d) und endlich, wenn der Mond um-

gefährt wieder nach 7 Tagen um den halben Himmel von der Sonne weggerückt ist, erscheint er als eine ganz runde völlig erleuchtete Scheibe. Man nennt ihn jetzt Vollmond, und er steht nun der Sonne gerade gegenüber, geht am Abend auf, wenn sie untergeht, und ist die ganze Nacht sichtbar.

Nach dem Volllichte sängt er allmählig an eben so wieder abzunehmen, wie er vorher zugenommen hatte; aber dieses Abnehmen erfolgt jetzt an der entgegengesetzten westlichen Seite, und die Krümmung des erleuchteten Theiles ist gleichfalls beständig der Sonne zukehrt (f). Er beginnt nun auch, sich auf der andern Seite des Himmels der Sonne wieder zu nähern. Sieben Tage nach dem Volllichte erscheint er endlich wieder zur Hälfte erleuchtet, und man sagt jetzt, er sey im letzten Viertel (g). Er ist der Sonne wieder bis auf ein Viertel des Himmels nahe gekommen und geht um Mitternacht auf. Von jetzt an wird der erleuchtete Halbkreis an der westlichen Seite immer schmäler und zuletzt wieder ganz dünn und sichel- förmig (h). Er steht nun der Sonne so nahe, daß er nur zwei Stunden eher aufgeht, als sie. Endlich wieder 7 Tage nach dem letzten Viertel steht er ganz nahe bei ihr und es wird wieder Neumond (a).

Der Mond zeigt uns beständig die nemlichen dunkeln Flecke, folglich kehrt er der Erde immer die nemliche Seite zu. Daraus könnte man nun auf den ersten Anblick zu dem Schlusse verleitet werden, daß sich der Mond gar nicht um seine Axe drehe. Allein aus jener Erscheinung folgt gerade das Gegentheil. Denn wenn ich mich um einen gewissen Stand im Kreise herum bewege, daß ich ihm z. B. immer mein Gesicht zukehre: so habe ich während dieser Bewegung mein Gesicht ja nach allen möglichen Weltgegenden gerichtet, d. h. ich habe mich selbst während dieser Zeit einmal umgedreht. Der Mond macht also gleichfalls während seines Umlaufs um die Erde eine einmalige Umdrehung um seine Axe, und es folgt hieraus, daß die Länge eines dertigen Tages beinahe 15 unserer Tage und eine Nacht eben so viel betragen müßte. —

Wir Erdbewohner bekommen die von uns abgewandte Seite des Mondes niemals zu sehen. Aber auf gleiche Weise haben die Bewohner dieser Seite des Mondes (falls es überhaupt Mondbewohner giebt) auch keine anschauliche Kenntniß von dem Dasein der Erde. Dagegen bietet die Erde den Bewohnern der uns zugekehrten Seite des Mondes ein prachtvolles Schauspiel dar. Sie sehen sie nemlich 14 Mal größer, als uns der Mond erscheint, also ohnehin in der Größe eines Wagentades, und, weil sich die Erde binnen 24 Stunden einmal um ihre Ase dreht, so muß sie den Mondbewohnern während dieser Zeit alle Punkte ihrer Oberfläche zuteilen, und ihre Scheibe muß während des 29½ Tage langen Mondtrages eben solche Lichtabwechslungen zeigen, wie wir sie an der Mondscheibe wahrnehmen. Und so wie der Mond unsere Nächte erleuchtet, so muß auch unsere Erde die Mondnächte erleuchten, und zwar muß das Erdlicht, da die Erdscheibe 14 Mal größer ist, als die Mondscheibe, auch weit stärker leuchten, als bei uns der Vollmond. Die Mondbewohner können die Erde nur zur Zeit des Neumondes im Volllichte erblicken, weil nur zu dieser Zeit die ganze, von der Sonne beleuchtete Erdhälfte dem Monde gegenüber steht. Daher erblicken wir auch kurz vor und nach dem Neumonde neben dem fächerähnlichen Lichtstreifen die dunkle oder Nachtseite des Mondes in einem klaren, aschfarbenen Lichte. Es ist das Erdlicht, was diese dunkle Seite zu dieser Zeit so erhellt, daß sie für unser Auge sichtbar ist. Zur Zeit des Vollmondes kehrt die Erde dem Monde ihre ganze dunkle Seite zu. Es ist berechnet worden, daß zu dieser Zeit der allgemeine Brand einer großen Stadt, wie z. B. London, auf dem Monde deutlich als ein leuchtender Punkt zu sehen seyn müßte.

(Fortsetzung und Erklärung der Fig. III. folgt.)

Treue im Unglück.

(Beschluß von Seite 88.)

Jetzt gleng die Sonne unter; kein Lied der Wägel begleitete sie; denn um mich war kein lebendiges Wesen, als mein Hund. Kein Abendroth folgte ihr;

denn die Luft war allzu dünnflüssig. Kein Thau fiel hernieder; denn alles umher war verbrannter Sand. Traurig warf ich mich auf einen dieser Sandhügel nieder. „Hier will ich liegen, sprach ich, liegen und schlummern den ewigen Schlaf!“ —

Wie so matt war ich! An mich schmiegte sich mein Hund, sah mich an und wimmerte. Auch er hatte den Tag über keine Nahrung gehabt. Treulich hatte ich den Tag vorher mein letztes Brod mit ihm getheilt. Jetzt bog ich mich weinend über ihn, streichelte ihn und rief: Wie gerne wollt ich dich speisen, hätte ich nur selbst einen Brodsamen! —

Als verstände er die Worte, als könnte er die Thräne in meinem Auge deuten, sah er mir stark in dasselbe, legte mich noch einmal, sprang schnell auf und — floh davon.

Vielleicht ist es dir ungläublich; aber unter allen die dahin und seit den erlittenen Prüfungen war dieß diejenige, die auch am härtesten angriff; die einzige, der ich unterlag. — „Auch der endlich!“ rief ich aus. Mein Gefühl übermannte mich; ich sank und verlor Empfindung und Sprache.

Wie lang ich eigentlich so dagelegen, weiß ich nicht bestimmt zu sagen; aber wenigstens mußte es einige Stunden angehalten haben, denn so eben war das Tageslicht wieder angebrochen, als ein Winkelein, ein Zupfen und ein Kragen mich erweckte. Ich schlug mein gebrochenes Auge mühsam auf und erblickte meinen zurückgekehrten Freund. Sein Mund war blutig und zu meinen Füßen lag ein Thier von mir unbekannter Gattung, das einem Kaninchen ähnlich war. Als er mich aufgewacht sah, winkelte er leise noch einmal, hob es auf und setzte es in meinen Schooß. — Kein Wort hier von meiner Empfindung; ich spreche mit einem Manne, dessen Auge mir sagt, daß sein Herz schlägt.

Treulich war das, was er mir darbot, kein köstliches Mahl; aber keines von allen denen, die ich ehemals im Glanze der Majestät groß, hatte so herrlich mir geduldet, hatte so kräftig mich erquickt, als diese wenigen rohen Bissen.

Ich setzte nun meine Wanderschaft fort, sah mich am Nachmittag auf einer etwas betretenen Straße, am Ende des Tags auf prächtigem Grund und Boden und mit dem nächsten Morgen bei guter Zeit in einem kleinen Städtchen. Mein Geld langte noch eben zu, mich auf ein paar Tage zu verköstigen; ein gastreicher Alter gab mir Wohnung. Ich stahl mich, sobald ich nur konnte, in den abgelegenen Winkel des Hauses, und brach den ersten und den kleinsten Stein aus dem väterlichen Kinge. Der Preis, den ich dafür erhielt, fristete mich

bis Ispahan. Ich rei'te in Gesellschaft einer Karavane dahin ab. Den ganzen Weg hindurch sprach ich kaum hundert Worte, beantwortete jede Frage einsilbig und that nie eine Zuerst.

Als wir in Ispahan ankamen, fanden wir alle Straßen voll Menschen. Meine Reisefährten fragten um die Ursache dieses Strümmels. Ehe sie dieselbe noch erfahren konnten, sah ich sie mit eigenem Auge — und mein Geist hatte alle nur mögliche Festung nöthig, um sich nicht zu verrathen. Es war nichts mehr und nichts weniger, als der Einzug des Gefandten von dem Räuber meines Thrones. Mein Leibelephant trug ihn; er selbst war sonst einer meiner Hünflinge. Wie viel tausendmal hatte er mir einst Treue bis in den Tod zugeschworen! Jetzt kam er, meinen Tod zu begehren.

Was ich vermuthete, geschah. Einst hatte ich den König von Persien bei einem gefährlichen Aufstand durch Hülfswörter auf dem Throne erhalten. Jetzt ließ er, dem rucklosen Sieger zu gefallen, einen Preis auf meinen Kopf setzen und eine so pünktliche Beschreibung meiner Person dazu fügen, daß jeder, der auch zum erstenmal mich sah, mich kennen mußte; — vorausgesetzt, daß ich wirklich da geblieben wäre, der ich auf dem Throne war. Aber freilich, so pünktlich auch der Zeichner mein Bild entworfen hatte, so war doch eins nicht in Anschlag gekommen, hatte auch nicht darcin kommen können, nemlich die Abänderung, die unterdessen mein Elend hervorgebracht hatte. Der Unglückliche, den sein treuer Hund vom Tode retten mußte, sah jenem, der aus der Schlacht entfloh, so unähnlich, daß ich ganz sicher noch einen völligen Monat in Ispahan leben konnte. Dann zog ich allmählig immer weiter, bis ich nach Konstantinopel kam. Hier kaufte ich mir ein entlegenes Häuschen und lebte fern von der falschen Brut der Menschen sechzehn Jahre hindurch. Meine Genügsamkeit bedurfte nur wenig; dieses Wenige verschaffte mir nach und nach mein King. Nie hab' ich mich zu einer Bitte erniedrigt, nie das Schicksal angeklagt, nie sogar wieder eine Thräne vergossen, als gestern, da mein Freund, mein Unglücksgefährte, mein Lebensretter starb. Das Alter rief ihn auf. Noch in den letzten Zügen leckte er meine Hand; ungerne schien er zu sterben; denn er schied von mir."

Der Greis stockte hier zwei Sekunden lang; dann strah er fort: „meine Geschichte naht sich zum Ende. Noch sind zwei Steine von eiff mir übrig. Es sind die kostbarsten unter allen; meiner Lage sind nur noch wenige zurück; der kleinere Juwel genügt mir für diese wenigen. Nimam Du den größ-

tern hin und ehre durch Deinen Mißel ein Geschöpf, das freilich nur ein Hund, aber, wenn Du aufrichtig reden willst, edelmüthiger, als mancher Mensch und Held und Sieger war."

Der Künstler war einigemal während dieser Erzählung auf das Tiefste ergriffen. Jetzt, da Melai schloß, nahm er das Wort. „Edelster Greis, wie tief hat Dein Schicksal mich gerührt; mit welcher warmen Empfindung danke ich Dir, daß Du mein geringes Talent zu einem Gegenstande brauchen willst, der mir freilich Anfangs erniedrigend schien, der mir jetzt aber werthter als das Denkmal mancher Fürsten werden soll. — Nur zwei Bitten gewähre mir zuvor.

Melai. Zwei für eine? — Wohlan, laß hören: Welche?

Melanton. Behalte Deinen Stein! Das Schicksal hat mir in den vergangenen Jahren Erwerb genug beschienen, als daß ich nicht auch eines meiner künftigen bloß zu meinem Vergnügen hinbringen könnte. Dieß war meine erste Bitte — und nun die zweite: So gegründet Dein Menschenhaß immer zu seyn scheint, so gieb doch den Glauben an menschliche Tugend noch nicht ganz auf. Was Naturtrieb beim Thiere so oft thut, das kann — so selten es auch geschehen mag — Gefühl und Ueberlegung bei dem Menschen hervorbringen. Ich habe freilich keine Krone Dir zur Entschädigung für Deine verlorne anzubieten; aber Deinen letzten, Deinen schwersten Verlust, den Verlust eines Freundes, vermag ich vielleicht Dir zu ersetzen.

Melai. Du?

Melanton. Ja, ich! Verlaß Deine Einsamkeit! Sey Herr in meinem Hause; sey Vater und König bei mir und siehe dann mit eigenen Augen nach, wie das Denkmal sich gestalten wird, das Deinen Lieblich ehren soll.

Nach langem Weigern entschloß sich endlich der Greis, sein Leben fortan bei dem Künstler zuzubringen, und dieser Schritt soll ihn nie gereut haben. Dem Gedächtnisse des treuen Hundes ward ein Denkmal vom schönsten Alabaster gesetzt. Allerdings mußte dessen Bedeutung einer großen Menge von Zuschauern räthselhaft und eigentlich keinem ganz leicht seyn.

Doch nach dem Tode des Monarchen machte Melanton Mehrere mit der Geschichte und Bedeutung dieses Monuments bekannt, und es soll noch zu der Zeit gestanden haben, als Mahomed II. (im Jahre 1453.) Konstantinopel eroberte.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT.

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie Eltern Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für R. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — alda. (im ganzen Großherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämtlichen Postbüchern, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslands (in Straßburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heits, Schloschgasse No. 3.) srrvohl auf das Ganze von No. 1. an — jezt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf acht Exemplare erhält man 1 Freyexemplar). Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist R. 7. 28 kr. rh., Thlr. 4. 12 gr. alda.

Bevölkerung des Britischen Reichs.

ein wohlgetroffenes Bild des Beherrschers so vieler Millionen Menschen in die Mitte setzen.

(Mit einer Abbildung des jetzt regierenden Königs von England.)

Vierter Jahrgang 1831. Tab. XXIV.

Betrachtung des Mondes.

(Bechluss von Seite 91.)

Das Britische Reich nimmt gegenwärtig die erste Stelle unter den Mächten ein, welche Europa's Schicksal abwiegen. Zwar scheint das colossale Rußland, welches mit seinen außereuropäischen Besitzungen 36,000 □ Meilen umfaßt, ihm den Rang streitig zu machen; aber, wenn man die Bevölkerung beider Reiche berücksichtigt, so findet sich, daß dem Britischen Repter auf einem Flächenraume von 185,500 □ Meilen bei 150 Millionen Menschen geborden, während Rußlands Ländermasse nur ohngähr 60 Millionen ernährt. Aber noch weit wichtiger, als seine physische Macht, ist der Einfluß, den Englands Cultur und Politik auf alle andern Staaten ausübt. Seine Flotten beherrschen die Meere der Erde; seine Frachtschiffe befahren alle Küsten und bringen die Erzeugnisse aller Zonen in Europa's Häfen; seine Fabriken überschwemmen alle Messen, und überall, wo es über die Angelegenheiten Europa's etwas Entscheidendes zu bestimmen giebt, hat England seine Hände mit im Spiele und legt ein bedeutendes, sehr oft den Ausschlag gebendes Gewicht in die Waagschale.

Wir hoffen deswegen ein, dem Leser nicht uninteressantes Blatt zu geben, wenn wir auf brillanter statistischer Tabelle den Stand der Bevölkerung des ungeheuern Britischen Reiches angeben und

Wenn unsere wihbegierigen Freunde irgend einmal, etwa in einer warmen Sommernacht, spazieren giengen und dabei dem stilmwandenden Vollmond in sein sonderbares, bleiches Angesicht sahen; da mögen ihnen wohl so allerlei Gedanken gekommen seyn. Unter andern werden sie vielleicht sich selbst gefragt haben: „Wie mag es doch dort auf jenem leuchtenden Himmelskörper aussehen und zugehen? Siebt es dort wohl auch solche Länder und Meere, solche Berge und Thäler, solche Städte und Dörfer, wie auf unserer Erde? Und machen sich die Leute dort wohl auch so viel zu schaffen über Wein und Dein und über Krieg und Frieden, wie bei uns?

Diese letztern Fragen — wie gestehn es' aufrecht — getrauen wir uns nicht selbst zu beantworten, sondern verweisen diejenigen, welche darüber Auskunft verlangen, an den Herrn Professor Gruithuisen in München, der, wie es scheint, schon seit dem Jahre 1822 immer die ersten Privatnachrichten aus dem Monde erhält. Er zeigte nemlich in gedachtem Jahre, und seitdem wiederholt, dem verehrlichen Publikum in einer öffentlichen Zeitschrift an, daß er in dem Monde ein regelmäßiges Gebilde wahrgenommen habe, das seiner Beschaffenheit nach nur von vernünftigen Bewohnern herrühren könne, weil es mit mathematischer Genauigkeit nach den vier Weltgegenden gerichtet sey. Er nennt das

selbe ein „Wallwert“ und behauptet, daß es eine, mit Wall und Graben besetzte große Stadt sey, welche wenigstens fünf geographische Meilen im Durchmesser habe. Ein an der Nordostseite derselben wahrgenommenes sternförmiges Gebilde hält der phantastische Mann für einen, dem Sternbildes geoidmeten Tempel, und einen von einem Ringwall eingeschlossenen Raum betrachtet er als einen windstillen Erholungsplatz, oder Garten, ähnlich dem Prater zu Wien.

Wir sind weit entfernt, in unserm beschriebenen Blatte diese wichtigen Mittheilungen des gelehrten Astronomen in Anspruch zu nehmen. Denn so einem Manne mögen andere Mittel und Wege zu Gebote stehen, von himmlischen Dingen Kunde zu empfangen, als unser Einem. Da indeß seine Privatnachrichten noch der officiellen Bestätigung bedürfen, so werden unsere geneigten Leser uns nicht verargen, wenn wir dieselben einstweilen noch dahingestellt seyn lassen und uns lieber an das halten, was durch vielfältige Beobachtungen der ausgezeichneten Astronomen, namentlich eines Herschel und Schröter, entdeckt und durch ihre übereinstimmenden Zeugnisse als glaubwürdig verbürgt ist.

Schon mit bloßem Auge erblicken wir auf der, uns beständig zugewandten Seite des Mondes hellere und dunklere Stellen, aus welchen die Einbildungskraft des gemeinen Mannes seit uralten Zeiten ein Menschengesicht gemacht hat. Allein schon durch ein mäßig vergrößertes Fernrohr, noch mehr aber durch die in den neuesten Zeiten zu außerordentlicher Vollkommenheit gebrachten Spiegel-Teleskope hat man entdeckt, daß jene Flecken wirkliche Unebenheiten auf der Oberfläche des Mondes, also Berge, Thäler und andere große Vertiefungen sind. In frühern Zeiten hielt man die dunkleren Stellen für Meere und Seen, weil das Licht vom Wasser nicht so lebhaft zurückgeworfen wird, als von dem festen Lande, welches man sich unter den hellern Gegenden dachte. Die neuesten Beobachtungen haben indeß gezeigt, daß jene dunkeln Stellen kein Wasser seyn können, und daß es allem Anscheine nach auf dem Monde, (wenigstens auf der uns zugekehrten Hälfte) überhaupt kein

Wasser gebe. Vielmehr sind die dunkleren Stellen weit ausgebreitete Ebenen, welche bloß in Vergleichung mit den viel höher liegenden sehr ansehnlichen Gebirgsketten, Bergrüden und Bergspitzen in einem blasserem Lichte erscheinen.

Es giebt eine Verschiedenheit unter den Flecken des Mondes. Um die Zeit des ersten und letzten Viertels erscheinen nemlich eine Menge dunkler Stellen, welche beim Vollmonde nicht gefunden werden. Auch erblickt man diese neuen Flecke zur Zeit des ersten Viertels mehr nach Osten und zur Zeit des letzten Viertels mehr nach Westen hin. Man hat gefunden, daß es die Schatten hoher Berge sind, welche natürlich immer nach der von der Sonne abgewandten Seite fallen, und zur Zeit des Vollmonds, wo wir den Mond der Sonne gerade gegenüber sehen, die Sonnenstrahlen also senkrecht auf die Mondberge in der Mitte der Scheibe fallen, nicht zum Vorschein kommen können. Unter den vielen Mondflecken fallen vorzüglich die kleinen fast unzähligen runden auf, welche meist mit einem glänzenden Ringe eingefast sind. Man nennt die letztern Ringgebirge. (S. Fig. 3. auf unserer Tafel.)

Man ist nicht nur zur Gewißheit gekommen, daß es Berge auf dem Monde giebt, man hat sogar ihre Höhe gemessen. Aus den Messungen, welche unter allen Astronomen am genauesten von dem Oberamtmann Schröter in Lütenthal angestellt worden, geht hervor, daß es Berge im Monde giebt, welche den bis jetzt bekannten höchsten auf der Erde gleichkommen. Denn Schröter hat deren zu 25,000 Fuß Höhe gefunden, also wenig niedriger, als der bis jetzt bekannte höchste Berg der Erde, der Dhamalagiri im Himalapagebirge. Da aber der Durchmesser des Mondes um ohngefähr viermal kleiner ist, als der Erddurchmesser, so wird die Höhe der Mondberge dadurch sehr auffallend.

Von den Ringgebirgen werden oft sehr beträchtliche Tiefen eingeschlossen, deren Boden zum Theil weit unter der übrigen sichtbaren Oberfläche des Mondes liegt. Durch sorgfältige Untersuchungen und Messungen hat man gefunden, daß die meisten dieser Räume tiefe Abgründe, ähn-

lich den Kratern unserer feuerpeinenden Berge sind. Der sie umgebende ringförmige Wall erreicht selten eine bedeutende Höhe, aber die Vertiefungen derselben sind ungeheuer groß in Vergleichung mit den Kratern der Erdvulkane. Es giebt eine Menge, deren Durchmesser mehrere deutsche Meilen beträgt; dagegen hat der Krater des Vetus nur 4000 Fuß im Durchmesser. Die senkrechte Tiefe der Mondkrater beträgt nicht selten 8 bis 10,000 Fuß, ja sogar bei einigen 16 bis 18,000, so daß man also den Brocken im Harzgebirge, oder unsern Feldberg im Schwarzwalde darin verbergen könnte, wenn sie auch noch viermal höher wären. Alle die Vertiefungen scheinen nach dem Weiden trichter- oder kesselförmig zu werden.

Manchmal schließen die Ringgebirge auch bloße Ebenen ohne merkliche Einenkung ein. Diese haben noch größere Durchmesser, zum Theil von 10, 12 und selbst mehr als 20 deutschen Meilen. Eine solche Wallebene ist die auf unserer Abbildung mit 1 bezeichnete Fläche, welche mit dem Ringgebirge, Cavius genannt, eingeschlossen ist. Sie hat 832 □ Meilen, ist also ohngefähr so groß, als die Schweiz.

Aus den Vertiefungen mancher Ringgebirge erhebt sich in der Mitte ein neuer Berg, um welchen die Vertiefung einen ringförmigen Abgrund bildet. Diese Centralberge, obwohl oft von bedeutender Höhe, werden jedoch nie so hoch, als das Ringgebirge selbst. So erblickt man z. B. auf dem Clavius zwei solcher Centralberge und 4 Bergspitzen, welche Krater bilden und den Rand des Bergrückens da, wo sie stehen, zerstört haben. (S. die Abbildung.)

Die flambhaften dunkeln oder grauen Mondflecke (nicht die veränderlichen Schatten der Berge) werden von den Astronomen *Mare* genannt, was noch aus jenen Zeiten herrührt, wo man die dunkeln Flecken für Wasser hielt. So giebt es z. B. ein Regenmeer, ein Heiterkeitsmeer u. s. w. Daß diese dunkeln Flecke keine wirklichen Meere sind, geht daraus hervor, daß sie, durch das Fernrohr betrachtet, durchaus kein gleichförmiges Aussehen zeigen, (was doch ein Wasserspiegel thun müßte) son-

dern verschiedene Unebenheiten und hügelartige Erhöhungen. Schröter hält diese Stellen für die eigentlichen fruchtbaren, d. h. mit Pflanzen bedeckten Gegenden, während ihm die lichten Punkte und blendend weißen Flächen als unfruchtbare, von Gewächsen gänzlich entblößte Gegenden zu seyn scheinen.

Eine besondere Aufmerksamkeit verdienen noch die mattenleuchteten schmalen Streifen, *Rillen*, welche sich über die ganze graue Fläche hinziehen. Man hält dieselben für Bezeichnungen der unterirdischen Kanäle, durch welche die Ausbrüche der *Wadukane* ihren Weg nahmen, ehe sie an einen Ort gelangten, wo sie sich durch Bildung von Kratern Luft machen konnten.

Die außerordentliche Menge von Vulkanen, die wir auf dem Monde bemerken, läßt auf ungeheure Umwälzungen schließen, welche die Oberfläche desselben in frühern Zeiten erlitten haben muß. Auf jeden Fall muß die Gewalt des unterirdischen Feuers, welche dem Monde seine jetzige zeriffene Gestalt gab, ungeheuer gewesen seyn. Die Ringgebirge, welche die Krater einschließen, sind höchst wahrscheinlich nicht weiter, als die erhärtete Masse, welche vorher die Vertiefung des Kraters ausfüllte und durch das Feuer emporgehoben wurde. So, man hat sogar auf dem Monde brennende *Vulkane* entdeckt. Es war im Jahre 1787, als Herschel in öffentlichen Blättern anzeigte, er habe in der Nachtseite des Mondes drei glänzende Punkte gesehen, welche von andern hellern Gegenden, die bloß durch zurückgeworfenes Licht erleuchtet werden, sich auffallend unterscheiden hätten. Schröter glaubte anfangs, Herschel habe sich getäuscht; allein es währte nicht lange, so entdeckte auch er einen vorher nie bemerkten hellen Punkt, und als er sich anschickte, dessen Lage durch Messungen genau zu bestimmen, nahm er wahr, daß der Glanz des Flecks immer schwächer wurde und zuletzt ganz verschwand. Die Gegend wo er sich gezeigt hatte, hatte sich Schröter genau bemerkt, und sie war auch aus frühern Beobachtungen hinlänglich bekannt. Daher mußte es außerordentlich auffallen, als sich kurz nachher in dem Punkte jener Lichterscheinung ein schwarzer, runder Gegenstand zeigte, den Schröter bald für eignen Krater erkannte, und dessen

Durchmesser er auf $1\frac{1}{2}$ Meile und die Tiefe wenigstens auf 8000 Fuß vorläufig schätzte.

Es geht daraus hervor, daß die Oberfläche des Mondes noch jetzt durch gewaltige vulkanische Revolutionen bearbeitet werde, und daß jener leuchtende Himmelskörper eine an Wundern eben so reiche Werkstätte der Natur sey, als unsre schöne Erde.

Ob derselbe, auch bewohnt ist und zwar von vernünftigen Wesen bewohnt sey, ist durch die bisherigen Beobachtungen zwar nicht erwiesen, aber es ist doch im höchsten Grade wahrscheinlich. Denn sollte ein höchst weises und gütiges Wesen, wie wir die Gottheit und denken, einen so wunder- und prachtvollen Wohnplatz nur dazu erschaffen haben, damit er als eine traurige, völkerverloste Wüstenei im unermesslichen Weltenraume schwebte und höchstens die Mächte der Erdbewohner erleuchte? Nein, so eingeschränkt, so unwürdig denkt kein Vernünftiger von der Wirksamkeit Dessen, der überall auf und unter der Erde, wo nur Leben möglich war, auch Leben hinschuf, und der selbst den Wassertropfen und das Staubeorn mit einer wimmelnden Welt kleiner, lebender Geschöpfe bevölkerte.

Eine andere, hieron verschiedene Frage ist jedoch die, ob die Bewohner des Mondes denen der Erde gleichen? Diese Frage muß wohl verneint werden. Wir haben schon bemerkt, daß auf dem Monde höchst wahrscheinlich kein Wasser anzutreffen sey; auch behaupten die Astronomen, daß die dortige Atmosphäre — wenn anders eine solche vorhanden ist — weit feiner und dünner, als die der Erde sey, so daß durchaus keine irdische Geschöpfe darin leben könnten. Dieß ist indess kein Grund, an dem Daseyn von Mondsbewohnern zu zweifeln. Denn was hindert uns, anzunehmen, daß die Bewohner anderer Weltkörper nur anders organisiert und daß ihre Lebenskräfte nur an andere Bedingungen und zwar an solche geknüpft seyn, die der Natur ihres Wohnortes angemessen sind.

So hat sich also durch unsere bisherige Betrachtung unser Gesichtskreis bereits schon um etwas erweitert; wir haben einen neuen Schauplatz der göttlichen Allmacht und Weisheit kennen lernen und

können uns von da mit unserm Geiste in noch höhere Räume des Himmels aufschwingen — was, wenn die Leser diese Blätter freundlich aufnahmen, vielleicht in Zukunft geschehen wird.

Ritterlicher Sinn.

Der berühmte Richard Löwenherz, König von England, belagerte im Jahre 1199 ein festes Schloß, dessen Besizer ein widerspenstiger königlicher Vasall war. Richard, in Gefahren und bei'm Angriffe immer der erste, näherte sich den Mauern des Schloßes und wurde sogleich von einem feindlichen Soldaten, Namens Gourdon, erkannt. Der Verwegene richtete seinen Pfeil auf den König, drückte ihn ab, und Richard fiel zu Boden. Seine treuen Gefährten, von Zorn und Rache entbrannt, stürmten das Schloß, eroberten es und hieben die ganze Besatzung nieder. Nur Gourdon blieb am Leben und wurde sogleich zu dem König geführt, welcher unter großen Schmerzen dem Tode entgegen eilte. Der König richtete sich bei dem Anblick des Mörders in die Höhe und fragte ihn: warum stelltest Du mich nach dem Leben? „Weil,“ erwiderte Gourdon, mein guter Vater und zwei meiner geliebten Brüder durch Dein und der Deinigen Schwert gefallen sind.“ Die Anwesenden knirschten mit den Zähnen über diese Antwort; Richard aber schenkte seinem Mörder die Freiheit, setzte ihm eine ansehnliche Pension aus und starb.

U n e r d o t e .

Ein Schurke ließ sich gelassen, einem Gentlemann im Schauspielhause zu London die vergoldeten Knöpfe von dem Rock zu schneiden. Der Gentlemann merkte den Diebstahl zur rechten Zeit, zog geschwind ein Messer aus der Tasche und schnitt dem Dieb ohne Umstände ein Ohr ab. „Halt! — schreie der verwundete Eindringliche — da sind Ihre Knöpfe!“ „„Gut,“ erwiderte der Gentlemann, da hat Er auch sein Ohr wieder!““



Der Cender.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT.

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird um Abonnement jährlich für R. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sechs (im genauen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederseit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen der In- und Ausländer (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schleichgasse No. 3.) sowohl auf das Ganze von No. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf sechs Exemplare erhält man 1 Freyexemplar.) Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 2. 12 ggr. sechs.

Der Condor.

(Mit einer Abbildung.)

Vierter Jahrgang 1831. Tab. XXV.

Der Condor oder Cuntur ist ein so merkwürdiger Vogel, daß es unsern Freunden gewiß Vergnügen gewähren wird, eine Beschreibung von ihm zu erhalten. Lange Zeit hindurch hat man denselben in Europa nur unvollständig gekannt, weil die Nachrichten, welche die Reisenden über ihn mittheilten, höchst fabelhaft und widersprechend waren. Erst der berühmte Herr von Humboldt hat die Naturgeschichte dieses Vogels in helles Licht gesetzt und eine naturgetreue Abbildung desselben geliefert, welche wir auf beiliegendem Blatte dem Leser vor Augen legen.

Den Nachrichten dieses Naturforschers gemäß, übereinstimmend mit der Größe aller Raubvögel Amerika's und ist nur etwas kleiner, als die großen Geier der alten Welt. Seine Länge beträgt 4 bis 5 Fuß, seine Flügelbreite 9 bis 11 Fuß. Das Männchen hat auf dem Kopfe einen hornartigen Auswuchs oder Kamm, welcher über einen großen Theil des Schnabels hinreicht und mit vielen kleinen Warzen bedeckt ist. An der untern Kinnlade liegt eine schlappe, gefaltete Haut, wie beim weissen Hahn. Der ganze Hals und die Gegend um den Kopf sind nackt; die Haut ist runzlig mit kleinen, sehr kurzen Haaren dünne besetzt und, gleich dem Kämme, von röthlicher Farbe. Am Unterhalse, nahe am Kropfe, findet sich ein kleiner häutiger Anhang, und zwar bei beiden Geschlechtern. Das Ohr ist nackt und offen; den Nacken und die Seiten des Halses umgibt ein Haubband, oder eine Palatine von weichen Dunen oder Flaumfedern. Das ganze Gefieder, welches den Körper bedeckt,

der Schwanz und ein Theil der Deckfedern der Flügel sind schwärzlich grau, die Schwanzfedern tief schwarz, die großen Deckfedern der Flügel aber am äußern Theil rein weiß. Alle Theile, welche am Männchen schwarz sind, sind am Weibchen braun und der weisse Fleck graulich; der Kamm und der Halslappen fehlen ganz. Die Beine sind stark, geschuppt, aber nur mit schwachen Nägeln versehen; die Farbe blaugrau mit weißlichen Kungeln.

Der Aufenthalt des Condors ist in den hohen Gebirgen der großen Andesette in Südamerika, in Höhen von 12000 Fuß über der Meeressfläche. So oft sich Humboldt bei seinen Erkundungen bis an die Schneeflinie, d. i. bis zu der Höhe verstieg, wo der Schnee nie schmilzt, sah er sich von Condors umgeben. Oefters fand er diese Vögel zu 3 und 4 auf den Spitzen der Felsen. Sie waren so wenig scheu, daß sich ihnen die Reisenden bis auf 2 Klafter nähern konnten; auch zeigten sie nie die geringste Luß, sie anzufallen, und aller Erkundigungen ungeachtet, erfuhren sie kein Beispiel, daß je ein Condor ein Kind geraubt hätte. Indeß leidet es keinen Zweifel, daß 2 Condors wohl im Stande seyn dürften, nicht nur einen zehnjährigen Knaben, sondern gar einen erwachsenen Menschen umzubringen. Man sieht nicht selten, daß zwei Condors zusammen den Hirsch der Anden, den Kuguar, die Vicogne und selbst Rinder angreifen. Sie verfolgen das Kind so lange, und verwunden es mit ihren Klauen, bis es ermüdet und schwer athmend brüllt, und die Zunge ausstreckt. Diese ergreift der Condor, der darnach sehr lästern ist, und reißt sie, so wie die Augen, dem armen Schlachtopfer aus, welches nun niedergeworfen langsam an seinen Wunden verblutet. Der Schade, den in der Provinz Quito die Kuh- und Schaafherden durch diese Raubvögel

erleiden, ist beträchtlich. Auf den Ebenen von Anisana, 12600 Fuß über dem Meere, sieht man häufig Ochsen, deren Rücken Wunden von diesem Vogel zeigen.

Die gewöhnliche Nahrung des Condors ist Aas. Er zieht dieses selbst frischem Fleische vor. Wenn er gesättigt ist, sitzt er phlegmatisch und mit finstern, ernstem Blicke auf dem Gipfel eines Felsens. Geht man auf ihn zu, so fliegt er etwas weiter, setzt sich aber bald wieder, ohne wegzufliegen. Ist er dagegen hungrig, so erhebt er sich in erstaunliche Höhen und schwebt, ohne die Flügel zu bewegen, in den Lüften, um mit einem Blicke den unter ihm liegenden unermesslichen Raum, der ihm eine Beute liefern soll, zu überschauen. Dies thut er vorzüglich an heitern Tagen, wo die Luft völlig rein ist, und es scheint, als ob eben die große Durchsichtigkeit derselben ihn zur Jagd einlade.

Seine Eier soll der Condor auf den nackten Fels legen, ohne alle Unterlage. Sie sollen weiß und 3 bis 4 Zoll lang seyn.

In Peru, Quito und Papayan fängt man den Condor lebendig in Schlingen und zwar auf folgende Art: Es wird eine Kuh, oder ein Pferd getödtet und auf dem freien Felde hingeworfen. In kurzer Zeit loden die Ausdünstungen des Thiers mehrere Condors an, obgleich vorher keiner zu sehen war; denn der Sinn des Geruchs ist bei diesen Vögeln ungläublich fein. Sie fressen mit erstaunlicher Gierigkeit, fangen immer mit der Zunge und den Augen an und reißen alsdann den Unterleib auf, um zu den Eingeweiden zu gelangen. Sie füllen sich den Magen so voll, daß sie zu plump und schwerfällig sind, sich in der Luft zu erheben. Jetzt fallen die Indianer über sie her; ermüden sie mit Jagen und fangen sie mit Schlingen. Der Vogel strengt jedoch die äussersten Kräfte an, um aufzufliegen, und dabei sagt es sich dann bisweilen, daß der eingenommene Vorrath durch Erbrechen wieder abgeht.

Nächst den Stiergefächten macht diese Jagd eine der größten Vergnügungen der Landbewohner jener Gegenden aus. Welchen Mißhandlungen und Qualen dabei die gefangenen Condors ausgesetzt sind, kann man sich leicht vorstellen. Zu Riobamba versicherte man Hrn. v. Humboldt, daß man zur Erleichterung der Jagd dem getödteten

und hingeworfenen Thiere giftige Kräuter in den Bauch stecke, wozu die Condors wie betrunken würden. Wenn der Condor sich gefangen sieht, so beträge er sich in der ersten Stunde ganz traurig und suchtsam; darauf aber wird er boshaft und so unbändig, daß man sich ihm ohne Gefahr nicht nähern darf. Kein Raubvogel besitzt so viel Lebenskraft, als der Condor. Zu Riobamba hatte Hr. von Humboldt Gelegenheit, Erfahrungen darüber zu machen. Die Indianer wollten dabelst einen dieser Vögel tödten. Sie schlangen ihm einen Strick um den Hals, banden ihn an einen Baum und zogen dann einige Minuten lang an dem Reinen des armen Thiers, um es zu erdrosseln; kaum aber ließen sie nach, so gieng auch der Condor einher, als ob ihm nichts geschehen wäre. Darauf schos man ihm mehrere Pistolenkugeln durch den Körper, wodurch der Hals, die Brust und der Bauch verwundet wurden; allein der Vogel blieb auf den Füßen, und fiel erst dann, als noch eine Kugel ihm die Hüfte zerstückt, zu Boden. Nicht eher, als nach einer halben Stunde starb er, nachdem er eine Menge Wunden erhalten hatte. Der spanische Astronom Ulloa sagt, daß in den kältern Gegenden von Peru der Condor öfters ein so dichtes Federkleid habe, daß wohl 8 bis 10 Kugeln davon abprallen, bevor eine einzige durchdringe.

B a t h m e n d i.

Perfische Novelle.

Bassora, ein Kaufmann in einer südlichen Provinz Persiens, verlor sein Vermögen durch unglückliche Unternehmungen. Er sammelte die Trümmer seines Reichthums und zog sich in das Innere der Provinz Kufistan zurück. Hier kaufte er sich ein kleines Landgut, das er jedoch nachlässig besorgte, immer noch der bessern Zeiten eingedenk, wo er nicht zu arbeiten genöthigt war. Der Kummer verkürzte seine Tage; er fühlte sich seinem Ende nahe, rief seine vier Söhne zu sich, und sprach zu ihnen: „Meine Kinder, ich hinterlasse euch nichts, als dieses Haus, und ein Geheimniß, das ich euch jetzt mittheilen will. In den Tagen des Uebersflusses hatte ich einen treuen

Fremd an dem Schuggeiste Alzim; er versprach mir, nach meinem Tode für euch Sorge zu tragen, und einen Schaz unter euch zu vertheilen. Dieser Schuggeist wohnt einige Meilen von hier in dem großen Walde von Kom. Suchet ihn auf, bittet ihn um den Schaz, aber hütet euch wohl, zu glauben" . . . Hier überrastete ihn der Tod, und er konnte seine Worte nicht endigen.

Nachdem die vier Söhne ihren Vater zur Erde bestattet hatten, giengen sie sogleich in den Wald von Kom, und bald fanden sie auch die Wohnung des Schuggeistes Alzim. Dieser war im ganzen Lande bekannt als ein wohlthätiger Geist, der alle, die zu ihm kamen, freundlich empfing, ihre Klagen anhörte, sie tröstete, und ihnen auf alle Weise behüßlich war. Aber eine unerlässliche Bedingung, von ihm Wohlthaten zu erhalten, war die, daß man blindlings seinem Rathe folgen mußte, und wer das nicht vorher mit einem Schwur bekräftigte, der wurde nicht zu ihm eingelassen.

Diesen Schwur leisteten auch die drei älteren Söhne des Kaufmanns ohne Bedenken; der jüngste aber, Tai, fand diese Ceremonie lächerlich. Da er indeßes mitgehen mußte, um den Schaz zu empfangen, so bequente er sich auch zu dem Schwur, überlegte aber zugleich alle die gefährlichen Folgen, die daraus entspringen könnten, indem er sich der vielen Thorheiten erinnerte, welche sein Vater, der diesen Ort sehr fleißig besuchte, begangen hatte. Er sann daher auf ein Mittel, wie er, ohne vortbrüchlich zu werden, dieser Gefahr entgehen könnte, und kam auf den glücklichen Gedanken, seine Ohren mit Wachs zu verstopfen, um für Alles taub zu seyn, was zu ihm gesagt würde. Sogleich führte er das aus, und näherte sich so mit seinen Brüdern dem Throne Alzims, vor dem sie sich niederwarfen.

Alzim ließ die Söhne seines alten Freundes aufstehen, begrüßte sie freundlich, sprach mit ihnen von ihrem Vater, und weihte seinem Andenken eine Throne. Hierauf ließ er eine große Kiste, mit Goldstücken angefüllt, herbeiholen, und überreichte sie ihnen mit den Worten: „Ich theile unter euch nun den Schaz, den ich für euch bestimmt habe, und will dabei einem jeden den Weg anzeigen, den er wählen muß, um vollkommen glücklich zu werden.

Tai verstand zwar die Worte des Geistes nicht, beobachtete ihn aber aufmerksam, und glaubte auf einem Gesichte einen unverkennbaren Zug von Bosheit zu bemerken, empfing übrigens mit Dank seinen Antheil an Schaz. Nachdem Alzim sie auf diese Art beschenkt hatte, sprach er zu ihnen mit einem feierlichen Tone: „Meine lieben Kinder, euer Schicksal hängt davon ab, daß ihr ein Wesen findet, Wachmendi genannt, von dem die ganze Welt spricht, und den nur wenige Menschen kennen. Ich aber liebe euch und will jedem insgeheim anvertrauen, wo er ihn finden kann.“ Hierauf winkt er Besir, dem ältesten der Brüder, sich ihm zu nähern, und sagt zu ihm: „Mein Sohn, du bist mit Muth und großen Anlagen für den Krieg geboren; der König von Persien läßt eben eine Armee gegen die Türken aufbrechen, ziehe mit dieser, und du wirst in dem Feldzuge der Perser Wachmendi finden.

Als dieser dem Schuggeiste gedankt hatte, gab Alzim dem zweiten Sohne, Mesru, ein Zeichen, zu ihm zu treten, und sprach: Du hast Geist, Gewandtheit, und eine große Fähigkeit, zu lägen, schlage den Weg nach Spahan ein; dort am Hefe mußt du Wachmendi suchen.

Hierauf rief er den dritten Sohn, Sabber, zu sich: Du, sagte er, besitzest eine reiche und lebhafteste Phantasie; du siehst die Dinge nicht wie sie sind, sondern wie du willst, daß sie seyn sollen; du mußt Dichter werden. Gehe nach Ygra; bei den Schöngeistern und schönen Frauen dieser Stadt wirst du Wachmendi finden.

Als die Reihe an Tai war, trat er vor; aber Dank den Wachsflügeln in seinen Ohren, er hörte nicht ein Wort von dem was Alzim sagte.

Nachdem die vier Brüder dem Schuggeiste ihren Dank bezeugt hatten, kehrten sie in ihre Wohnung zurück. Die drei älteren träumten nur von Wachmendi. Tai hatte seine Ohren wieder geöffnet, und hörte nun, daß seine Brüder sich zur Reise vorbereiteten, und ihr kleines Haus dem, der zuerst etwas dafür botte, verkaufen wollten. Tai bot sich zum Käufer an; er ließ daher das Ganze schätzen, bezahlte jedem der drei Brüder seinen Antheil, nahm unter tausend Glückwünschen von ihnen Abschied, und blieb allein zurück in dem väterlichen

Hause. Sogleich schritt er zur Ausführung eines Vorbahens, das ihn schon lange Zeit beschäftigte. Er liebte die junge Amine, die Tochter eines benachbarten Arbeiters. Amine war schön und gut, besorgte die Haushaltung ihres Vaters, pflegte sein Alter, und hatte nur zwei Wünsche, daß ihr Vater lange lebe, und daß sie die Frau von Tai würde. Diese Wünsche wurden erhört; Tai bewarb sich um sie und erhielt sie zur Frau. Aminens Vater wohnte bei ihm und unterrichtete ihn darin, sein Gut auf die nützlichste Weise anzubauen. Tai hatte noch etwas übrig von seinem Antheil am Schatz, und wendete es dazu an, sein Gut zu vergrößern und sich eine Heerde zu kaufen. Der Ertrag von beiden war äußerst ergiebig, Ueberfluß herrschte im Hause Tai's, und da er arbeitsam und seine Frau sparsam war, so vermehrte sich sein Wohlstand mit jedem Jahre. Nach mehreren Jahren war Tai Vater von sechs Kindern, hatte eine tugendhaften Frau, Herr über viele Knechte, Besitzer von zwei Heerden, und dadurch der glücklichste und froheste aller Gutsbesitzer in der ganzen Provinz Kuffian.

Unterdessen liefen die drei andern Brüder nach Batmendi. Bekir kam in das Lager der Perser, ließ sich dem Großvezir vorstellen, und bat um Dienst in dem Corps, welches am meisten dem Kampfe ausgesetzt würde. Seine Gestalt, sein guter Wille gefielen dem Großvezir, und er ließ ihn unter eine Cavallerie-Abtheilung treten. Bald wurde eine blutige Schlacht geliefert: Bekir that darin Wunder von Tapferkeit, rettete das Leben seines Befehlshabers und nahm den Anführer der Feinde gefangen. Ueberall erkönte nun sein Lob; das ganze Heer nannte ihn den Helden Persiens; der Vezir war dankbar und erhob seinen Bestenzer zu seinem Unterbefehlshaber. Alzim hatte wohl Recht, dachte nun Bekir, hier erwartet mich das Glück; alles deutet darauf hin, daß ich hier Batmendi finde.

Der Ruhm und besonders die Erhebung Bekirs erregten den Neid aller Statthalter; alle weitgeten sich unter ihm zu dienen, weil sie ihm an Alter vorgingen. Schon erwartete er, ihret neidischen Nachstellungen müde, mit Ungebuld das Ende des Krieges, als die Türken, durch frische Truppen verstärkt und von einem neuen Befehlshaber angeführt, die Abtheilung Bekirs angriffen.

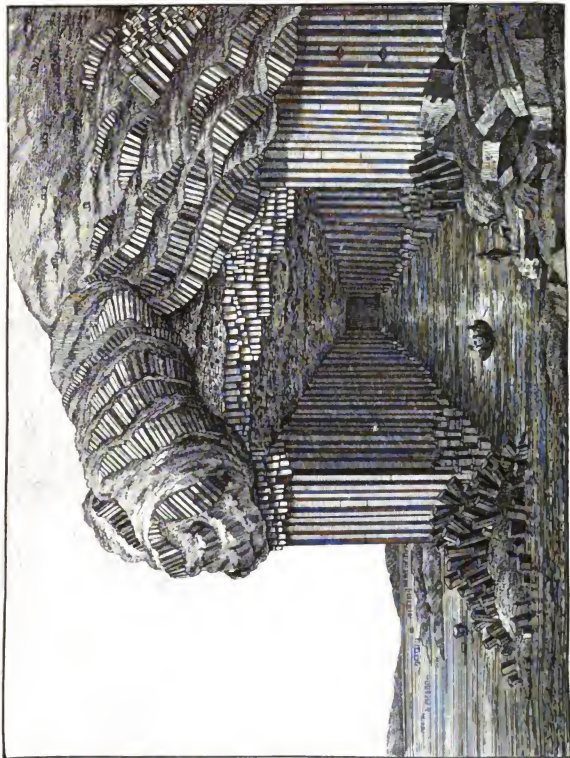
Auf diese Gelegenheit warteten schon lange die Satrapen. Sie entwickelten weit mehr Geschicklichkeit, ihren Anführer schlagen zu lassen, als sie früher gezeigt hatten, nicht geschlagen zu werden. Bekir verteidigte sich, wie ein Löwe, fand aber weder Gehorsam noch Hilfe. Vergebens wollten sich

die Soldaten vertheiligen; die Offiziere hielten sie davon ab und nöthigten sie zur Flucht. Der tapfere Bekir, von allen verlassen, und mit Wunden bedeckt, mußte der Menge unterliegen, und wurde von den Janitscharen gefangen. Gefesselt führte man ihn nach Konstantinopel und warf ihn ins Gefängniß. Ach! rief er in seinem Kerker aus, ich glaube, Alzim hat mich betrogen; denn hier kann ich nicht hoffen, Batmendi zu finden.

Der Krieg währte 15 Jahre, und immer wussten die Satrapen die Auswechslung Bekirs zu verhindern. Erst mit dem Frieden wurde er wieder freigelassen, und sogleich gieng er nach Isphahan, um seinen Gönner, den Vezir, dem er das Leben gerettet hatte, dort aufzusuchen, konnte aber erst nach drei Wochen eine Audienz erhalten. Fünfsiebzehnjährige Gefangenschaft hatten ihn so sehr verändert, daß ihn der Vezir nicht mehr erkannte, und sich kaum noch erinnerte, einmal einen kleinen Dienst von ihm erhalten zu haben. Ja, ja, mein Freund, sagte er zu ihm, ich werde für dich sorgen, du bist tapfer; aber der Staat ist sehr verschuldet; ein langer Krieg und große Feste haben unsre Finanzen erschöpft. Komm wieder zu mir, ich werde Sorge tragen — wie wollen sehen. — Ach, mein Gebieter, rief Bekir, ich habe kein Brod; schon seit drei Wochen warte ich auf den Augenblick, mit dir zu sprechen; ich wäre Hungers gestorben, wenn nicht ein Soldat von der Garde, einer meiner Kriegsgefährten, seine Löhnung mit mir getheilt hätte. „Das ist sehr schön, erwiderte der Vezir, das ist rührend; ich werde es dem Könige erzählen. Komm wieder zu mir, du weißt, daß ich die gewogen bin“ und mit diesen Worten lebte er ihm den Rücken. Tags darauf kommt Bekir wieder und wird abgewiesen. Voll Verzweiflung verläßt er den Palast und die Stadt, um nie wieder dahin zurückzukehren.

Gedankenvoll warf er sich am Ufer des Rufses Benberon unter einem Baume nieder. Hier stellte sich ihm der Uhdan des Vezirs; alle die Unglücksfälle, die er schon erfahren hatte, und die ihn jetzt wieder aufs Neue bedrohten, lebhaft vor die Augen, und seiner Selbst nicht mehr mächtig, sprang er auf, um sich in den Fluß zu stürzen. Da spürte er sich plötzlich von einem Bettler ergreifen, der ihm, mit Thränen in den Augen, zurief: mein Bruder! mein Bruder! Bekir bedacht ihn, und erkennt in ihm seinen Bruder Bekir.

(Der Beschluß folgt.)



Fingab Höhle
aus der Zeit des Mittelalters

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS- BLATT;

wächst jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie Kltere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement, jährlich für R. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — stüch. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Eisenpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heits, Schlangengasse No. 3.) sowohl auf das Ganze von No. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf 24 H) Exemplare erhält man 1 Freyexemplar). Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist R. 7. 12 kr. rh., Thlr. 4. 12 gr. stüch.

Die Fingals - Höhle, auf der Insel Staffa.

(Mit einer Abbildung.)

Vierter Jahrgang 1831. Tab. XXV.

Nicht bios die Oberfläche, auch der Schoos unserer Erde ist reich an Wundern der Natur. Zu diesen gehören besonders jene merkwürdigen leeren Räume im Innern vieler Berge, welche unter dem Namen der Höhlen bekannt sind. Man trifft sie mehrertheils in Kaltgebirgen an, und ihre Anzahl ist wahrscheinlich so groß, daß wir die bis jetzt bekannten für nicht viel mehr, als den hundertsten Theil davon ansehen können. Sie bestehen gewöhnlich aus mehreren Abtheilungen, welche, gleich gewölbten Gängen oder Zimmern, nach verschiedenen Richtungen sich hinziehen, auf dem Boden Wasser, oft ganze Bäche und Seen, enthalten und nicht selten durch zahllose Tropfsteinbildungen ausgeschmückt sind. In vielen derselben findet man verfeinerte Lebersteine von Thieren einer frühern Zeit; z. B. ungeheure Zähne, Kinnbacken, ja wohl auch ganze Skepp. Einige Höhlen hauchen schädliche Dünste aus, in welchen Menschen und Thiere Gefahr laufen, zu ersticken. Aus andern sühert ein nach Verschiedenheit der Jahreszeiten bald mehr, bald minder heftiger Wind, und viele stehen in Hinsicht der Wärme und Kälte im Gegenfah mit der äußern Luft und der Jahreszeit, so daß es in ihnen des Winters warm und im Sommer kalt ist.

In allen Ländern der Erde finden sich dergleichen Höhlen; doch sind einige Gegenden besonders reich daran. Zu diesen gehört namentlich das durch so manche Naturschönheit ausgezeichnete Schottland. An der westlichen Küste dieses Landes liegt eine

kleine Insel, Staffa genannt, welche etwa 1 englische Meile lang und nur 1/2 Meile breit ist.

Hier befindet sich die, auf bestlegendem Blatte abgebildete Fingals - Höhle, eine Felsenhölle, gebaut von den schöpferischen Händen der Natur aus einer unzählbaren Menge von regelmässigen, sechseckigen Basaltssäulen *), und das prächtvollste Menschenwerk an Größe und Erhabenheit weit hinter sich zurücklassend. Die Länge derselben, von dem gewölbten Eingange an bis zum innern Ende beträgt 250 Fuß; die Breite am Eingange 117 Fuß 6 Zoll, die Höhe des Gewölbes am innern Ende 70 Fuß; die Höhe eines Pfeilers an der Außenseite 39 Fuß; am nordwestlichen Winkel 54 Fuß; die Tiefe des Wassers am Eingange 18 Fuß, am innern Ende 9 Fuß.

Das Innere der Fingals - Höhle wird durch das von Außen einfallende Tageslicht bis zum hintersten Ende vollkommen erleuchtet, was nicht wenig zur Entzückung aller ihrer Schönheiten beiträgt. Durch die Bewegung der Luft, welche beständig, vorzüglich auch durch die Ebbe und Fluth unterhalten wird, bleibt jene immer rein, und man weiß hier nichts von den bösen Dünsten, wodurch viele andere Höhlen für den Besuchenden oft

*) Der Basalt ist ein sehr hartes und dichtes Gestein, von graulich schwarzer Farbe, das sich meist in Säulen von verschiedener Größe und Form findet und im Feuer zu einem grünen Glase schmilzt. Die regelmäßige Bildung des Basalts hat zu der Meinung Anlaß gegeben, daß derselbe sich einst in feurigem Flusse befunden, durch allmähliche Abkühlung aber Krystalle in Säulenform gebildet habe. Diese Meinung ist in der neuern Zeit beinahe zu Gewisheit erhoben worden, indem man die Entschlung des Basalts an mehreren Vulkanen gleichsam der Natur ablaufscht.

sehr beschwerlich werden. Ein erhabenes Schauspiel bietet das tosende Brechen der Meereswellen an den Wänden und dem Boden der Höhle und das Schäumen der empörten Wogen dar. Nur äußerst selten ist das Meer so ruhig, daß man die Höhle mit einem Boote besahren kann. Zur rechten Seite befindet sich ein Fußpfad, ungefähr 15 Fuß hoch über dem Wasser, gebildet durch abgebrochene Basaltfelsen, über die man mit vieler Vorsicht und Geschicklichkeit hinwegklettern muß. Oft ist nur gerade so viel Raum vorhanden, um einen Fuß darauf zu setzen, und während man mit der linken Hand die des Führers ergreift, muß man sich mit der rechten an einer Basaltsäule der Seitenwand festhalten. Da dieser Fußsteig gerade im dunkelsten Theile der Höhle am gefährlichsten wird, und man häufig mit dem halben Leibe über dem Wasser hängt: so giebt es auch nur wenige Waghälse, die Stiefeln und Leben demselben anvertrauen. Der Weg verwindet sich zuletzt in einen geräumigen, schräg ablaufenden Platz, welcher vielleicht aus mehr als tausend senkrechten, abgestuften Basaltsäulen besteht. Die hinterste Wand am Ende bildet eine Reihe Säulen von ungleich Größe, die der Vorderseite einer Treppe nicht unähnlich seyn soll.

Die Fingals-Höhle ist erst seit dem Jahre 1772 bekannt, wo sie der Ritter Banks auf einer Reise nach dem westlichen Schottland entdeckte und beschrieb.

W a t h m e n d i.

Persische Novelle.

(Vorsatz von Seite 100.)

Du bist also auch unglücklich? rief Bekir, nachdem sie sich umarmt hatten.

Das ist der erste glückliche Augenblick, den ich habe, erwiederte Mesru, seitdem wir uns trennten. Sie umarmten sich noch einmal, setzten sich dann neben einander, und Mesru erzählte sein Schicksal:

An jenem unglückseligen Tage, wo wir zu Algim giengen, sagte mir dieser treulose Geist, ich würde am Hofe jenen Wathmendi finden, dem wir so sehr zu begegnen wünschten. Ich folgte seinem unheilbringenden Rath, und gelangte bald nach

Isfahan. Dort lernte ich die Geliebte von dem ersten Secretär des Großveziers kennen; sie fand bald Gefallen an mir und ließ mir eine Wohnung einräumen, indem sie mich für ihren Stiefbruder ausgab. In kurzer Zeit wurde ich dem Bezirk selbst vorgestellt, und wenige Tage darauf erhielt ich ein Amt im Pallaste.

Hier kam ich in die Nähe des Sultans, der mich bald so sehr durch seine Kunst auszeichnete, daß ich in 3 Jahren bis zum ersten Minister emporgestiegen war.

Mitten in diesem Glanz und Ansehen befremdete es mich sehr, den ersehnten Wathmendi nicht zu finden. Dieser Gedanke und der drückende Zwang, in welchem ich lebte, verbittrerten mir all' mein Glück, das bald zu sinken begann. Je älter die Sultania wurde, desto größere Forderungen machte sie an mich, desto lästiger wurde auch mein Dienst. Auf der andern Seite war ich stets von tausend Hofsingen umringt, und von hunderttausend Feinden verachtet. Für jede Günst, die ich erwies, erhielt ich kaum einen Dank, aber tausend Barmüthigkeiten; die Generäle, die ich ernannt hatte, wurden geschlagen, und ich mußte die Schuld davon seyn. Das Gute, das der König that, wurde nur ihm zugeschrieben, alles Schlechte aber mir allein. So wurde ich dem Volke entfremdet, dem Hofe verhaßt, und Wathmendi schien sich für immer von mir entfernt zu haben.

Endlich wurde ich durch Hofintrigue völlig gestürzt und gerieth in eine so schrecklich Lage, daß ich nur noch die Wahl hatte zwischen Dschak, Strauß und Flucht, unter welchen ich die letztere wählte. Ich verkleidete mich, wie du mich hier siehst, und entfloh aus dem Pallaste, mit einigen Diamanten in der Tasche, die nun unser beider Leben fristen sollen in einem entlegenen Orte von Hindossen, weit von allen Sultanianen Müttern, von allen Mangelrhetorien, und vom Hofe.

Als Mesru geendigt hatte, erzählte ihm Bekir sein Schicksal. Beide waren dann der Meinung, daß es für sie in ihrer jetzigen Lage das Beste sey, zu ihrem Bruder Tai nach Kussian zurückzukehren, wo sie mit den Diamanten des Mesru sich ihren Lebensunterhalt verschaffen könnten. Mit diesem Entschlusse machten sie sich auch sogleich auf den

Weg, und zogen mehrere Tage lang, ohne daß ihnen etwas Besonderes begegnet wäre.

Ihr Weg führte sie durch die Provinz Fariskan. Da gelangten sie am Abende eines Festtags an ein kleines Dorf, wo sie die Nacht zubringen gedachten. Bei ihrem Eintritt in das Dorf, begegnete sie einem schlecht gekleideten Schulmeister, der mit gesenktem Haupte und trauriger Miene an der Spitze seiner Schulschüler einerschritt. Die beiden Brüder kommen ihm näher, betrachten ihn, und wie groß ist ihr Erstaunen! sie erkennen in ihm ihren Bruder Sadder.

Wie, mein Bruder, rief Behr, so belohnt man das Talent? Du siehst, ermiederte Sadder, es hat ungefähr dasselbe Schicksal, wie der Muth. Er ließ nun seine Kinder nach Hause gehen, führte Behr und Mesen in seine kleine Hütte, und bereitete selbst ein wenig Reis zum Abendessen zu. Sie unterhielten sich dabei mit dem, was ihnen seit ihrer Trennung begegnet war, und Sadder erzählte sein Schicksal in folgenden Worten:

Der Schutzgeist Aghim, von dem ich nicht viel Gutes halte, rief mir, jenen räthselhaften Bathmend bei den Frauen und Schönegeistern der Stadt Kaza zu suchen. Ich kam dort an, und ehe ich mich weiter in der Stadt umseh, wollte ich mich erst durch ein glänzendes Werk bekannt machen. Nach Verlauf eines Monats erschien dieses; es war ein Innbegriff aller menschlichen Kenntnisse in einem kleinen Bündchen von 60 Seiten. Jedes einzelne Kapitel war eine Erzählung, und jede Erzählung enthielt eine Wissenschaft.

Mein Buch machte ungläubliches Aufsehen. Einige Journale recensirten es, und sagten, es sey bisweilen zu weitläufig; aber die ganze schöne Welt kaufte es, und das tröstete mich über jene Recensionen. Mein Buch und ich wurden die Mode des Tages; man suchte mich auf, man lud mich in alle Gesellschaften ein, die nicht für geistlos wollten gehalten seyn; Alles, was ich that, war unüber-
trefflich; man redete nur von mir, man wünschte nur mich; ja die Favorit-Sultanin selbst schrieb mir eigenhändig ein unorthographisches Billetchen, worin sie mich ersuchte, bei Hof zu erscheinen.

Muth! rief ich nun mir zu, Aghim hat mich nicht betrogen! der Weg zum Ruhme ist mir

nun geöffnet; ich werde gefallen, entzücken, ich werde Bathmend finden:

Förmlich ward ich nun in den Pallast des Großmoguls eingeführt; die Favorit-Sultanin erklärte sich öffentlich für meine Gönnerin, stellte mich selbst dem Kaiser vor, ließ sich Verse von mir machen, gab mir Geschenke, und verscherte mich ihrer aufachtigsten Gewogenheit und Freund-schaft. Ich bezeugte ihr meine Dankbarkeit mit der ganzen Lebhaftigkeit meines Geistes, ich schwur, alle meine Tage nur ihrem Lobe zu weihen, und bewies das sogleich durch ein Gedicht, worin die Sonne nur noch ein falscher Brillant war neben ihren Augen, und Elfenbein, Korallen und Perlen aus dem persischen Meerbusen keinen Glanz mehr hatten neben ihrem Gesichte, ihren Lippen, ihren Zähnen. Dieses Lob ihrer Schönheit befestigte mich ganz in ihrer Gunst.

Jetzt gerade glaubte ich bestimmt, Bathmend zu begehen, als sich meine Gönnerin mit dem Behr wegen der Verwaltung einer Provinz ent-zweite, welche dieser dem Sohne ihres Zuckerbäckers abgeschlagen hatte. Die erzürnte Sultanin verlangte vom Kaiser die Verbannung des anmaßenden Ministers; aber der Kaiser liebte ihn, und verweigerte es. Sie mußte daher eine Intrigue einleiten, um ihn zu kürzen. Ich wurde mit in das Komplot gezo-gen, und erhielt den Auftrag, eine beißen-de Satyre auf den Minister zu verfertigen, und in der Stadt zu verbreiten. Bald war eine solche gemacht, und begierig wurde sie, wie vorauszusehen war, vom Publikum gelesen.

Schnell erfuhr der Behr, daß ich der Verfasser davon sey, und sogleich gieng er zur Sultanin, bringt ihr das zuerst vermeigerte Patent, eine An-weisung von 100,000 Dariken (eine persische Gold-münze) auf den öffentlichen Schatz, und verlangte, als Belohnung dafür, nur die Erlaubniß, mich in einen finstern Kerker werfen zu dürfen. Das ist eine Kleinigkeit, sagte die Sultanin; ich fühle mich glück-lich, dir eine Gefälligkeit erweisen zu können. So-gleich soll der Verwogene geholt werden, der es wagte, dich, meines ausdrücklichen Befehls ungeachtet, so zu beleidigen; ich stelle ihn ganz zu deiner Verfügung. Glücklicherweise war einer ihrer Sclaven dabei gegenwärtig, und hinterbrachte mir schnell diese Unterredung, so daß ich noch Zeit hatte, mich zu retten. Ich entfloch, und seit dieser Zeit durch-lief ich ganz Hindostan, wo ich mit meinem Unterhalt damit erward, daß ich Namen schrieb, Verse machte, und Bauernkinder unterrichtete.

Es steht bei dir, sagte Mesru, dieser Ort zu verlassen, um mit uns nach Kussistan zurückzukehren, wo einige Diamanten, die ich habe, uns ein ruhiges Leben sichern werden. Sadber entschloß sich leicht, und am folgenden Morgen, vor Tages Anbruch, waren die drei Brüder schon auf dem Wege nach Kussistan.

Noch hatten sie eine Lagreise zurückzulegen bis zur Wohnung ihres Bruders Tai. Das beliebte ihren Muth, da sie auf ihn ihre ganze Hoffnung gesetzt hatten; aber doch ängsterten sie sich ihre Besorgnisse: werden wir unsern Bruder wiederfinden? Wie haben ihn ganz arm verlassen; er hat gewiß Bathmendi auch nicht gefunden, da er ihn ja nicht einmal suchen konnte. Meine lieben Brüder, nahm Sadber das Wort, ich habe reiflich über diesen Bathmendi nachgedacht, von welchem uns Alim gesprochen hat; offen gefunden, ich glaube, daß der Schuggeist uns betrog. Es gibt keinen Bathmendi und hat nie einen gegeben; denn da ihn Bekir nicht fand, als er die Hälfte der persischen Armee anführte, da Mesru nichts von ihm vernahm, als er des großen Königs Günstling war; da ich selbst nicht einmal errathen konnte, wer er nur sey, als ich die höchste Günst des Ruhmes und Glücks genoß; so ist es wohl offenbar, daß Bathmendi ein erdichteter Wesen ist, nach welchem alle Menschen vergeblich suchen.

Er war noch damit beschäftigt, zu beweisen, daß Bathmendi nicht auf der Erde wohne, als mehrere Räuber hinter den Felsen, die am Wege waren, hervorsprützten, und die drei Reisenden anfielen. Bekir wollte sich zur Wehre setzen, ward aber entworfen, und indem ihm vier Räuber die Dolche auf die Brust setzten, plünderten sie ihn aus, während die übrigen es eben so mit Mesru und Sadber machten. Hierauf wählten ihnen die Räuber eine glückliche Reise, und ließen sie ihres Weges weiter ziehen.

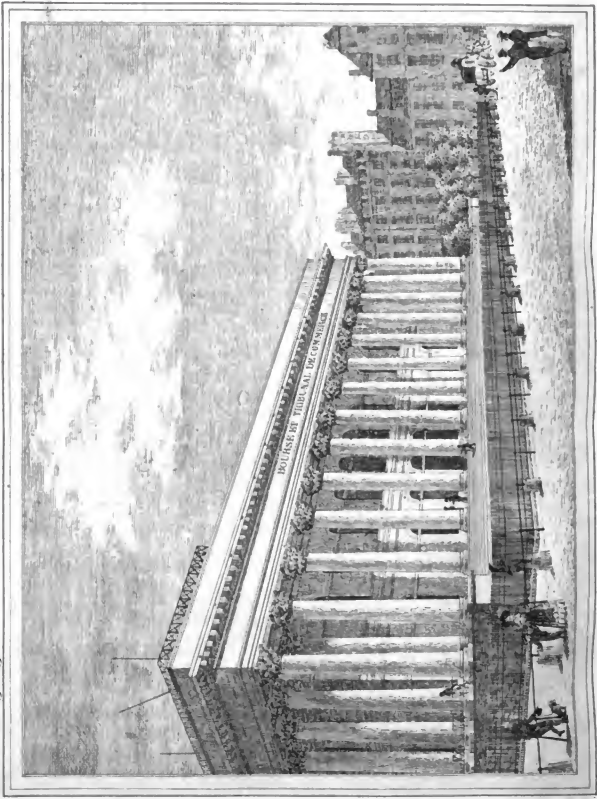
Das ist ein Beweis für meine Behauptung, sagte Sadber traurig, indem er seine Brüder betrachtete. Die Schurken, rief Bekir, sie haben mir meine Säbel geraubt. Ach meine armen Diamanten, seufzte Mesru mit Thränen.

Es war Nacht, als die drei Unglücklichen bei dem Hause ihres Bruders ankamen, wo sie, von Ungewißheit und Besorgniß ergriffen, unter der Thüre stehen blieben. Während sie noch zaudern hinzutreten, steigt Bekir auf einen großen Stein, schaut durch einen Spalt im Laden, und erblickt in einem einfachen reinlichen Zimmer seinen Bruder Tai am Abendtische in der Mitte von zwölf muntern Kinder. Zur Rechten Tai's saß seine Frau,

welche den Kindern das Essen vorlegte, und zu seiner Linken ein kleiner freundlicher Greis, der Tai zu trinken einsetzte. Gerührt von diesem Anblicke springt Bekir herunter, umarmt seine Brüder, und pocht schnell an die Thüre. Diese wird geöffnet, Tai läuft herbei, die Brüder umarmen ihn, nennen ihn Bruder, und benezen ihn mit ihren Thränen. Anfangs ist er erlaunt, bald aber erkennt er Bekir, Mesru, Sadber, und schließt sie mit innigster Freude in seine Arme. Amine und die Kinder waren unterdessen auch herbeigelaufen; nur der kleine Greis verließ den Tisch nicht. Ach, sagte Bekir, als sie in das Zimmer getreten waren, dein glückliches Schicksal tröstet uns für alles, was wir erduldet haben. Seit unser Trennung war unser Leben eine Kette von Unglücksfällen, und wir haben Bathmendi immer noch nicht gefunden. Das glaube ich wohl, sagte der kleine Greis, der immer am Tische sitzen blieb, ich bin nie von hier gewichen. Wie, rief Mesru, du bist — Ich bin Bathmendi, fiel der Greis ein, es ist ganz natürlich, daß ihr mich nicht erkanntet, da ihr mich noch nie gesehen habt. Aber fraget Tai, fraget die gute Amine, und alle diese Kinder; es ist nicht eines darunter, das meinen Namen nicht wüßte. Fünfzehn Jahre wohnte ich bei ihnen, und war nur einen einzigen Tag fort, als Amine ihren Vater verlor, werde nun aber sie nie mehr verlassen. Es hängt nur von euch ab, meine Bekanntschaft zu machen, ich bin dazu bereit. Vor Freude außer sich, Bathmendi das zu haben, wollten die drei Brüder den Greis umarmen. Sachte, sachte, rief dieser, ich liebe solche starke Aufwallungen nicht; ohnehin müssen wir erst Freunde seyn, ehe wir uns lieblos, und wenn ihr wollt, daß wir es werden, so beschäftigt euch nicht zu viel mit mir. Nach diesen Worten erhob er sich, küßte die Kinder auf die Stirne, umhüllte die drei Brüder, und wünschte Tai und Amine freundlich eine gute Nacht.

Den andern Tag zeigte Tai den Brüdern seine Felder und Heerden, und beschrieb ihnen alle die Freuden, die er genoß. Bekir verlangte noch denselben Tag zu arbeiten, und wurde auch zuerst Bathmendis Freund. Mesru, der erster Minister gewesen war, wurde nun erster Hute, und der Dichter Sadber erhielt das Geschick, in die Stadt zu gehen, um das Getraide, die Wolle und Milch auf den Markt zu bringen. Nach sechs Monaten war Bathmendi ihr treuerster Freund, und viele ruhige Tage floßen ihnen angenehm im Schoße des Glücks dahin.

Der Bathmendis' Freund werden will, der liebt im Lande und nähert sich edlich. Bathmendi bedeutet im Persischen „das Glück.“



Die Bourse in Paris.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Vatergeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend; so wie: Ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für R. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sechs (im ganzen Großherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg von F. C. Heitz, Schlenkerstrasse No. 3.) sowohl auf das Ganze von No. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und bezogen. (Auf acht Exemplare erhält man 1 Freyexemplar.) Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist R. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sechs.

Die Börse zu Paris.

(Mit einer Abbildung.)

Vierter Jahrgang 1831. Tab. XXVII.

Unter den vielen merkwürdigen Gebäuden, welche in der Hauptstadt Frankreichs die Aufmerksamkeit der Fremden fesseln, zeichnet sich vorzüglich dasjenige durch seine Schönheit aus, das wir hier unsern Lesern in einer treuen Abbildung darlegen. Es ist dieses die Börse, oder der öffentliche Versammlungsort der Wechsler und Kaufleute zur Berathung und Betreibung ihrer Angelegenheiten und Geschäfte.

Schon im Jahre 1808 wurde der Grund zu diesem Gebäude gelegt und seitdem ununterbrochen daran fortgebaut, bis 1826 die Einweihung desselben Statt finden konnte. Der Kostenaufwand betrug 8 Millionen Franken.

Nun ist zwar nicht alles, was viel Geld gekostet hat, darum auch schön und geschmackvoll; aber diesem Gebäude sieht man mit Freuden die acht Millionen an, die darauf verwendet wurden. Denn es gewährt durch die Uebereinstimmung der einzelnen Theile unter sich und mit dem Ganzen einen wahrhaft prachtvollen, überraschenden Anblick, und das Auge mag es auf und nieder betrachten, es findet nichts, was ihm wehe thut oder den gefälligen Eindruck stört, den es empfängt.

Das Gebäude bildet ein 222 Fuß langes und 126 Fuß breites Rechteck. Auf einer erhabenen Grundfläche, an welcher auf der Vorderseite eine bedeutende Anzahl von Treppen hinaufführen, ruhen rings herum 70 corinthische Säulen, die ein niedriges, nach griechischem Geschmack geformtes Dach tragen. Die Farbe des Steins, aus welchem das Ganze besteht, ist gelblich weiß.

Tritt man zur Thüre hinein, so gelangt man zuerst auf einen ziemlich geräumigen Vorplatz, aus

welchem rechts und links Thüren nach den Gemächern führen, wo das Handels- und Wechselgericht seine Sitzungen hält. Die Thüre aber, welche dem Eintretenden gerade vor Augen liegt, führt in den eigentlichen Börsensaal im Mittelpunkt des Gebäudes, welcher an Pracht und Schönheit mit dem Herrlichsten wetteifert, was sich sonst noch Aethisches in Paris findet. Er empfängt sein Licht von oben, ist 126 Fuß lang, 76 breit, so daß er 2000 Personen zu fassen vermag. Seine Decke zieren die prächtigsten Arabesken, und seine Seitenwände Gemälde von der Hand ausgezeichnete Künstler, welche die fünf Erdtheile mit ihren eigenthümlichen Pflanzen, Thieren und Völkerschaften darstellen. Zwischen diesen Hauptgemälden befinden sich wieder kleinere Gemälde, Frauengestalten mit Attributen darstellend, in welchen man die Sinnbilder der vorzüglichsten Handelsstädte Frankreichs, Marseille, Lyon, Bordeaux, Havre de Grace ic. erkennt. Das Bewunderungswürdigste dieser Gemälde ist, daß sie schon in der geringsten Entfernung das Auge dermaßen täuschen, daß es erhabene Arbeit (Bas-reliefs) zu erblicken glaubt.

In der Mitte des Saales ist ein kleiner runder Platz, mit Eisengittern umgeben. Hier pflegen die Wechsler und Mäkler zu stehen und lenge verhängnisvollen Kentschreine zu frögern, oder zu versteigern, von deren Steigen und Fallen ihr Glück oder Unglück abhängt. Da geht Mancher der sein Vermögen und seinen Credit auf's Spiel gesetzt hat, mit über dem Rücken verschränkten Händen und kleinerer Geschäftsmiene speculirend auf und ab und erkundigt sich bald da, bald dort in dem wogenden, klammernden Getümmel nach dem Gang der Ereignisse und dem Stand der Papiere, um darnach berechnen zu können, ob er in 24 Stunden ein reicher Mann oder ein Bettler sey. Da geht der eine mit heiterer Miene

und freudig klopfendem Herzen, der andere mit hängendem Kopfe und trübem Gesichte nach Haus. Kurz, lieber Leser, was Du' in einem Spielsaal neben einem Roulet oder einer Pharoabank siehst, das kannst Du Alles hundertfältig hier erblicken, je nachdem die Waage des Glücks steigt oder fällt.

Wenn Du dieses Treiben und Leben ansehen und darüber Deine Bemerkungen machen willst, so mußt Du Dich, wenn Du in Paris bist, Nachmittags von 2 bis 4 Uhr auf die Gallerien begeben, die den Börsesaal rings umschließen. Denn das ist die Zeit, wo der geschäftige Handelsstand sich hier zu versammeln pflegt. Von dem, was die Herren unter einander ausmachen, wirst Du indeß nicht viel verstehen; denn, was Dein Ohr vernimmt, ist ein verworrenes Geseire, aus welchem nur von Zeit zu Zeit eine Zahl aus dem Einmal Eins verständlich wird.

Noch ist zu bemerken, daß in dem Gebäude keine Ofen zu sehen sind, sondern daß der Saal und alle Zimmer und Gänge durch Dampfheizung erwärmt werden, die von einer Stelle aus, nämlich von dem Keller, ausgeht.

B e t t y

oder

das heldenmüthige Dienstmädchen.

Unter anderen ansehnlichen Gütern besißt der reiche Lord William Seymour einen prächtvollen Landßig auf der Insel Wight, der drei englische Meilen ostwärts von der Stadt Newport entfernt liegt. Das Haus, im antiken Styl, wurde erst von ihm in den Jahren 1798—99 erbaut, und wird von dieser Zeit an von ihm jeden Sommer bewohnt. Die Wintermonate bringt er in dem geräuschvollen London zu, und es bleibt nur wenige Domestiken auf dem Landgute zurück. So befanden sich im Winter 1816 nur der Jägerburche John, Richard der Hausknecht, und Betty ein Dienstmädchen von achtzehn Jahren hier.

Eines Nachmittags, als Betty bei ihrer Arbeit saß, trat ein Krämer ein, der ein seltsam großes Packet auf seinem Rücken trug. Es war in der Mitte des Winters, wenn die Tage kurz, die Nächte lang, kalt und unangenehm sind. Der Krämer war ein hübscher, wohlgekleideter Mann,

und hat um ein Nachtlager, wobei er Betty ein seines Tuch zum Geschenk andot. Bei Erwähnung des Tuches zeigte sich bei dem Mädchen der Ausdruck des Verlangens und der Ueberlegung. Allein nur augenblicklich; die Vernunft siegte. — Sie sagte: sie sei nur eine Dienstmagd, gewohnt, zu gehorchen, und dürfe niemand einlassen, den nicht ein Geschäft herführe, und auch diesen selbst dann nicht, wenn er nicht persönlich bekannt wäre.

„Was kann es Eurer Herrschaft schaden,“ antwortete auf dieses Ab schlagen der Krämer, „wenn Ihr mir erlaubt den Morgen hier zu erwarten?“ „Noch einmal sage ich Euch,“ sprach Betty, „besteht nicht darauf, es kann nicht seyn.“

„Gut!“ sagte der Mann, „so erlaubt mir meine Waare hier zu lassen; denn so ermbtet wie ich bin, kann es mir mein Leben kosten, wenn ich sie weiter tragen muß.“

Betty führte ihn also in ein Nebenzimmer, wo er das große Packet sorgfältig auf zwei Stühle legte, es morgen früh abzuholen versprach, und dann seines Weges ging.

Kaum war er fort, als das Mädchen, das sich eben jetzt ganz allein in dem Hause befand, eine unbegreifliche Angst und Schrecken überfiel. „Was kann wohl das große, ungeheure Packet enthalten!“ rief sie aus, „was kann es so schwer machen? Wenn es der Mann bis hieher schleppen konnte, warum nicht noch weiter.“

Jetzt kam noch zu der Angst weibliche Neugierde dazu. „Ich will doch einmal hineingehn und versuchen,“ sprach sie, „ob ich nicht ein wenig hineinschauen kann; ich denke, wenn ich es auch nur rund umher befähle, werde ich schon errathen können, was darinnen ist.“

Vorsichtig trat Betty in das Zimmer, und suchsam waren ihre Augen auf den Pack gericht, der ihr desto fürchterlicher erschien je länger sie ihn betrachtete; und, was das Anfassn betraf, so hätte sie ihn um keinen Preis angerührt.

Sie ging zurück, um andere Geschäfte zu verrichten, aber die Angst ließ dieses nicht zu. Sie zündete ein Licht an und lehnte nach dem Zimmer, in welchem das Packet sich befand, zurück, schloß die Fenster und Fensterladen, und verriegelte sie. Ehe sie aber das Gemach verließ, nahm sie al-

len Ruch zusammen, hielt den Archem an und warf einen festen Blick auf das Packer. Ha! sie sah es sich bewegen, so gewiß und bestimmt, als sie jemals etwas in ihrem Leben gesehen hatte. Jedes Haar auf ihrem Haupte sträubte sich empor. Sie verließ eiligst das Zimmer und verschloß sorgfältig die Thür desselben. Jetzt suchte sie den alten Richard auf; allein dieser war vermuthlich nach einem Wirthshause gegangen, der Jäger John befand sich in Newport, und beide kamen wahrscheinlich nicht vor Mitternacht nach Haus. Was sollte Betty thun? Das Haus verlassen und in der Nachbarschaft um Hülfe rufen, wäre das Beste gewesen. Allein sie beschränkte von Jedermann, ihrer Furcht wegen, ausgelacht zu werden; auch wagte sie nicht das Haus allein zu lassen, da der nächste Pachthof zwei englische Meilen entfernt lag. Als sie in das Zimmer kam, das Richard und John zusammen bewohnten, um auch dort die Fensterladen zu verriegeln, erblickte sie an zwanzig Jagdgewehre, die John unter seiner Aufsicht hatte. Jetzt verschwand plötzlich ihre Angst, und eine Herzhaftigkeit, die den tapfersten Mann geziert haben würde, trat an ihre Stelle. Sie untersuchte die Gewehre, fand drei davon geladen, worunter eine Doppelklinge sich befand, und da Pulver und Blei hinlänglich da war, so lud sie in der Geschwindigkeit alle die andern theils mit Posten theils mit Kugeln. Sie stellte sie in Ordnung an die Wand, nahm eines davon mit einer, das Licht mit der andern Hand und eilte hastig nach jenem verhängnißvollen Zimmer, dessen Thüre sie leicht öffnete. Sie stellte das Licht nun neben das Packer und sah beim Schein desselben deutlich, wie es sich bewegte. Ihr Auge blieb starr darauf gerichtet; ihr Herz klopfte in der unbeschreiblichsten Angst und, keimer besonnenen Ueberlegung mehr fähig, legte sie die Klinge an und gab Feuer auf das Packer.

Berechter Himmel! ein fürchterlicher Schrei, dem bald ein Todessehnen folgte, drang aus dem Packer hervor, und das Blut stieß in Strömen heraus. Betty warf die Thüre zu, schloß sie wieder ab, eilte nach der Hausthüre, verriegelte diese ebenfalls sorgfältig und begab sich nun in das Zimmer, wo die Gewehre standen. Hier öffnete sie ein Fenster und verbarg zuvor das Licht im Kamine.

Saun stand sie eine viertel Stunde hier, als sie nahe Fußstritte im hart gestorenen Schnee vernahm; sie griff nach einer Doppelklinge. Ein Mann kam daher, es war der alte Richard, sie erkannte ihn beim Mondschein und eilte, ihm die Hausthüre zu öffnen. Richard erklaute über Betty's Erzählung und ging mit ihr nach jenem Zimmer. Die ganze Diele war mit Blut bedeckt, der Packer hatte sich selbst auf den Boden gerollt, aber das Eröhnen und Schreien war vorüber. Nur ein leises Röcheln wurde noch aus ihm vernommen. — Jetzt klopfte es an der Hausthüre, Richard ging mit Betty eiligst nach seinem Zimmer, aus welchem man die Hausthüre sehen konnte und wo die Gewehre in Bereitschaft standen.

Es war John der Jäger, der von Newport zurück kam; eine Angst, eine Ahnung, als ob zu Hause etwas vorgefallen sei, hatte ihn früher, als er wollte, zur Rückkehr angespornt. Auch er erklaute über den Vorfall sehr, billigte bestens Betty's Verfahren, und nun eilten alle drei nach dem Zimmer. Das Röcheln hatte jetzt aufgehört. Sie öffnieten vereint das Packer; das erste, was sich ihnen zeigte, war ein starker junger Mann, den Betty mitten durch das Herz geschossen hatte. Sie wandten alles mögliche an, den Körper loszuwickeln, weil vielleicht noch ärztlicher Hülfe möglich war; aber dazu war es zu spät; das Leben war für immer entflohen.

„Ach!“ sagte der alte Richard mit einem tiefen Seufzer, „armer junger Mensch! es ist mit ihm vorbei! Ich wollte er hätte noch einige Minuten länger gelebt, um zu bereuen; denn sicherlich ist er für eine schlechte Sache gestorben. Armer Schelm! gewiß ist er doch Jemand's Sohn, und seinen Eltern ohne Zweifel theuer! — Ach niemand kann sagen, von welchem kleinen Verbrechen, durch allmähligte Steigerung, dieß die Frucht geworden ist.“

Thränen standen in des Alten Augen und Betty weinte bitterlich. —

Die Art und Weise, wie der Körper eingepackt gewesen, war höchst kunstvoll und sonderbar. Seine Knie waren ganz nach der Brust gebracht, die Hüfte und Lenden in einer hölzernen Schachtel. Eine andere Schachtel etwas höher und breiter,

dabei die Brust freilassend, füllte den Zwischenraum zwischen Knie und Gesicht.

Da nun ringsumher nichts als grober Zwilling war, so konnte er mit der größten Freiheit athmen. Also war ohne Zweifel das Heben seiner Brust Ursache der Bewegung, welche das Mädchen erblickte. Sein rechter Arm war in der Schachtel, und in der Hand hatte er ein Messer, wodurch er sich allein aus seiner Verhauung befreien konnte. Dann waren noch ein Paar Pistolen und eine silberne Pfeife bei ihm verborgen.

„Bistwicht!“ rief John; „seht was er hier hat. Gut, Betty, daß du ihn so getroffen, sonst möchte wohl keiner von uns mehr das Tageslicht erblickt haben.“

Dieser Ausruf Johns, erweckte Bettrys Leibesgeister. Sie war über sich unseins geworden, ja sie gab sich fast für verloren; jetzt aber entdeckte sie, daß sie eine ruhmvolle, männliche Handlung gethan, und dieß gab ihr Worte.

„Ja,“ sprach sie, „es war ein Stück, daß ich ihn erschoss; denn hätte er sich losgemacht, so wären wir des Todes. Ich habe ihn gut getroffen, seht, mitten durchs Herz, ich hätte eben so gut die Kugeln des Bewebes in einer dieser großen leeren Schachteln verschleubern können.“

„Es muß,“ sprach John, „ein tief angelegter Plan gewesen seyn, uns zu morben, unsern Herrn Schloß zu berauben; allein es müssen noch mehr, als diese zwei, dazwischen verwickelt seyn.“

Durch Johns Bemerkung höchst beunruhiget, dachte Betty sogleich an einen nächtlichen Ueberfall von Räubern; und ihre Furchtsamkeit lehrte verdoppelt zurück.

„Laßt sie kommen!“ rief sie mit großem Feuer, zum Erstaunen ihrer beiden Zuhörer, „wir wollen sie treffen! Allein guter Himmel!“ fuhr sie fort, „was stehen wir hier müßig? Kommt, laßt uns unser Leben und das Eigenthum unseres Herrn vertheidigen.“ Da klopfte es abermals an der Hausthüre, und schon standen die drei bereit, die Räuber zu empfangen, als sie zu ihrer Freude vernahmen, daß die Ankömmlinge zwei Tagelöhner waren, die zum Dreschen bereits sich einfinden, und mit Frohlocken öffneten sie die Hausthüre. Nachdem diese zwei Männer von dem gefährlichen Abendheuer unterrichtet waren, setzten sich die fünf Personen im obern Stocke des Schlosses in einem

Zimmer, dessen Fenster den Eingang des Schlosses beherrschte, in Vertheidigungsstand.

Alles indessen blieb ruhig, bis nach Mitternacht. Da entsand bei John der Gedanke, die kleine silberne Pfeife zu versuchen; gedacht, gethan, piff er zum Fenster hinaus, daß es gelend von den nahen Hügel wieder schallte. Sogleich wurde der Ton in einer geringen Entfernung beantwortet. Die Angst, in welche dieser eben so unerwartete, als plötzliche Vorfall alle versetzte, ist leichter zu denken, als zu beschreiben; nur Betty allein schien am meisten gefast zu seyn, und war es wirklich.

Die Erwartung war nicht lange vergebens; in weniger als fünf Minuten hörte man Pferdetrampel, welches es sich näherte, ein donnerndes Getöse ward. In kurzer Zeit erschienen an 13 Männer zu Pferde; sie naheten sich in kurzem Schritte, und drangen in das Hofthor ein. Betty, unfähig sich länger zurückzuhalten, drückte los. Sogleich fiel einer der Vorreiten, indessen sein Pferd einen fürchterlichen Satz gegen das Hofthor nahm. Der Schuß war die Lösung für die anderen; noch zwei Räuber stürzten, und die übrigen erstauet über den Empfang, waren entflohen.

Dhngesehr eine Stunde vor Tagesanbruch wurden sie aufs neue durch Pferdetritte beunruhiget, welche indessen unbedeutlich waren und in langen Pausen gehört wurden; auch erschien nichts weiter. Bis der Tag anbrach blieben sie auf ihrem Posten. Dann fanden sie, daß die drei toten Körper davon geschleppt und nichts übrig war, als lange Streifen gefrorenen Blutes.

Lord Seymour dem man die Begebenheit berichtete, ließ nun dieses in allen öffentlichen Blättern anzeigen und demjenigen eine Belohnung von 100 Pf. Sterling versprechen, der einen der Verwundeten oder Getödteten entdecken würde. Aber alle Nachforschungen waren vergebens.

Der Körper des Unglücklichen, den Betty in dem Padeet erschossen hatte, wurde vierzehn Tage zur Anschauung öffentlich ausgestellt. Niemand wollte ihn kennen, oder jemals gesehen haben. Lord Seymour ließ ihn endlich zu Newport begraben. Aber bald ward berichtet, daß das Grab geöffnet, und der Körper fortgeschleppt sei; kurz keiner, der an diesem niedrigen Angriffe Theil genommen, ward jemals entdekt.

Lord Seymour belohnte die Vertheidiger seines Schlosses mit großer Freigebigkeit. Die heldenmüthige Betty erhielt 100 Pf. Sterling, und wurde mit ihrem Liebhaber John verheirathet, den der Lord zum Castellan des Schlosses mit einem guten Gehalt ernannte.



Der Hund vom St. Bernhardsberg.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS- BLATT,

erhebt jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, die Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie kleine Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement, jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Großherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen für dasselbe werden jederzeit von sämtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen der In- und Auslands (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. G. Heitz, Schluchgasse No. 3.) sowohl auf das Ganze von No. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf 24 Exemplare erhält man 1 Freyexemplar.) Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 gr. sächs.

Barry,

Hund vom St. Bernhardsb.erg.

(Mit einer Abbildung.)

Vierter Jahrgang 1831. Tab. XXVIII.

Ueber den großen St. Bernhard in der Schweiz fährt ein sehr betriebener und arakter Bergpaß aus Wallis nach Italien. In dem oben, hohen Felsenthale von mit ewigem Schnee bedeckten Felsen enge umschlossen, steht die höchste menschliche Wohnung in der alten Welt, das Kloster des heiligen Bernhard, 754 Fuß über der Meeresfläche. Hier wohnen 10 bis 12 fromme Mönche, deren einziges Geschäft es ist, die Reisenden unentgeltlich zu bewirthen und ihnen alle Hülfen angedeihen zu lassen. In den acht oder neun Monaten des Jahres, in welchen Schnee, Nebel, Ungewitter und Schneelawinen den Weg sehr gefährlich machen, streifen die Mönche oder ihre Diener täglich umher, um Verirrte aufzusuchen, oder Verfunkenen zu retten. Schon viele Jahre her bedienten sie sich zur Rettung der Unglücklichen auch besonders abgerichteter Hunde, welche wahrscheinlich eine Mittelrasse von der englischen Dogge und dem spanischen großen Wachtelhund sind, welche ein neapolitanischer Graf Mazzini von einer nordischen Reise mitgebracht und dem Kloster geschenkt haben soll, und die sich in der Folge mit wälvischen Schäferhunden vermischten. Diese Hunde geben entweder allein aus, oder werden von den Mönchen mitgenommen. Sobald einer derselben einen Verunglückten ausgewittert hat, kehrt er in pflichtschuellem Laufe zu seinem Herrn zurück und giebt durch Bellen, Wedeln und unruhige Sprünge seine gemachte Entdeckung kund. Dann wendet er

um, immer zurückkehrend, ob man ihm auch nachfolge, und führt seinen Herrn nach der Stelle hin, wo der Unglückliche liegt. Oft hängt man diesen Hunden ein Fläschchen mit Branntwein oder andern stärkenden Getränken und ein Körbchen mit Brod um den Hals, um es einem schwachen, ermüdeten Wanderer, der nicht mehr weiter konnte, zur Erquickung und Stärkung darzubieten.

Ein solcher Hund war Barry, dessen Abbildung wir auf beiliegendem Blatte mittheilen. Dieses menschenfreundliche, hebenmüthige Wesen hat sich um die Menschheit verdient gemacht, als mancher Studengelehrte, der hinter seinem Schreibtisch, mit uralten Foliänten umschauzt, viele Bücher über Sittenehre und Erziehung verfaßt hat. Zwölf Jahre lang war er unermüdet, thätig und treu im Dienste der Menschheit, und er allein hat in seinem Leben mehr als vierzig Menschen gerettet. Der Eifer den er hierbei bewies, war außerordentlich. Nie ließ er sich an seinen Dienst mahnen. Sobald Nebel, Stürme, Schneegestöber und sonstige Gefahren für Reisende in der Gegend sich einstellten, so hielt ihn nichts mehr im Kloster zurück. Mit einem dreiten Halsbande, welches seinen Stand und Beruf verkündete, versehen, strich er rastlos und bellend umher und ermüdete nicht, immer und immer wieder nach den gefährlichsten Stellen zurückzukehren und zu sehen, ob er nicht einen Sinkenden halten, oder einen Vergrabenen hervorscharren könnte, und konnte er nicht helfen, so setzte er in ungeheuern Sprüngen nach dem Kloster hin und holte Hilfe herbei. Oft trug er den Kranken eine Flasche mit reinem Quellwasser, oder stärkende Fleischbrühe zu, ihre Lebensgeister zu erquickern, oder sie, wenn sie vor Durst verschmachteten oder vor Kälte erstarr-

ten, in's Leben zurückzurufen. Oft leitete er auch die Mönche zur Stelle, wo der Hülfbedürftige lag. Manchmal gelang es ihm sogar, ein Menschenleben ganz allein zu retten, unter andern einmal ein kleines Kind. Er fand es eines Tags in einer Gletscherhöhle schlafend und fast ganz vor Kälte erstarrt. Barry erwärmt es, weckt es, reicht ihm die Flasche hin, und nachdem er es erquickt, trägt er es auf dem Rücken in's Kloster.

Als er sein Leben auf diese Weise verwendet und seine Kräfte erschöpft hatte, sandte ihn der würdige Prior nach Bern, um für den Rest seiner Tage ihm Ruhe zu geben. Man pflegte ihn; er erreichte ein ungewöhnliches Alter, und, als er starb, wurde seine Hülle ausgestopft und in dem Museum der Naturgeschichte zu Bern aufgestellt, wo ihn jeder Reisende noch bis auf den heutigen Tag mit seiner Flasche und seinem Halsband sehen kann. Seine treuen Dienste, welche das Leben so vieler Menschen retteten, verdienen geschichtlicher Erwähnung, damit er nicht sobald vergessen werde.

Die Rettung.

In dem Pfarrhause des Schweizer Dörfchens R. . . saß einst beim Scheine der nächtlichen Lampe, unfern des wärmenden Ofens, die Familie des Predigers traulich um den Tisch versammelt. Der Vater las die Zeitung, die er so eben aus der Stadt empfangen hatte, die Mutter reinigte Kohl für den folgenden Tag, und Louise, ihre achtzehnjährige Tochter, strickte an einem Strümpfchen für den kleinen Felix, der neben ihr sitzend in einem Witterbuche blätterte.

Draußen tobte der Sturm und trieb dicke Wolken von Schneeflocken an die Fensterscheiben, und, wenn er von Zeit zu Zeit nachließ, vernahm man das Brausen des schwellenden Gießbaches, der unfern des Pfarrhauses vorbeifloß.

Eine Zeitslang schien die Familie nicht darauf zu achten, sondern sich still dem Gefühle der Bebahaglichkeit hinzugeben, das man immer empfindet,

wenn man im wohlverwahrten, warmen Zimmer vor Sturm und Kälte sich geborgen weiß.

Jetzt aber rüttelte der Sturm einen nicht genug befestigten Fensterladen los und schmetterte ihn mit wilder Gewalt gegen das Fenster. Alle erschrocken und sahen sich einen Augenblick schweigend an; und, als der Vater aufstand, um den Laden wieder einzuhängen, drängte sich ein tiefer Seufzer aus dem Herzen der Mutter: „Gott! wo mag wohl jetzt unser Wilhelm seyn! Wenn er in diesem Wetter über den Bernhardsberg muß, dann sey ihm der Himmel gnädig!“

„Laß dir nicht bange um ihn seyn, Marie, tröstete der Vater. Er ist ein gesunder, kräftiger Bursche, der sich durch Wind und Schneegestöber schon durcharbeiten wird.“

Louise hatte bisher der Rede der Eltern in ängstlicher Beklemmung zugehört, und so sehr sie sich bemühte, ihre Empfindung zu verbergen, so verrieth doch eine Thräne in ihrem Auge dem Vater, was in ihr vorging.

„Auch du bist kleinmüthig und zaghaft um den heimkehrenden Bruder? Glaubst du denn nicht, daß Gottes Vorsehung, die unsere Hütte vor der Gewalt des Sturmes schirmt, auch über dem Fußtritt des Wanderers wache, der über die Eisgebilde des Gebirges reist? Erwähne dich, was uns der fromme Klosterbruder erzählte, der im vorigen Spätkjahre bei uns einkehrte und erkrankte? Weißt du noch, wie viel Freude dir die Beschreibung der Klöster auf jenen Bergen und die Erzählung von den Hunden gemacht hat, die dort überall die verirrten Wanderer aufsuchen?“

„O, mein Vater, antwortete Louise, gewiß würde ich ruhig seyn, gewiß keinen Augenblick mich dem zagenden Kleinmüthe hingeben; aber ein fürchterlicher Traum, der mich in der vergangenen Nacht aus dem Schlummer aufschreckte, erfüllt schon den ganzen Tag meine Seele mit Besorgniß und unerklärlicher Angst. Ich sah unfern geliebten Wilhelm in der Nähe eines jähen Abgrundes eingeschlafen; ich sah, wie von einem hohen Felsengipfel eine La-

wine, groß wie unser ganzes Dorf, sich losriß und über den Schlafenden donnernd herabstürzte . . .

„Mein Kind, fiel ihr der Vater in's Wort, wie magst du auf Träume ein solches Gewicht legen, wie magst du wähnen, daß je zur Wirklichkeit werde, was deine aufgeregte Einbildungskraft dir im Schlafe vorgaukelt? Traue auf Gott; wo die Noth am größten ist, da ist seine Hilfe am nächsten!“

Jetzt klopfte es an der Hausthüre. Der Vater ging hinaus, um zu öffnen, und herein traten zwei junge Reisende. Ihre Kleider waren ganz mit großen Schneeflocken bedeckt und aus ihren frischen, jugendlichen Gesichtern, deren blühendes Roth der Nordostwind noch erhöht hatte, leuchtete Lebensmuth und Lebenslust hervor. „Wer ihr auch seyd, meine Herren, sprach der biedere Geistliche, indem er seine Rechte ihnen darbot, seyd mir willkommen! Eure heitere Miene verkündet mir, daß ihr nur Gutes unter mein Dach bringet!“

„Wir kommen von Lutin, sprach der eine, und bringen euch herzlich Grüße von eurem Sohne, dem jungen Vater W. H. . . Wir haben ihn gesund und wohl dafelbst verlassen. Er wäre mit uns zugleich hier eingetroffen, wenn ihn nicht die Aufträge eines Engländers, der in Rom schon seine Geschicklichkeit kennen gelernt hatte, noch auf einige Tage zurückgehalten hätten.“

„Seyd mir herzlich willkommen, rief der Prediger hoch erfreut; aber was stehn wir hier? Kommt herein, meine Freunde, in die warme Stube. Louise, Sorge dafür, daß das Abendessen bald fertig werde; die Herren nehmen vorlieb mit dem Weinigen, was wir haben!“

Danbar folgten die Reisenden, zwei junge Künstler aus Deutschland, der Einladung des würdigen Mannes und erheiterten ihm und seiner Familie den Abend durch mancherlei Erzählungen von dem Treiben und Leben in Rom und vorzüglich durch Nachrichten von ihrem theuern Wilhelm.

Unterdeß war dieser von Lutin aufgezogen. Nach wenigen Tagen hatte er auch schon Treva und Aosta im Rücken und stand am Fuße des nebelumgärteten Bernhard still, um sein Reisebündel fester zu schnüren, das feste runde Hüchlein mit einem

Wachstuche zu überziehen und ein paar Ätze aus dem Wanderfätschen zu thun. Dann ergriff er den Stab mit dem Gensenhorne, stemmte ihn gewaltig, wie zur Probe seiner Lichtigkeit, gegen den Boden und stieg wohlgemuth bergan. Das Wetter war ihm anfangs günstig; die Sonne blickte abwechselnd recht heiter zwischen den ziehenden Wolken hindurch und ihre warmen Strahlen verklärten den nahen Frühling. Je höher aber der Wanderer stieg, desto schwächer und unmerkbarer wurde ihre belebende Wärme, und bald sah er sich, mitten in den Einden des Bernhard, vor dichten Nebelschauern und düstern Schneegewölken umgeben, die oft sogar den Pfad vor seinem Blicke verhüllten. Es ward ihm unheimlich zu Muthe zwischen den zackigen Felsengipfeln, die oft plötzlich, wie fürchterliche Riesen, ihm zu drohen schienen, und zwischen den schwarzen Abgründen, in deren unabsehbarer Tiefe schäumende Bergwasser drausend hinabstürzten. Doch ließ er sich nicht abschrecken, sondern drang unaufhaltsam vorwärts; aber je weiter er drang, desto ungewisser ward sein Pfad, desto fürchterlicher die Schrednisse der Natur. Es erhob sich ein schneibender Wind und trieb ihm die Schneeflocken in das Gesicht; seine Glieder erstarren, vom empfindlichsten Froste durchschauert, und versagten ihm bald ganz den Dienst; er sah keinen Ausweg mehr vor sich und sank endlich entkräftet an einer Felsenwand auf einer gedorsten Eidecke nieder. Jetzt ward es Nacht um seinen Blick; sein Bewußtseyn, von wunderbaren Gaukelbildern aus der Vergangenheit und Zukunft eingewiegt, begann im Schummer zu erlöschen, in dem Schummer, aus welchem kein Aufwachen mehr gewesen wäre. Nur noch wenige Augenblicke — und des Jünglings Augen wären für immer geschlossen geblieben.

Aber schon hatte der immer wachsame, unermüdbliche Barry den Entschlafenen ausgewittert und im Kloster durch ängstliches Gebell und Heulen die menschenfreundlichen Brüder der Einöde gemahnt, es sey wieder ein willkommenes Werk zu verrichten.

Jetzt kam er als Wegwaiser herangeeilt und wenige Schritte hinter ihm ein Klosterbruder im weitem, schwarzen Gewande, mit einem Körbchen voll Brod und einer Flasche stärkenden Weines zum weckenden Balsal für den Entschlummerten.

Aus dem Schlafe gerüttelt schlägt der matte Jüngling die Augen auf; aber sie fallen ihm alsbald wieder zu; der Mönch hebt ihn mühsam auf und trägt ihn auf seinen starken Schultern für tobt in's Hospiz. Hier wird jedes Mittel versucht, den auf's Innerste zurückgebrachten Lebensfunken wieder anzufachen. Dingsfähr nach einer Viertelstunde erwachte unter der emsigen Pflege des Mönches Wilhelm wieder zu irdischem Leben und Bewußtseyn. Er öffnete das Auge, sieht sich in der fremden Umgebung, will empor von der Lagerstätte, will nachschau'n und fragen, wo er sey und was mit ihm vorgehe; aber schwer gefesselt ist die stammelnde Zunge und Gebirge fallen auf den schmerzenden Stiefern. Der Mönch folgte allen Regungen des wiederkehrenden Lebens mit gespannter Aufmerksamkeit, winkte ihm mit liebevoller Milde und Geberde, sich ruhig zu verhalten, reichte ihm kleine Gaben stärkenden Getränkes und verhiess ihm befriedigende Auskunft über die ihn umgebenden Räthsel, sobald ihm wohlter seyn werde.

Unter so gedehlicher Sorge fand unser junger Wanderer bald gänzliche Erholung seiner Kräfte. Die angemessene Kost im Hospiz schlug trefflich an und des Mönches erbauliche Gespräche gaben ihm Trost und Lebensmuth. Eines Morgens als er vom Schlafe erwachte, sah er den guten Bruder an seinem Bette sitzen. Mit einem Blicke voll der innigsten Dankbarkeit ergriff er dessen Hand und sprach: „Ehrwürdiger Vater, o, daß ich Euch vergelten könnte, was Ihr an mir thut!

„Mein Sohn, sagte der Geistliche, mir ist schon reichlich vergolten dadurch, daß ich Euch gerettet sehe und durch die Vorstellung, welche Freude Eure Familie empfinden wird, wenn Ihr in ihre Mitte zurückkehret.“

„O, mein Vater, meine Mutter! tief der Jüngling aus, in dessen Seele jetzt der Gedanke an die Heimath plötzlich erwachte; wie nahe wäre ihr daran, Euren Sohn zu verlieren. Doch bald, bald sollt ihr mich wiedersehen!“

„Wo wohnt denn Euer Vater? fragte der Mönch.“

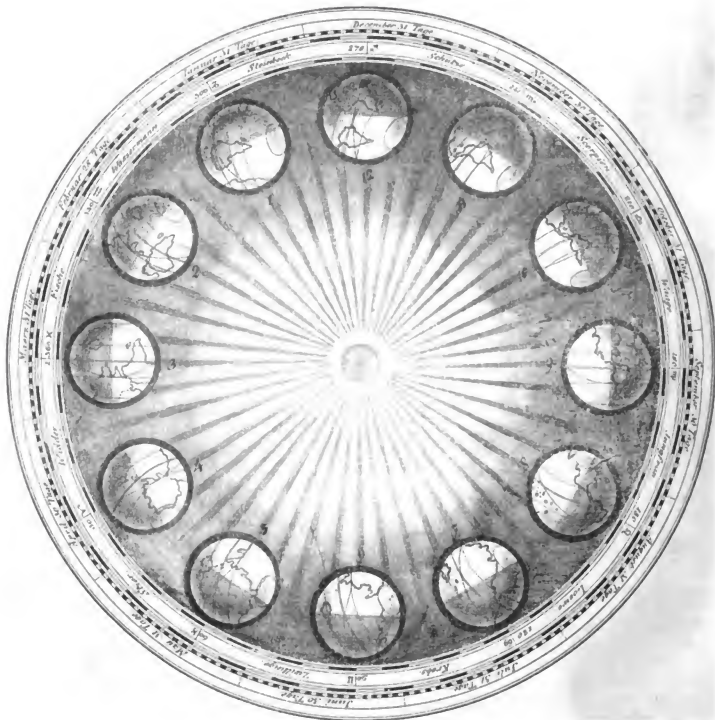
„In dem Dorfe R. im Canton Bern antwortete Wilhelm; er ist Prediger daselbst.““

„Gott sey gelobt, tief jetzt plötzlich der Mönch mit einem dankbaren Blicke gen Himmel: Gott sey gelobt, der mir der Vergeltung süße Lust neben der so oft empfundenen Freude einer Menschenrettung gewährt! Wissenet, guter Jüngling, Euer Vater war es, der mich im vorigen Jahre gastfreundlich aufnahm und pflegte, als mich auf meiner Reise eine Krankheit befiel. Ost habe ich seitdem an ihn und an die Liebe gedacht, die ich in Eurem Hause gefunden habe, oft in meine Gebete den Wunsch eingeschlossen, nur Einmal in diesem Leben vergelten zu können.“

Der Jüngling drückte des Greises Hand, die er noch immer in der seinigen hielt. Dann sprach er: „ehrwürdiger Vater, Ihr habt den Wunsch nach meiner Heimath mächtig in meiner Seele aufgeregt. Die Sehnsucht reißt mich fort zu meinen Eltern, die schon seit längerer Zeit in anglischer Unruhe um mich sind. Ich fühle mich hergestellt; der Weg ist gebahnt, der Himmel heiter. Führt mich zu allen den lieben Heeren des Klosters, daß ich ihnen meine Dankagung bringe; dann nehmt ihr selbst das beste Theil davon für Euch und meinen warmen Aufschuß dazu! Eher werde ich mich selbst, als Euch und was Ihr mir gethan, in meinem Leben vergessen!“

Der Mönch that, was Wilhelm begehrte. Er gab ihm darauf eine Strecke Weges das Geleite, und sie schieden, Wilhelm mit Thränen in den Augen und zitternder Stimme, der Bruder mit festgesprochenem Segen: „mein Sohn, habe immerdar Gott vor Augen in Freude und Leid; wo die Noth am größten ist, ist Er am nächsten!“

Wie auf Windesflügeln eilte der junge Wanderer fort auf blendender Schneebahn zum grünenden Wallsthal, und von da in starken Tagemärschen der Heimath zu. Wer beschreibt seine Freude, als er die Fluren des Vaterlandes betrat, als der Rhythmus seines Dörschens ihm entgegenblickte? Wer malt das Entzücken, als er endlich — endlich an der Hausthüre der väterlichen Wohnung klopfte und Vater, Mutter, Geschwister und Freunde ihm entgegenstürzten und ihn in ihre Arme schlossen?



*Stellung der Erde gegen die Sonne
in den 12. Monaten des Jahres.*

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT.

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend an der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerverkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Anekdoten angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für R. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sechs (im ganzen Grossherzogthum Baden franco Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämtlichen Postbüchern, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. G. Heitz, Schlaugasse No. 3.) sowohl auf das Ganze von No. 1. an — jezt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf acht Exemplare erhält man 1 Freyexemplar). Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist R. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 gr. sechs.

**Stellung der Erde gegen die Sonne
in den 12 Monaten des Jahres.**

(Mit einer Abbildung.)

Vierter Jahrgang 1831. Tab. XXX.

Als der berühmte Domherr zu Frauenburg in Preussen, Nicolaus Copernikus, im Jahre 1543 nachwies, daß die Sonne still stehe, die Erde aber jährlich einmal um dieselbe sich herumbewege, da erfuhr die neuentdeckte Wahrheit von Seiten der Geistlichkeit den heftigsten Widerspruch, und mancher erleuchtete Mann, welcher dieser wichtigeren Vorstellungart beipflichtete, mußte deswegen im Ketzer schmachten, oder in knieender Abbitte seine Meinung widerrufen. Aber was half's? — Die Erde stand eben doch nicht still, sondern lief um die Sonne und wird um sie laufen bis an den jüngsten Tag. Auch zweifelt in unserer Zeit Niemand mehr daran, als etwa die und da ein altes Mütterchen, oder ein halbsinniger Landmann, dessen beschränkter Blick nicht durch den blauen Rauch seiner dampfenden Schmauchpfiffe hindurchzubringen vermag.

Bei unsern geneigten Lesern setzen wir diese Wahrheit als anerkannt voraus und wollen ihre Geduld nicht durch jene vielfachen Beweisgründe ermüden, die sie vielleicht schon zehnmal im Kalendermanne des ehrlichen Steinbeck, oder in andern Schriften gelesen haben. Dagegen hoffen wir, auf Ihren Dank rechnen zu dürfen, wenn wir ihnen auf beiliegendem Blatte ein anschauliches Bild der verschiedenen Stellungen der Erde gegen die Sonne vorlegen, aus welchen sie den Wechsel der

Jahreszeiten und die Tageslänge in jeder Zone für das ganze Jahr sich verständlich machen können.

Auf unserer Abbildung stellt nemlich die im Mittelpunkte des Ganzen gezeichnete Figur die Sonne vor, die ihre erleuchtenden und erwärmenden Strahlen nach allen Seiten ausstrahlt; Fig. 1. 2. 3 bis 12. ist die Erde in ihrer jedesmaligen Stellung gegen die Sonne; der innere Kreis, der in 12 gleiche Theile und außerdem in 360 Grade getheilt ist, enthält die Zeichen des Thierkreises, oder die Sterngruppen, in welchen zu den verschiedenen Zeiten des Jahres die Sonne von der Erde aus erlichtet wird; der äussere Kreis endlich enthält die 12 Monate des Jahres, nebst Angabe der einzelnen Tage, im Ganzen 365.

Die Sonne vermag bekanntlich nur immer die Hälfte der Erdkugel zu erleuchten, die andere bleibt dunkel. Daber kommt es, daß die Bewohner der einen Halbkugel immer Nacht haben, während die der andern des Tageslichts sich erfreuen. Wenn wir Europäer z. B. Sonnenuntergang haben, haben die Bewohner Amerika's Sonnenaufgang, und wenn wir zu Mittag essen, liegen sie im tiefen Schlummer der Mitternacht.

Auf unserem Blatte ist diese Verschiedenheit von Tag und Nacht durch die dunkle Schattirung der halben Erdkugel angedeutet. Man muß sich indes diesen Schatten nicht ständig, sondern in immerwährender Umdrehung begriffen, denken, so daß in 24 Stunden alle der Beleuchtung fähigen Theile der Erde einmal daran kommen.

Die Erde wendet ferner, wegen der schiefen Stellung ihrer Ase, *) der Sonne bald ihren Südpol, bald ihren Nordpol zu, und derjenige Theil, welcher derselben zugewandt ist, wird natürlich am meisten von ihr erleuchtet und erwärmt. Daher kommt es, daß nie auf der Erde die nemliche Jahreszeit herrscht. Denn zu gleicher Zeit und in gleichem Maaße, wie sich die Erde mit dem einen Pol von der Sonne abwendet, kommt diese höher über den Scheitelpunkt derjenigen zu stehen, welche gegen den andern Pol hinaus wohnen. Wenn z. B. bei uns in Deutschland die letzten Blumen verwelken und das Laub von den Bäumen fällt, sängt am Vorgebirge der guten Hoffnung oder in Brasilien alles an zu grünen und zu blühen. Wenn wir in unserm Winter die längste Nacht verschlafen, schimmert dort der längste Sommertag, und man kann sich nicht genug über die göttliche Weisheit verwundern, die mit einer und derselben Sonne auf dem Erhobnen Frühling, Sommer, Herbst und Winter, zu gleicher Zeit hervorbringt.

Eine aufmerktsame Betrachtung der beiliegenden Abbildung wird dem Leser diesen wunderbaren Wechsel der Jahreszeiten verständlich machen. Betrachten wir zuerst die Erde in der Stellung, wo die Zahl 12 steht, so ist an der südlichen Spitze von Afrika und Amerika leicht abzusehen, daß sie ihren Südpol so gegen die Sonne hingewendet hat, daß der Schatten der halben Kugel ganz außerhalb der Polarlinie liegt. Was muß wohl bei dieser Stellung der Erde auf ihren verschiedenen Theilen für eine Jahreszeit seyn? — Der Südpol ist ganz erhellt, der Nordpol folglich ganz dunkel; denn die Erde mag sich drehen, wie sie will, der Sudpol kommt nicht in den Schatten, der Nordpol nicht in das Licht. Die Gegenden innerhalb der südlichen Polarlinie haben also jetzt ihren beständigen Tag; die Bewohner des Nordpols aber bekommen die Sonne nicht über dem Horizont zu sehen, sondern müssen sich mit dem Mondschein und ihrem Nordlichtern begnügen. Für uns Bewoh-

ner der nördlich gemäßigten Zone steht jetzt die Sonne am tiefsten und wir haben die längste Nacht, für die Bewohner der südlich gemäßigten Zone aber steht sie jetzt am höchsten und sie haben den längsten Tag. Wir haben also Winters Anfang, sie Sommers Anfang. Was die Gegenden zwischen den Wendekreisen betrifft, so steht jetzt die Sonne den Bewohnern des südlichen Wendekreises gerade über dem Kopf. Sie haben also jetzt ihre größte Hitze, während die Bewohner um den nördlichen Wendekreis ihre Regenzeit haben.

Alles dieses macht unsere Abbildung anschaulich. Auf dem äußern Kreise ist, wie der Leser abzählen kann, der 22te December angezeigt, bei welchem im Kalender Winters Anfang steht; auf dem innern der 27oste Grad des Thierkreises, oder der Punkt, wo die Sonne in das Zeichen des Steinbocks tritt; und die punktirte Queerlinie, welche die Sonnenbahn anzeigt und schräg über die Erdkugel läuft, berührt da, wo die Sonnenstrahlen senkrecht auf sie fallen, den südlichen Wendekreis.

Etwas anders wird es schon im Monat Januar, wenn die Sonne im Zeichen des Wassermanns steht. Fig. 1. Jetzt fällt der äußerste Rand des Südpols schon ein wenig in den Schatten hin, ein. Was folgt daraus? In jenen Gegenden geht jetzt die Sonne schon auf ein paar Stunden unter und den Bewohnern am Nordpol schon auf ein paar Stunden auf. Wir haben jetzt zunehmende, die Bewohner der südlich gemäßigten Zone abnehmende Tage. So geht es fort durch den Februar hindurch immer zunehmend bis zum 2ten März, wo auf unserer Abbildung die Zahl 3 steht. Die Sonnenstrahlen fallen jetzt senkrecht auf den Aequator. Es wird die Hälfte vom Nordpol und die Hälfte vom Südpol erleuchtet. Auf allen Theilen der Erde ist also jetzt Tag und Nacht gleich. Wir im Norden haben Frühlings Anfang, die im Süden des Aequators Herbstes Anfang. Die Sonne tritt nun in das Zeichen des Widbers.

Immer nehmen nun die Tage bei uns zu und in der südlichen Halbkugel ab. Stet das in dem

*) Die Erde macht mit der Ebene ihrer Bahn einen Winkel von 66; Grad, oder sie weicht von der senkrechten Linie nur 23; Grad ab. Diese Lage behält sie das ganze Jahr hindurch.

vorhergegangenen Monaten das größte Stück des Südpols im Lichte stand, tritt nun im April und May Fig. 4 und 5 das größere Stück des Nordpols aus dem Schatten hervor bis zum 21ten Juni Fig. 6, wo der ganze Nordpol erleuchtet dasteht. Die Sonnenstrahlen fallen nun senkrecht auf den nördlichen Wendekreis, die Sonne tritt in das Zeichen des Krebses und im Kalender steht: Sommer Anfang und längster Tag. Bei den Bewohnern des Nordpols wird es nun nicht mehr Nacht, am Südpol aber nicht mehr Tag.

Von nun an nehmen durch den Juli und August hindurch Fig. 7 und 8. bei uns die Tage wieder ab, wie sie vorher zugenommen haben. Am 23. September Fig. 9. tritt wieder auf dem ganzen Erdboden Tag- und Nachtgleiche ein, weil die Sonnenstrahlen wieder senkrecht auf den Äquator fallen. Die Sonne tritt ins Zeichen der Waage. Wir haben Herbstes Anfang, die Bewohner der südlichen Halbkugel Frühlings Anfang.

Im October und November, Fig. 10 und 11. erscheint immer mehr vom Südpol erleuchtet; in der südlich, gemäßigten Zone grünt und blüht nun alles wieder; bei uns aber stellen sich kalte Regenschauer, Frost und Schneegestöber ein und es geht mit starken Schritten auf Weihnacht zu. Drei Tage, ehe die hellen Lichtlein des Christabends angezündet werden, hat die Erde ihren Kreislauf vollendet und kommt wieder bei Fig. 12. an, wo wir den kürzesten Tag und die längste Nacht haben.

Nun, lieber Leser, weißt du, wie es zugeht, daß in einem Theile des Jahres die Bäume blühen, die Wiesen grünen, die Nachtigallen singen und die Sommervögel und die bunten Blumen flattern, im andern die Aehren, die Baumfrüchte und die Weintrauben reifen und wieder in einem andern kalte Stürme durch die entblätterten Wälder brausen, Schneeflocken fallen und große Eiskugeln in den Flüssen schwimmen. Es kommt alles daher, daß die Hand des Schöpfers der Erde eine solche schiefe Stellung gegeben hat, daß sie der Sonne bald ihren einen, bald ihren andern Pol zuwenden muß. Hätte die Erde eine solche Lage, daß ihre Axe senkrecht auf

ihrer Bahn stände und daß sie also bei ihrer Umwälzung und der Fortbewegung auf ihrer Bahn sich auf die nemliche Art fort drehte, wie das bekannte Kinderspiel, der Kreisel, sich auf der Erde fort dreht; so würde Tag und Nacht das ganze Jahr hindurch gleich sein und für alle Gegenden der Erde würde die Sonne täglich einzelne Mittagshöhe haben. Aber es würde auch keine Verschiedenheit der Jahreszeiten geben. Wir hätten dann fortwährend die gemäßigste Wärme unsers Frühlings oder Herbstes, bei welcher aber nichts wachsen und reifen könnte; die Bewohner des Äquators müßten ewig die prinigende Hitze der senkrecht auffallenden Sonnenstrahlen ertragen, und für die Polgegenden wäre dann auch der geringe Grad von Erwärmung verloren, deren sie jetzt wenigstens einmal im Jahre, zu den Zeiten der längsten Tage (Sollstizien) genießen.

Seh also nicht zu rasch mit deinem Urtheil, wenn die im Leben, besonders im Gange deiner Schicksale, vielleicht manches schiefe erscheint und denke: „es wird wohl auch seinen Nutzen haben.“

Mutterliebe.

In einer blühenden Ebene Stallens zwischen dustendelt Limonienwäldern beglückte die gute Clementine in einem kleinen, einsamen Häuschen einen Mann und drei Kinder mit unaussprechlicher Liebe. Sie gab ihrem Gatten mehr durch ihr Herz, als die Natur ihm gab durch ihre Reize, die in braunen Locken ihr Antlitz umspielten und aus ihren schwarzen Augen schielten; sie that für ihre Kinder mehr durch hohe bildende Pflege, als einst durch die Geburt in das Leben.

Eines Tages hatte sie von der thätigen Dämmerung des Morgens an bis zum schweben sinkenden Abende, indes ihr Gatte in Geschäften entfernt war, eifrig gearbeitet, und, ohne nur einmal an sich zu denken, rücklos ihre Kräfte an der Beschickung des Hauses und der Beforgung ihrer Kleinen erschöpft. Froh der vollendeten Arbeit trat sie in die Thür der Stätte und schaute mütterlich sorgsam hinaus nach ihrem Knaben Antonio, der in der Nähe mit der kleinen Schwester Francisca an einem Vorder-

gesträuche im Schatten hoher Pinien einträchtig spieße.

Befriedigt eilte sie zurück in die reinliche Stube, besetzte den Tisch mit düstiger, doch wohl-schmeckender Kost, zum Abendessen, hing mit lächelndem Gesichte und verhaltenem Athem lange über der Wiege, in welcher ihr Säugling dem glühenden Wangen und hörbaren Athemzügen des süßen Schlafes genoß, und ließ sich dann deßusam auf einen Schemel neben der Wiege an ihrem Kabe nieder.

Die friedliche Stille umher, das sanfte Athmen des schlafenden Kindes, das leise Wehen eines schwülen Lüftchens, das im dichten Nebelaube vor dem Fenster flüsterte, das oft unterbrochene heimliche Zwitschern einer Schwalbe, die unter dem Dache ihr Nestchen hatte, und vor allem die Ermüdung von vierzehnstündiger Geschäftigkeit führte einen Schummer herbei, der ihr unvermerkt die schweren Augenlider zu schließen begann. Aber schnell raffte sie sich auf: „ich darf nicht schlafen,“ dachte sie, „Franziska braucht ein neues Kleidchen,“ rieb die drückende Mattigkeit aus den Augen, und dann spann sie so eifrig, so rasch, dann drehte sie ihr Mädchen so hurtig, als sollte das Garn zu Franziska's Kleide noch heute gesponnen fern.

Pldötzlich schreckte ein jähes Angstgeschrei ihres Antonio sie auf. Sie stürzte vor die Hütte und sah mit Wehen, wie er die kleine zitternde Franziska herbei führte, und hörte mit Erschrecken, wie er von weitem rief: „Mutter, sieh nur, wie Franziska's Hand blutet! Eine Ratter hat sie gebissen!“

„Ach, Franziska, mein Kind! — eine Ratter! — Gott warum ließ ich sie hier spielen? Hüte! — Rettung!“ Das war alles, was sie einem eben vorüberreisenden Mann in gebrochnen Worten flammelte.

„Junges Weib, sagte der Wanderer, ich kann nicht weilen, mein Vater liegt in jenem Dorfe todt krank; auch habe ich nur einen Rath: seht wo ihr einen Hund bekommt, der das Gift aus der Wunde saugt, aber geschwind, geschwind! sonst weiß ich nicht.“

Mit diesen Worten gng der Mann vorüber, und Clementine taumelte, wie vom jähen Schwin-

del überfallen, und die Verzweiflung suchte in ihrem blaffen Gesichte. Doch nach einem Augenblick ward ihr Antlitz heiter; sie erhob sich schnell und freudig, wie wenn man Rettung sieht. „Ein Hund das Gift aus ihrer Wunde saugen? sagte sie: das wird ein Hund nicht thun, aber eine Mutter kann es, eine Mutter thut es!“ und hastig sog sie ihre Tochter an sich, als ob sie von einem Abgrunde sie weg-ris, und drückte die sanften Lippen auf die Wunde, und sog, und sog so innig und so lange, als könnte sie hundertjähriges Leben aus dieser Wunde saugen.

Indem sah Antonio den Vater sich nähern, und stürzt ihm entgegen, und erzählt ihm, was geschehen war, und was die Mutter thue. Vor Entsetzen erbleichte der junge Mann und wankte und hielt sich an dem nächsten Baume. „Was machst du, Vater? rief der Knabe und sprang auf ihn zu, als wollte er ihm helfen; aber noch ehe er ihn um-faßte, bedte er wieder zurück vor einer todtten Schlange, die er jetzt erst an des Vaters Staab gebunden erblickte, und flammelte: „ach, die Ratter war es, ja so eine Ratter hat unsere liebe Franziska gebissen!“

Nun Gottlob, Gottlob! jauchzte der Vater, das ist keine Ratter, das ist eine unschädliche Schlange, die niemanden tödten kann. Mit nassen Augen erreicht er seine Hütte, umfaßte die Tochter mit der Mutter und schloß sie lange an seine Brust und rief mit trunken Freude: „Höses, treffliches Weib, wie hast du mich erschreckt! aber Gott sey Dank! die Schlange war nicht giftig; der Herr sey gepriesen, wir bleiben noch beisammen, und deine Mutterliebe werde ich nie vergessen; und diese Hand, auf deren Wunde du deine mütterlichen Lippen drücktest, wird einst gewiß dein graues Haar mit Rosen und mit Myrthenkränzen sieren.“

In schweigendem Entzücken traten nun die Vattern von ihren Kindern begleitet in die Stube, durch deren Fenster eben die, sinkende Sonne den einladenden Tisch mit ihrem Rosenschimmer röthete, und der Säugling in der Wiege sah sich mit weit offenen Augen ruhig, um und lächelte den glücklichen Eltern entgegen.



Ansicht der zu erbauenden Walhalla zu Donaustauf, unweit Regensburg.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sechs (im ganzen Großherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schanlochgasse No. 3.) sowohl auf das Ganze von No. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf acht Exemplare erhält man 1 Freyexemplar.) Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 24 kr. rh., Thlr. 4. 12 gr. sechs.

Walhalla.

(Mit einer Abbildung.)

Viertes Jahrgang 1831, Tab. XXX.

Wenn du, lieber Leser, dein deutsches Vaterland durchreisest, so wirst du bald hier, bald dort ein Standbild oder einen Denkstein antreffen, der dich an einen großen Mann erinnert. Nirgends aber wirst du ein Denkmal finden, das die Erinnerung an alle großen Deutschen zugleich in dir hervorruft, — du müßtest denn nach Regensburg oder vielmehr in dessen Umgegend etwas abwärts an der Donau dich begeben. Dort liegt ein Ortchen Donauauf genannt, und in der Nähe desselben ein Berg, umkränzt von Felsen, an dessen Fuß der mächtige Donaukamm vorüberzueht. Nordwärts nebsten sich beschattete Hügel, die bis an den gewaltigen Böhmerwald reichen; südwärts glaubt dein Blick, über die mit Getreide besegnete Ebene Baierns hinschweifend, die schneeigen Gipfel seines fernen Hochgebirges zu entdecken; neben die ragen die Trümmer der Weste Stauff, wo ehemals ein starkes Rittergeschlecht gebaut, und aus dem nahen Regensburg, dem ersten Sitze der Baiersfürsten, wo Otto von Wittelsbach befehlt worden, erhebt sich, wie ein Fels, der herrliche Dom. Hier, diesen Berg, wo du rings um dich her die Bilder deutscher Kraft, deutscher Gottesfurcht und Kunst erblickst, wählte der König Ludwig von Baiern, dessen Kunstliebe sein Land und seine Hauptstadt schon mit so manchem herrlichen Meisterwerke bereicherte, zum Standpunkte seiner Walhalla, von welcher wir die auf beifolgendem Blatte ein anschauliches Bild vor Augen legen.

Walhalla hieß bei unsern deutschen Urvätern, welche so gut, wie wir, an eine Fortdauer

nach dem Tode glaubten, der Aufenthalt der Seligen; hier, glaubten sie, würden dereinst alle ihre wackern Helden zusammenkommen und bei ununterbrochenen Freudenmahlen den Lohn ihrer Tapferkeit genießen. Dieser Name ist also höchst sinnreich zur Bezeichnung des Gebäudes worden, durch welches König Ludwig dem deutschen Ruhme ein Denkmal stiften will. Es sollen darin die Bilder der größten deutschen Fürsten, Feldherren, Weisen, Künstler, Dichter und Gelehrten aus allen Jahrhunderten aufgestellt, oder, gleichsam wie in einem Wohnsitz der Seligen, vereint werden.

Um nur die Würdigsten unter allen darin aufzunehmen wurde die Wahl der für Walhalla bestimmten Namen mit selbst großen Männern beraten und mit Umsicht und Strenge geprüft. Schon im Jahre 1821 waren bereits viele Brustbilder, alle aus weißem Marmor und alle das Werk von deutschen Künstlern, vollendet. Die Ausführung des Gebäudes wurde noch in dem nemlichen Jahre dem trefflichen Baumeister Leo von Klenze übertragen und zugleich in den Marmorbrüchen des Unterberges an der Ausführung der einzelnen Theile gearbeitet. Im Herbst des vorigen Jahres (1830) waren die Vorarbeiten so weit gediehen, daß die Grundsteinlegung zur Walhalla Statt finden konnte. Der König wählte zu dieser Feierlichkeit den 18. October, den sechzehnten Jahrestag der glorreichen Schlacht von Leipzig und begab sich an demselben von Regensburg aus auf einem prachtvoll geschmückten Schiffe mit einem zahlreichen Gefolge an die auserworfne Stätte. Als er nach der Legung des Grundsteins den silbernen Hammer ergiff, um damit die gebräuchlichen drei Schläge auf denselben zu thun, sprach er die tief zu beruhigenden Worte: „Wächten in dieser Sturm-

bewegten Zeit fest, wie dieses Baues Steine vereinigt seyn werden, alle Deutschen zusammenhalten!"

Eridem erhebt sich nun der Bau Walfhalla's stolz und prachtvoll und mag, wenn er gleichmäßig fortchreitet, in ohngefähr sechs Jahren seine Vollendung erreichen.

Ueberspringen wir nun im Geiste diese sechs Jahre und denken uns das Gebäude prangend auf dem Berge in seiner ganzen Majestät, wels' ein Anblick wieh den Wanderer, der sich dem Ufer der Donau naht, — den Schiffer, der sie durchsegelt, hier überraschen. Er erblickt auf dem Gipfel des Berges einen großartigen Tempel von weißem Marmor, die würdige Halle der Verkürzen, ruhend auf mächtigen dorischen Säulen, umgeben am Abhange des Berges mit Mauern von kolossalen Felsblöcken. Nach beiden Seiten laufen bis tief hinab zwei prächtige steinerne Treppen aus, in deren Mitte sich die Halle der Erwartung für die Brautbilder der noch Lebenden befindet. Der Wanderer geht jene Stufen hinauf. Von den Giebelfeldern des Tempels leuchten ihm Bildwerke in runder Arbeit entgegen, dem Andenken der Besiegung der Römer durch die Ehrentöchter und des jüngsten Befreiungskrieges gewidmet. Er tritt in den Tempel, und sein erster Blick fällt auf ein die Wände desselben umlaufendes Fries, darstellend der deutschen Urvater, Einwanderung, Religion, Sitten und Gebräuche, Krieg und Verkehr bis auf Wittekind's und seiner Sachsen Laufe, durch welche der Sieg der christlichen Religion in Deutschland entschieden wurde. Und unter diesem Fries umringen den Wanderer die Bilder und Namen großer Männer, die unser herrliches Vaterland, das Herz von Europa, in allen öffentlichen Verhältnissen in allen Zweigen des Wissens und Könnens hervorgebracht hat. Die Reihe dieser Großen beginnt mit jenen alten Helden, an deren Urfast zuerst die römische Weltmacht sich gebrochen; ihnen folgt der Stamm Pipins von Heristal, als einziges Beispiel einer vier Generationen hindurch fortbauern den Geistesgröße; dann nachdem diese Größe in Karls des Großen Nachkommen allmählig erloschen, die Reihe der edelsten und kräftigsten Kaiser aus

sächsischem und fränkischem Geschlechte, die Hohenstaufen mit ihrem weit über ihr Reich und weit über ihre Zeit hinaus ragenden Streben; endlich die Habsburger, vor allen der friedbringende Rudolph, der erste Maximilian, mit Recht der letzte Ritter genannt, und die größte der Frauen, welche je geherrscht, Maria Theresia. An diese Reihenfolge der Kaiser schließen sich die großen und guten Fürsten, die nicht dem gesammten Reiche, sondern nur ihrem eigenen Lande, oder, in Deutschland geboren, fremden Völkern vorgestanden, in verhängnisvoller Zeit mit bleibendem Ruhme, wie Baierns Otto und Maximilian, Hessens Amalie, Preussens Karl auf dem schwedischen, Wilhelm von Dranien auf dem englischen Throne, Preussens einziger Friedrich, Anhalts Katharina, als Selbstherrschern der Reußen *). Alle diese Fürstenthümer sind umgeben von den größten Männern, die mit ihnen für Glauben und Wahrheit, für Ruhm und Freiheit, für Wissenschaft und Kunst gelebt, gekämpft, gestorben. Feldherren, von dem Ehrentöchter Hermann, der die Römer, bis auf Schwarzenberg und Blücher, die das französische Kaiserthum besiegten; Glaubensmänner, wie Thomas von Kempis und Luther, — Weise, wie Leibniz und Haller; — Deutschlands erste Dichter von dem Verfasser des Nibelungenliedes, bis auf Schiller, **) und endlich die Heroen der deutschen Tonkunst, Gluck und Mozart. Die Größer aller dieser großen Deutschen scheinen in diesen heiligen Hallen versammelt zu seyn, um dem Wanderer den Ruhm und die Herrlichkeit des deutschen Volkes zu vergegenwärtigen.

Deutscher Jüngling, wenn du einst auf einer Wanderung durch dein Vaterland den Hügel hinan-

*) Ob auch Badens Carl Friedrich, einst der Vater jener der Schutzgeist seines Volkes, in der Reihe dieser Bildnisse stehe, konnten wir nicht erfahren. Wir setzen es indes als unbewiesen voraus, da ein deutscher Fürst, der Carl Friedrichs Andenken ehrt, sich selbst dadurch das ehrenvollste Denkmal legt.

**) Görkes Bildniß befindet sich noch in der Halle der Erwartung.

steigt, und Washtalla's heilige Stätte betrifft, so erfülle ein^o edles Hochgefühl deine Brust; und wenn du sinuend vor den bedeutungsvollen Zügen dieser Bildnisse stehst und bei jedem derselben eine herrliche That und ruhmvolle Leistung aus der Geschichte deines Volkes lebend vor deine Erinnerung tritt: dann möge ein heiliger Schauer dich umwehen und eine innere Stimme die zusüßern, daß die Geister aller dieser großen Männer auf dich herniedersehen und dich mahnen, durch Vaterlandsliebe, Edelmut und ächten deutschen Sinn ihrer würdig zu seyn!

Chinesische Justiz.

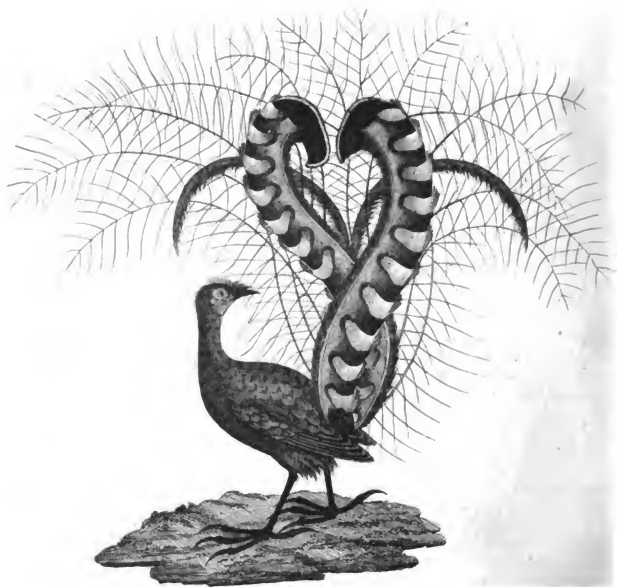
Der Kapitän und dreizehn Mann von dem französischen Handelsschiff *Navigateur* hatten sich im verfloffenen Sommer in Cochinchina auf einer chinesischen Jonke nach Macao eingeschifft. Als sie auf die Höhe der Insel Hainan kamen, wurden sie plötzlich von der Mannschaft der Jonke überfallen und umgebracht. Nur einem portugiesischen Matrosen, Namens Francisco, gelang es, sich in die See zu stürzen, und da er ein guter Schwimmer war, erreichte er ein Fischerboot, das ihn bei Macao an das Land setzte. Der portugiesische Gouverneur ließ auf die Anzeige des Matrosen Passagiere der Jonke, die in Macao ausgestiegen waren, verhaften, und von diesen erfuhr man den Namen des Kapitäns und des Eigenthümers des Fahrzeug. Am 28. August 1828 meldeten die Portugiesen den Fall der chinesischen Mordthat, und diese ernannte sogleich eine Kommission von Mandarins, und ließ den Prozeß einleiten. Während der ganzen Verhandlung wurde Francisco auf Kosten der chinesischen Regierung unterhalten, und sie bewies überhaupt große Achtung vor den Rechten fremder Nationen. Diese Rechte erkennen die Chinesen, wenn es sich wahrhaft darum handelt, immer an; halten es aber für unnöthig, das Stiche zu thun, wenn diese Rechte nur Einbildungen des europäischen Stolzes sind. Man erfuhr, die Jonke sey bei Emouy gestrandet; ein Mann von der Bemannung wurden ergriffen; bekannten vor dem Untersuchungsrichter in Emouy den an den Franzosen begangenen Mord, und wurden nach Canton gebracht, um gerichtet zu werden. Am 26. Januar 1829 war das Verhör im großen Saale der Kaufmannschaft. Fast sämtliche in Canton sich aufhaltende Fremde waren zugegen. Die Gefangenen saßen in Bambuskäfigen, drei Fuß lang

und hoch, zwei Fuß breit, mit leichten Ketten am Hals, Arm und Fuß; ihre Lage war äußerst un bequem, und sie konnten bios den Kopf oben zu einem Loch herausstrecken; an jedem Käfig hing ein Zettel mit dem Namen des Gefangenen, seinem Verbrechen, und der Strafe, zu der er verurtheilt war. Einer namentlich, ein Mann, von fünfzig Jahren und einnehmender Gesichtsbildung, fiel den Zuschauern auf; er gab durch Deuten auf den Mund zu verstehen, er möchte gerne mittelst eines Dolmetschers mit ihnen reden. Einer, der Chinesisch konnte, gieng hin, verstand aber, weil der Mann bios seinen Provinzial-Dialekt sprach, nichts, als man habe ihn fälschlich der Theilnahme am Mord der Franzosen angeklagt. Neben seinem Namen Schaj-kong-tchao stand: tchanfan, „soll gelöst werden.“ Die Fetter schien ihm das Bekenntniß der Schuld abgedrungen zu haben. — Die Sitzung des Tribunals eröffnete die gewöhnliche Proklamation der Gerichtsbienerei; darauf wurden die Gefangenen zu drei und drei heringeführt. Sie mußten auf den Knien liegen, während man sie mit Francisco konfrontierte. Er erkannte fast alle auf den ersten Blick, und sobald er einen für schuldig erklärt hatte, machten die Richter ein rothes Zeichen hinter seinen Namen. — Der Portugiese hatte wiederholt eines Mannes erwähnt, den er seinen Retter nannte, weil er ihm von dem Komplott der Mannschaft gegen die französischen Passagiere einen Wink gegeben hatte; diesen, sagte er, wünschte er rechtfertigen zu können. Derselbe Tchai-kong, von dem oben die Rede war, besand sich unter den letzten Gefangenen, die heringebraucht wurden. Kaum trat er vor Francisco, als beide sich erkannten. Dieser Auftritt war sehr rührend; sie umarmten einander, und der Portugiese ließ seinem lebhaftesten Gefühle, das ein Hauptcharakter seiner Nation ist, freien Lauf. Auch die Richter schienen sich, wie Ferdemann, des Vorfalls zu freuen, und machten statt des rothen Zeichens eine Anmerkung hinter den Namen des Unglücklichen. Er mußte aber doch wieder in seinen Käfig kriegen; denn wenn er gleich vom Verdachte des Mordes frei gesprochen war, so möchte es ihm doch vielleicht schwer fallen, von der Anklage, an der Plünderung des Guts der Ermordeten Theil genommen zu haben, sich loszumachen. Man glaubt, er werde bios verbannt werden. — Die Richter und ihre Beisitzer stößten durch ihren Ernst und ihre Würde der ganzen Versammlung Achtung ein, und der Akt war überhaupt äußerst imposant. Die Gefangenen wurden aber allgemein bemitleidet; alle waren krank und abgemagert, und an den meisten waren Spuren der Folter sichtbar. — Die Hinrichtung hatte am 30. Jan. am Ende

einer Strafe statt. Der Platz war mit einem Bambusgitter umgeben; am Eingang hatte man für die Gerichtspersonen einen offenen, 200 Fuß langen, 30 Fuß breiten Saal gebaut; am Zugang war eine doppelte Reihe von Soldaten und Polizeibedienten mit Piken aufgestellt. Außer den Fremden und der Dienerschaft der Beamten wurde kein Zuschauer zugelassen. Ein Kreuz war für den, zur härtesten Strafe verurtheilten Verbrecher errichtet. Die Werkzeuge zur Hinrichtung lehnten an der Mauer, so wie Fässer für die Köpfe, die in die Heimath der Mörder geschickt werden sollten, um daselbst begraben zu werden. Die Richtschwerter sind sehr schwer, drei Fuß lang, zwei bis drei Zoll breit, und sehr scharf. Die Zuschauer durften sie nach Gefallen besehen. — Um 10 Uhr kamen die Regenschaffner oder oberste Kriminalrichter, die Bezirksrichter von Canton und zwei Kriegsobersten. Gleich darauf wurden die Gefangenen in Körben gebracht; jeder hatte auf dem Rücken ein langes hölzernes Brett, worauf sein Name und der Urtheilsspruch standen. Sie mußten sich je zu zwei auf die Knie niederlassen; zwischen jeder Gruppe war ein Zwischenraum von 8 Fuß; allen waren die Arme mit einem Streich gebunden, den ein Mann so hielt, wie es für die Hinrichtung am bequemsten war. Auf ein vom Befehlshaber der Truppen gegebenes Zeichen führten sechs Hinter den ersten Streich mit großem Geschick, und eilten dann, auch die übrigen abzuführen. Alle Verurtheilten waren reinlich gekleidet, und sahen ganz anders aus als zuvor in ihren Bambusgefäßen. Nur einen hörte man vor dem Tode seufzen, alle übrigen starben mit großer Kaltblütigkeit. Einer wurde an das Kreuz gebunden; die Gliedmaßen sollten ihm lebend abgeschnitten werden, aber Menschlichkeit wußte die Strenge des Gesetzes zu mildern; ein Dolchstoß ins Herz hätte ihn getödtet, ehe das grausame Geschäft seinen Anfang nahm. Die Fenster zeigten nicht allein kalte Gleichgültigkeit, sie waren sogar sichtbar froh, ihre Geschicklichkeit sehen lassen zu können, und diese war allerdings nicht gering. An der Mauer des Richtplatzes lief ein vergitterter Raum hin, der gegen hundert Menschenköpfe enthielt, wovon einige in kleinen Käfigen waren. Zwei Männer in groteskem Aufzuge, mit karmoisinrothen Atlasröcken und hohen grünen Federn zu beiden Seiten des Kopfes, wohnten auch der Hinrichtung bei; es waren die eigentlichen Amtsnachrichter, die aber nicht selbst Hand anlegten.

V e r s c h i e d e n e s .

Eine Trostlosigkeit sander Gleichen bemächtigte sich vor unlängst vieler Personen in dem Quartier Saint-Georges in London, da sie in weniger als einer Woche alle ihre Kagen aus unbegreiflicher Weis verschwunden sahen. Noch nie wurde die Polizei so ungestüm angegangen, den verachteten Dieben oder gar Mördern der theuern Lieblichen nachzuspüren. Das Gescheh der Rache um den Tod so vieler Adonis hallte auf den Polizeibureau aus dem Munde alter Stubengelehrten, eheleiser Pfandverleiher, untröstlicher Wittwen und Jungfrauen wider. Endlich gelang es, dem Ungerheuer von Kagenskind auf die Spur zu kommen. Es war ein Mädchen von sechzehn Jahren, das die gefangenen Murrer auf einen Speicher trug und daselbst erdrosselte, um ihre Felle zu verkaufen. Der Polizeibeamte überraschte die Mörderin, wie sie gerade beschäftigt war, einem schönen schwarzen Kater — und zwar noch lebendig — die Haut über die Ohren zu ziehen. Als vor Gericht diese Grausamkeit zur Sprache kam, brachen unter den Zuschauern, von denen die meisten den Verluft einer oder mehrerer so erbärmlich hingetrichteter Kagen zu beklagen hatten, Rufe des Schreckens und des Abscheues aus, und manches Auge füllte sich mit Thränen. Es beruhigte die Leidtragenden kaum die Erklärung des Mädchens, daß es seine Opfer gewöhnlich erdrosselte, bevor es ihnen das Fell abstreifte. Die Schuldige wurde zu 20 Pf. Sterl. Strafe verurtheilt, und wenn sie diese Geldbuße nicht erlegen könne, zu sechsmonatlichem Gefängnisse. Der Richter bedrohte sie überdies im Wiederholungsfalle ihrer Dieberei mit Mordhieb mit öffentlicher Auspeitschung. „Ich weiß,“ fügte der würdige Richter hinzu, „daß die Strafe des Peitschens zwar nicht mehr üblich ist, aber sie besteht noch in unsern Gesetzen, und Du hast eine solche Grausamkeit an den Tag gelegt, daß ich keinen Anstand nehmen würde, diese Strafe gegen Dich auszusprechen, und sollte ich selbst in Ermanglung eines Schergen sie an Dir vollziehen müssen, um Dich die Martern der harten zu lassen, die Du unschuldigen Thieren so hartherzig gethan hast.“



Die prächtige Mānūra

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie Etlere-Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sechs. (im ganzen Großherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederseit von sämtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf acht Exemplare erhält man 1 Freyexemplar). Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. Schs.

Die prächtige Mánura.

(Mit einer Abbildung.)

Vierter Jahrgang 1831. Tab. XXXI.

In Neuholand, welches die größte Insel der Erde ist und zu dem unter dem Namen Australien bekannten fünften Welttheile gehört, entdeckten die Engländer auf einer mühevollen Reise in das Innere dieses Landes, wo wilde Gebirgsketten, unzählige Schluchten, sehr hohe und steile Felswände, schauerliche Abgründe und Sümpfe fast überall das Vordringen unmöglich machen, den auf untrer Tafel abgebildeten wunderbaren Vogel, die prächtige Mánura genannt, die zu dem Geschlechte der Paradiesvögel gezählt wird. Sie erreicht die Größe untrer gewöhnlichen Hauskatze, die Hauptfarbe ihres Körpers ist schwarzlich, auf den Füßeln aber in das rothbraune übergehend und ihre Schenkel werden durch lange, gleichfalls schwarzliche Federn bedeckt. Das Bewunderungswürdigste an diesem Vogel ist die prachtvolle Gestaltung seiner Schwanzfedern. In der Mitte stehen zwei breite, sich gegen einander einwärts krümmende Federn, mit orangefarbenen, bogensförmigen Zeichnungen gezieret. Zwischen diesen größern Federn erheben sich zwei schmale aschgraue Federn, krümmen sich auswärts und noch eine Menge zarter haarähnlicher Federn, die wie Blattgerippe aussehen, woselbst den ganzen Wunderbau. Zu bedauern ist, daß man bis jetzt über die Nahrung und Lebensweise dieses Vogels noch nichts erfahren konnte und mittheilen kann.

Großmüthiger Zug einer edlen deutschen Frau.

Der preussische Kommandant der Festung Neisse in Schlesien, General von Trescow, hatte ein Gut ohnweit dieser Stadt. Auf diesem befand sich seine Gemahlin, als die Oestreicher die Belagerung angingen. Sie besorgte, daß diese Unternehmung sich in die Länge ziehen würde, und der entfernteste König Friederich II. von Preussen dennoch Mittel finden dürfte, ihren Entwurf zu vernichten. Trescow war kurz zuvor ein Kriegsgefangener gewesen. Man war ihm in Oestreich mit vieler Achtung begegnet, und die Generalin, die um das Schicksal ihres Gemahls zu versüßen, selbst nach Oestreich reiste, war mit auszeichnender Höflichkeit am kaiserlichen Hofe behandelt worden. Die angenehme Erinnerung an das Betragen der Kaiserin Maria Theresia mußte noch bei ihr im frischen Andenken seyn.

Hierauf wurde von den Belagerten ein Entwurf gegründet. Ein kais. Officier stattete der Frau von Trescow einen Besuch ab, und brachte ihr Schutzbriefe von seinem Feldherrn. Er wurde von ihr wie ein Wohlthäter empfangen und behandelt. Es war Abend, da er ankam; er mußte also auf dem Gut übernachten. Bei der Tafel, ohne Zeugen, ist das Gespräch von der Kaiserin der Nachtisch. Das edle Herz der Generalin kann mit Theresiens Lob nicht fertig werden. Nun erfolgt ein förmlicher Antrag: Große Summen, Würden, ein verstärkter Angriff zur Ehrenrettung des Generals, eine Uebergabe und ein unverbrüchliches Geheimniß. Frau von Trescow wird auf das innerste

bewegt. Kaum faßt sie sich so lange, bis alles vorgetragen ist. Nun sprang sie auf, rang wüthig die Hände, und bejammerte die ihr widerfahrene Erniedrigung, wobei sie immer ausrief: „Ist es möglich! Mir einen solchen Antrag!“ Alle Bewegungsgründe des Officiers, der den Vorgang so gut als nicht geschehen betrachten wollte, und ein heiliges Stillschweigen angelobte, waren bei der tiefgekränkten Dame fruchtlos. Der Plan, auf ihrem nunmehr geschägten Landsitz das Ende der Belagerung abzuwarten, wurde nun auf einmal vernichtet. Sie entsagte allen Schutzbriefen, aller Ruhe, um mit den Belagerten Unruhe, Mangel und Gefahren zu theilen. Ihr Dorf, das einzige Eigenthum ihrer Familie, der Erwerb fünfzigjähriger Kriegsdienste, wurde dabei großmüthig preisgegeben. Sie sagte dem Abgeordneten: „Wir sind arm, dies ist unser Alles, durch die Ehre gezwungen überlasse ich es Ihren Händen. Wollen Sie sich rächen, so thun Sie es.“ Vergebens stürzte der durch diesen Edelmutz äußerst gerühmte Officier zu ihren Füßen, und beschwore sie, ihren Vorsatz aufzugeben. Sie verzeh ihm die Weisigung, allein sie wollte durchaus nicht länger in der Gewalt von Preußens Feinden sein. Noch in derselben Nacht fuhr sie ab. Sie nahm keine Lebensmittel mit sich, ob sie gleich den Mangel in der bebrängten Festung konnte. Der Officier begleitete sie bis an die äußersten Linien, und verließ sie sodann voll Bewunderung über ihren Edelmutz und Vaterlandsliebe. Die blockirte Festung wurde nachher besetzt, und ganz Schlesien von feindlichen Truppen geräumt.

P

Altdeutsche Lebensweise.

Es gab in Deutschland eine Zeit, wo Schwerdt und Lanze die Hand des Mannes, Spindel und Stricknadel das Frauenzimmer zierten. Die Verfertigung der Kleider war einst fast ganz allein dem weiblichen Geschlechte aufgetragen; dieses sah es als seine Pflicht an, die ganze Familie mit häuslichen Geräthschaften zu versehen. Die Frauenzimmer verfertigten nicht nur den Stoff zu allen Kleidern, son-

bern spannen, webten und schneiderten auch selbst. Die kleinsten Mädchen, und zwar nicht nur gemeiner, sondern auch die der ersten und vornehmsten Adlung, wurden schon von den ersten Jahren an im Nähen, Spinnen, Weben und Kleidermachen unterrichtet. Karl der Große drang sehr darauf, daß seine Töchter in diesen weiblichen Künsten geübt, und daß, wie er ein andermal sagte, die Frauen fleißig um Spinnroden angehalten würden. Die silberne Kunkel der Prinzessin Ludgard, Kaiser Otto's des Ersten Tochter, kam nach ihrem Tode ins Kloster St. Alban, bei Mainz; und die Kaiserin Kunigunde trug, als Wittwe, ein dunkelfarbes Kleid, von ihren eigenen Händen gemacht.

In den alten Romanen, welche getreue Abbildungen der alten Sitten und des Lebens sind, trifft man die Frauen immer an der Näh- und Strickrahme, oder am Webstuhl an. Nebst der Leinwand und den wollenen Zeugen verfertigten die Frauenzimmer auch Teppiche, Tapeten, womit man schon in den ältesten Zeiten alle Zimmer zu bekleiden pflegte, und verschiedene andere häusliche und kirchliche Geräthschaften, die sie mit Verzierungen von Blumen, mit Jagdhütten und historischen Vorstellungen, meist mit biblischen Geschichten, heiligen Legenden, außerordentlichen Schicksalen und Thaten berühmter Ritter und besonders merkwürdiger Ereignisse in der eigenen Familie durchwirkten.

Da man in solchen Tapeten häufig statt des Namens ein Wappen eingewirkt findet, so waren Sachkundige längst der Meinung, daß man durch solche Tapeten die Heraldik erklären könne. Je vornehmer das Frauenzimmer war, desto eifriger und stolzer war es darauf, in seiner Kunst es zu einem vorzüglichen Grade von Geschicklichkeit zu bringen, und durch irgend ein Kunststück sein Ansehen unvergleichlich zu machen. Es verfertigte Paniere und Fahnen, und brachte die schönsten und prächtigsten Stickereien darauf an. Das Meisterstück der Kunst widmete es irgend einer Kirche, und die schönen Kirchenzierden kamen fast alle von dessen Händen. Ein Kunststück dieser Art gab Stoff zu einem allgemeinen Gespräch unter den adelichen Familien, und erweckte die Eifersucht oder die Achtung aller Mütter und Töchter für die Künstlerin.

Bertka, Königin von Burgund, spann ihre Kleider selbst, und ritt herum (zu Peterlingen in der Schweiz ist ihr Sattel) die Wirthschaft auf ihren Höfen zu besuchen. Es ist ein Siegel vorhanden, wo sie auf dem Thron spinnet.

So zeichneten sich dajumal Königinnen und Damen aus; so dachten aber auch die Häupter der Familien. Als Karl der Große das Reich beherrschte, verordnete er, wie die Eger auf seinen Höfen zu verkaufen sey, und gab der Welt Bessege — in Kleidern die ihm sein Weib gemacht hatte. Als er einige seiner Hofleute in seidene Zeuge mit kostbarem Feizwerke gekleidet sah, führte er sie jährlich auf die Jagd, und ließ sie mitten durch die dichten Gebüsch in den Wäldern herumstreifen. Sie kamen zerissen, oder von dem Regen naß zurück. „Sehet nun wie ihr ausgerichtet seid, unterdessen mein Schaafpelz, den ich nach Belieben umkehre, je nachdem das Wetter heute so schön ist wie gestern, keinen Schaden gelitten hat. Lernet euch wie Männer kleiden: Seide und Purpur überlaßt den Weibern! Kleider sollen zum Gebrauch, nicht zur Schau dienen.“

Von Kaiser Rudolph von Habsburg sagt die Geschichte der Schweiz: Im Leben lebte er die Einfachheit: köstliche Speisen aß er nie; noch mäßiger war er im Trinken. Im Felde hat er wohl eher mit rothen Rüben seinen Hunger gestillt. Er pflegte einen blauen Rock zu tragen. Mit jener Hand, welche zu vierzehn Legionen den Kommandostab führte, haben die Kriegsknechte ihn sein Wamms flicken gesehen.

Diesen deutschen Fürsten verdient Heinrich der Vierte, König von Frankreich, an die Seite gesetzt zu werden. Dieser humane und allgemein verehrte Fürst und wohlwollende Vater seiner Untertanen, trug gemeinlich einen grauen Rock mit einer Weste von Atlas, ohne weitere Ausschmückung, und lachte über diejenigen, welche, wie er sagte, ihre Mäntel und Wälder auf ihren Rücken tragen. Er gab den Adeltchen zu verstehen, daß sie die kostbare Lebensart bei Hof verlassen, sich auf ihre Güter begeben, und den Feldbau wieder in Ordnung bringen sollten. Er hatte zu wiederholtenmalen verboten, Gold und Silber auf den Kleidern zu tragen. Da aber diese Verbote wie gewöhnlich, nicht

beachtet wurden, so wiederholte er sie durch ein öffentliches Edict, mit dem Befehle, daß jedoch die Scharfrichter, wie auch die öffentlichen Diener davon ausgenommen seyen. Dieß that seine Wirkung, und niemand trug Gold oder Silber auf dem Kleide, wenigstens so lange Heinrich lebte.

Diese großen Männer dachten, wie Alphons, König von Spanien, sagte, dem man gegen die Einfachheit seiner Kleidung Vorstellungen machte, weil sie ihn vor seinen Unterthanen nicht auszeichnete. „Es ist mir lieber, mich durch Ehre und Tugend, als durch Purpur und Diadem zu unterscheiden.“ So näherten sie sich durch Einfachheit ihren Vätern; während sie sich durch ihr Beispiel und den Glanz ihrer Tugend, hoch über die Nation emporgeschwungen hatten.

Delikatesse.

Lürrens bemerkte einen Offizier der seiner Armuth wegen ein sehr schlechtes Pferd ritt. Lürrens bat ihn zu Tisch; nach der Tafel zog er ihn bei Seite und sagte: „Ich habe eine Bitte an Sie, freilich ist sie dreist, aber ich hoffe Sie werden sie Ihrem Generale nicht abschlagen. — Ich bin alt und kränklich, rasche Pferde ermüden mich, ich habe eins bei Ihnen gesehen, mit dem ich wohl noch zurecht zukommen möchte. Wenn das Pferd für Sie nicht zu groß ist, so bitte ich Sie mit mir zu tauschen.“

Der Offizier antwortete nur durch eine Verbeugung und Lürrens gab ihm eins seiner besten Pferde.

Be tr u g.

Ein reicher Jude zu B. . . hatte einen Schwager in L. . . der ebenfalls ein beträchtliches Vermögen besaß. — Da an dem wahren Namen der Leute nichts liegt, so mag der eine Moses und der andere Isak heißen. Isak erhielt eines Tags einen Brief, der dem Hauptinhalte nach folgendergestalt lautete:

„Ich habe vor einiger Zeit dem Bischof von . . . auf eine Obligation vierzigtausend Reichsthaler vorgeeschossen. Da ich diese ganze Summe

nicht haar vorzüglich hatte, so ließ ich mir von einem hiesigen Juden Namens Schmai Moses, dreizehntausend Thaler geben, und versprach ihm von dem Vortheil, den mir der Handel bringen würde, seinen Antheil nach Verhältnis unsers zusammengeschoffenen Geldes. Nach und nach hab' ich ihm auf Abschlag seiner Forderung achttausend Thaler zurückgegeben, so daß sein Antheil noch tausend Louis'dor beträgt. Vor etlichen Tagen kam er zu mir, und rebete mir viel von einem vortheilhaften Handel vor, den er schließen könnte, wenn ich ein Kapital dazu hergeben wölkte. Wir nahmen Verabredung wegen des Gewinns, und da wir immer gemeinschaftlich zu handeln gewohnt gewesen sind, so gab ich ihm ohne alles Bedenken die Obligation des Bischofs, weil ich kein baares Geld hatte. Gestern erhielt ich aber zu meiner großen Bestürzung die Nachricht, daß Schmai Moses einen Bankerott gemacht und ausgetreten sey. Meine Obligation hat er mitgenommen, und ich fürchte, daß er sie wieder dem Bischofe zurückgibt, oder an einen andern für eine geringere Summe verkauft. Eben jetzt erfahre ich indessen, daß er seinen Weg nach L . . . genommen hat, und ich ihn nicht gern gerichtlich möchte anhalten lassen, denn er weiß um alle meine Geschäfte; so kannst du mir einen großen Gefallen erweisen, wenn du dir alle nur mögliche Mühe gibst ihn in L . . . auszukundschaften. Damit du ihn ja nicht verfehlen kannst, so will ich ihn dir genau beschreiben. Er ist klein, mager, hat einen roten Bart, trägt eine schwarze Perücke etc. Findest du ihn, so wende alles an, die Obligation von ihm heraus zu bekommen, biete ihm seine tausend Louis'dor und suche dich mit ihm wegen der Interessen zu vergleichen. Will er nicht in Güte so drohe ihm, daß du ihn verhaftet arrestiren und seinen Gläubigern ausliefern lassen. Ich will deine Mühe nicht umsonst verlangen, und das ausgelegte Geld sogleich an dich oder an Deiner wieder bezahlen. Vor allen Dingen gieb mir sogleich durch eine Ekspresse Nachricht, was du ausgerichtet hast."

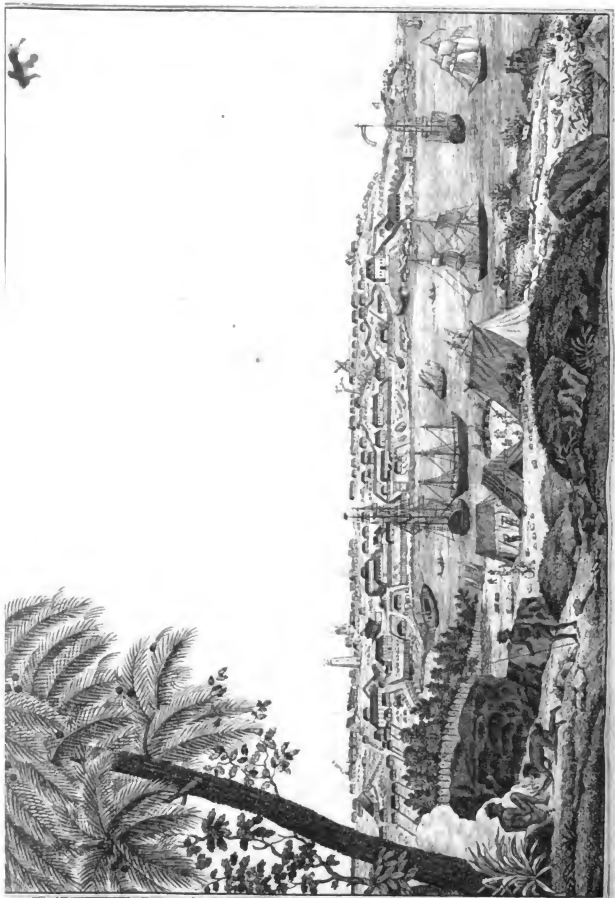
„Moses.“

Die Hand, die Unterschrift, das Petschaft seines Schwagers, waren dem ehetlichen Isaaq so genau bekannt, und die Sache war so wichtig und

dringend, daß er keinen Betrug argwöhnte, und sich nicht einmal die Zeit nahm, sich mit Bedenklichkeiten aufzuhalten. Er sieng sogleich seine Erkundigung nach Schmai Moses an, und zwei Tage nach Empfang des Briefes hatte er die Freude ihn zu entdecken. Der Betrüger läugnete anfänglich die ganze Sache, als aber Isaaq ernstlich in ihn drang, und ihn sonderlich mit Arrest und Auslieferung an seine Gläubiger drohte, so gab er die Obligation heraus, und nahm für seinen Antheil an derselben tausend Louis'dor an, für die Interessen bestand er indessen auf hundert Dukaten, die jener ihm desto williger bezahlte, da er eine so mißliche Sache so glücklich beendet hatte. Ohne Verzug wurde die Obligation, eine Anweisung auf fünftausend dreihundert Reichsthaler und eine kurze Erzählung von dem Vorgange der Sache zusammengepackt und mit einer Ekspresse nach W . . . abgeschickt.

Moses erhielt das ganze Packet seines Schwagers, las, las wieder, und konnte seinen Augen nicht trauen. Er rief seine Frau, ließ sie lesen, und sie las ebenfals was er gelesen zu haben nicht glauben konnte. Erst waren sie beide der Meinung er scherze, aber die Ekspresse, die über dreißig Thaler kostete, war für einen Scherz zu kostbar. Darauf vermutheten sie, der arme Mann müßte wahnsinnig geworden sein, aber der Brief war ordentlich und zusammenhängend geschrieben, die Obligation war gut besiegelt und alles in der Form Rechts.

Endlich ward an Isaaq geschrieben und ihm heilig versichert, daß ebenfowenig ein Bischof von . . . in der Welt existire als der Brief auf den er sich bezöge von Moses in W . . . geschrieben sey. — Nach langem Hin- und Her schreiben wurde ausgemittelt, daß Schmai Moses wahrscheinlich der falsche Name eines Betrügers sey, der Moses Hand nachgemacht, sich selbst in dem Briefe sehr genau beschrieb, und auf diese Art den schändlich dienstfertigen Isaaq um 5300 Thaler gebracht habe. Man gab sich alle Mühe den Betrüger zu entdecken, aber vergebens, und die beiden Schwäger geriethen endlich in einen Prozeß, weil Isaaq dem Schaden nicht oder doch nicht allein tragen wollte.



*Sicht der Stadt Sydney
in New Holland*

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Lieder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie Eltern Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruhe Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für R. 5. 12 kr. rh., Thlr. 1 — s'icha. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Beilagen auf dasselbe worden jederzeit von sämtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlanngasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — wie auch zur fünften Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angemessen und besorgt. (Auf acht Exemplare erhält man 1 Freyexemplar). Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist R. 7. 18 kr. rh., Thlr. 4. 12 gr s'icha.

S i d n e y,

die Verbrecher-Colonie in Neu-Süd-Wales.

(Mit einer Ansicht dieser Stadt.)

Vierter Jahrgang 1831. Tab. XXXII.

Schon lange war es in England zur Gewohnheit geworden, Verbrecher, die von den Gesetzen nicht zum Tode verurtheilt wurden, in entfernte Weltgegenden zu versetzen und dort auf eine für den Staat nützliche Weise zu beschäftigen. Anfangs schickte man solche Sträflinge nach Virginien, in Amerika, und ließ durch sie die fast unzugänglichen Wälder jenes Landes ausräumen und den ersten Anbau des Bodens betreiben. Nachdem aber die Nordamerikaner sich von England losgerissen und unabhängig gemacht hatten, mußte die Regierung dieses Landes auf einen andern Verbannungsort für die Verbrecher denken.

Sie wählte dazu die östliche Küste von Neu-Süd-Wales, in Neuholland, welche unter dem Namen Botany-Bay bekannt ist.

Der große Weltumsegler Cook hatte schon auf dieses Land aufmerksam gemacht und dessen Schönheit und Fruchtbarkeit gerühmt; auch hatte er es bereits im Jahr 1769 für England in Besitz genommen.

Am 13. May 1787 fuhr die erste Sendung, aus 9 Transportschiffen bestehend, unter Bedeckung zweier Kriegsschiffe dahin ab. Es waren 564 männliche und 192 weibliche Mißthäter an Bord, welche theils auf Lebenszeit, theils nur auf bestimmte Jahre dahin verbannt waren. Man hatte sie mit Lebensmitteln, Kleidungsstücken, Werkzeugen und allen Arten von Instrumenten zur Ansiedlung auf 2 Jahr versehen. Sie wurden in stren-

ger Zucht gehalten und von 212 Soldaten bewacht, welche auf die verschiedenen Schiffe vertheilt waren.

Der Anführer dieser kleinen Unternehmung hieß Arthur Phillipps, ein geprüfter englischer Seeoffizier, dessen Vater ein geborner Deutscher, aus Frankfurt am Main, war. Dieser Mann besaß alle zu einem solchen Wagniß erforderlichen Eigenschaften, und verband noch mit mannigfaltigen Kenntnissen ein menschenfreundliches Herz. Ein solcher war allein geeignet, bei dieser Masse von Unglücklichen, die er hinfür als Oberbefehlshaber leiten sollte, den unerbittlichen Keim des Guten wieder zu beleben und sie aus ihrer tiefen Versunkenheit wieder zur Würde des Menschen empor zu bringen.

Glücklich ward nach einer Fahrt von 9 Monaten die Reise vollbracht, in Botany-Bay gelandet und Hand an das Werk gelegt. Aber der Oberbefehlshaber fand diese Gegend weniger zu einer solchen Niederlassung tauglich, als man in England gehofft hatte; er untersuchte die Küste genauer und sah in Port Jackson, welcher Theil des Ufers nur drei Meilen nördlich von Botany-Bay liegt, seine Wünsche besser erfüllt.

Mit frohem Erstaunen betraten die Ankömmlinge den Boden, dessen Fruchtbarkeit sogleich in die Augen fiel; die Luft schien weit gesunder, der Boden minder feucht, das Ganze sah einem Garten ähnlich, dem das Meer durch verschiedene Einschnitte und Krümmungen ein sehr gefälliges Ansehen gab. Sanfte Hügel erheben sich auf den Seiten; den Hintergrund verschönert die Aussicht auf blaue Gebirge, das Meer berührt in sanften Wellen die Gestade, deren Schatten höchst einladend ist. Der Ankerplatz für die größten Schiffe ist so gut, bequem und sicher, als an irgend einer Stelle der Welt,

und gegen alle Stürme gedeckt; er ist so geräumig, daß tausend Linienschiffe darin ungehindert einlaufen und ankern können. Frische Quellen von gesundem Wasser sind in reicher Menge nahe am Ufer vorhanden; den Boden bedecken mannigfaltige Blumen und Kräuter, die Wälder sind durch zahlreiche Papageyen und andere Vögel belebt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der englische Matrose.

(Aus Goldsmiths Essays.)

Keine Wahrnehmung ist gewöhnlicher und zu gleicher Zeit richtiger als die, daß die eine Hälfte der Welt nicht weiß, wie die andere lebt. Die Unfälle der Großen werden herabgehoben, um unsere Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen; man verbreitet sich darüber im Rebherton, und die Welt wird aufgefordert hinzublicken auf die edlen Dulder. Die Großen, unter dem Druck des Unglücks, sind des Mitgeföhls vieler Andern gewiß, sie haben zugleich den Trost der Bewunderung und der Theilnahme.

Es liegt nichts Hochherziges darin, Mißgeschick muthig zu ertragen, wenn die ganze Welt darauf hin blickt; in solchen Fällen werden die Menschen edel handeln aus Antrieb der Eitelkeit; wer aber im Thale der Dunkelheit dem Unglück trogen kann; wer ohne Freunde, die ihn ermutigen, ohne Bekannte, die Antheil an ihm nehmen, ja sogar ohne Hoffnung, sein Elend erleichtert zu sehen, Ruhe und Gleichmuth bewahren kann, der ist wahrhaft groß; ob Landmann oder Hofmann, er verdient Bewunderung und Hochachtung; ihn sollen wir zum Vorbilde nehmen, welches der Nachahmung würdig ist.

Während die kleinsten Zufälle der Großen zu Schlägen des Schicksals erhoben werden; während die Wähe ihre Leiden ausposaunt mit aller Kunst der Beredsamkeit, bleibt das Elend des Armen gänzlich unbeachtet; und doch ertragen Viele aus den niedern Volksklassen mehr wirkliche Leiden in einem Tage, als jene aus einem höhern Stande in ihrem ganzen Leben erdulden. Es ist unbegreiflich, welche Beschwerden die geringste unserer gemeinen Matrosen

und Soldaten ohne Murren oder Klagen erträgt, ohne leidenschaftliches Declamiren gegen die Vorsehung, ohne seine Geföhren herbeizurufen, um Zeugen seiner Unerbrockenheit zu seyn. Jeder Tag ist für ihn ein Tag des Elends, und doch erträgt er sein hartes Schicksal ohne sich zu grämen.

Ich kam auf diese Betrachtungen, indem ich vor einigen Tagen zufällig einem armen Schelm begegnete, den ich als Knaben gekannt hatte. Jetzt fand ich ihn, in einer Matrosenjacke, mit einem hölzernen Bein, bettelnd an einem Stadtthore. Ich wußte, daß er auf dem Lande fleißig und ehrlich gewesen, und war begierig zu hören, auf welche Weise er in diese Lage gekommen sey. Ich gab ihm eine Kleinigkeit und fragte ihn nach der Geschichte seines Lebens und seiner Leiden, und was Schuld an seinem Unglück sey?

Der verstümmelte Soldat, denn das war er, obgleich in Matrosenkleidern, trugte sich hinter den Ohren, lehnte sich auf seine Krücke, machte Anstalt meinen Wunsch zu erfüllen und erzählte, wie folgt.

Was meine Leiden betrifft, Herr, so kann ich nicht behaupten, mehr aufgestanden zu haben, als andere Leute; denn, außer dem, daß ich ein Bein verloren habe und betteln muß, habe ich, Gott sey Dank! keine Ursache zu klagen; da ist Bill Tibbs von unserm Regiment, der hat beide Beine verloren und ein Auge dazu; aber, Gottlob, so schlecht steht es mit mir noch nicht. —

Ich bin in Sprophyre geboren; mein Vater war Tagelöhner und starb, als ich fünf Jahre alt war. Da er ein wandernder Arbeiter gewesen, konnten die Leute des Kirchspiels nicht ausmitteln, wo ich geboren war: ein Kirchspiel schob mich dem andern auf den Hals, so daß ich glaubte, sie wollten mich in gar keinem Kirchspiel geboren seyn lassen. Endlich ließen sie mich sehn. Ich hatte Anlagen zum Gelehrten, und hatte mich entschlossen das A B C zu lernen; allein der Verwalter des Arbeitshauses that mich zum Geschnäse, so bald ich einen Hammer heben konnte, und so lebte ich ganz bequem fünf Jahre lang. Ich arbeitete des Tags nur zehn Stunden und bekam dafür zu essen und zu trinken. Wahr ist es, ich durfte nicht aus dem Hause, weil sie sagten, ich könne davon laufen. Doch,

was that das; ich hatte Freiheit im ganzen Hause und im Garten vor dem Thore, und das war genug für mich.

Ich wurde hierauf von einem Pächter gebunden, wo ich früh und spät auf war; doch ich aß und trank gut und mein Geschäft gefiel mir, bis er starb, wo ich dann für mich sorgen mußte; nun war ich entschlossen mein Glück zu suchen.

So wanderte ich von Stadt zu Stadt, schaffte, wann ich Arbeit fand und hungerte, wann ich keine hatte. Da traf sichs eines Tags, als ich über ein Feld gieng, das einem Friedensrichter gehörte, daß ich einen Hasen sah, der gerade vor mir über das Feld lief, und ich glaube, der Teufel setzte es mir in den Kopf, meinen Stock nach ihm zu werfen. Gut, was ist es mehr? Ich tödtete den Hasen und wollte ihn forttragen: da begegnete mir der Friedensrichter, faßte mich beim Kragen und sagte, ich sollte mich legitimiren. — Ich fiel auf die Knie, bat seine Gnaden um Verzeihung, und sieng an Alles zu erzählen was ich wußte von meiner Geburt, Lebensart und Beschäftigung: aber, ob ich gleich ganz wahre Auskunft gab, sagte der Richter doch, ich könne gar keine Auskunft geben. So ward ich vor Gericht geschleppt, der Armuth schuldig befunden und nach London ins Gefängniß geschickt, um als Bagabund transportirt zu werden.

Die Leute mögen über das Leben im Gefängnisse sagen, was sie wollen; ich für meinen Theil fand, daß Newgate der angenehmste Ort war, wo ich je gewesen in meinem ganzen Leben. Ich hatte vollauf zu essen und zu trinken und brauchte gar nichts zu arbeiten. Diese Lebensart war zu gut um lange zu dauern: ich wurde nach fünf Monaten aus dem Gefängnisse geholt, an Bord eines Schiffs gebracht und mit zweihundert Andern in die Colonien geschickt. Die Ueberfahrt war nicht zum besten; denn, da wir alle in den Schiffsraum gesperrt waren, starben über hundert von unsern Leuten aus Mangel an frischer Luft, und die, welche übrig blieben, waren krank genug. Gott weiß es.

Als wir ans Land kamen, wurden wir an die Pflanzern verkauft, und ich wieder auf sieben Jahre

verdingt. Da ich kein Gelehrter war, denn ich konnte das Aze nicht, so mußte ich mit den Schwarzen arbeiten, und diente meine Zeit aus, wie ich verpflichtet war zu thun.

Als meine Zeit aus war, arbeitete ich für meine Ueberfahrt, und froh war ich, Alt-England wieder zu sehen, denn ich liebte mein Vaterland. Ich fürchtete jedoch, noch einmal als Bagabund verurtheilt zu werden; daher gieng ich nicht tief ins Land, sondern hielt mich in der Nähe von London, und that kleine Arbeiten, wenn ich sie bekommen konnte.

Auf diese Weise war ich eine Zeit lang recht glücklich, bis eines Abends, als ich von der Arbeit heim gieng, zwei Männer mich zu Boden warfen, und dann riefen, ich solle stürzen. Es waren Matrosenpresser. Ich wurde vor den Richter geschleppt, und da ich keine Auskunft über mich geben konnte, so blieb mir die Wahl, entweder an Bord eines Kriegeschiffs zu gehen, oder mich als Soldat anwerben zu lassen. Ich wählte das Letztere, und in diesem Pöken eines Ehrenmannes diente ich zwei Feldzüge in Flandern, war bei der Schlacht von Wal und Fontenoy und wurde nur einmal verwundet, in die Brust hier; doch, der Doctor von unserm Regiment machte mich bald wieder gesund.

Als der Friede kam, erhielt ich meinen Abschied, und da ich nicht arbeiten konnte, weil meine Wunde mich bisweilen hinderte, ließ ich mich als Landsoldat einschreiben im Dienste der ostindischen Kompagnie.

Ich habe gegen die Franzosen gefochten in sechs Hauptschlachten, und wahrhaftig, ich glaube, hätte ich lesen und schreiben können, mein Hauptmann hätte mich zum Korporal gemacht. Allein mein Schicksal wollte nicht, daß ich hoch stiege, denn ich wurde bald krank und so erhielt ich die Erlaubniß heim zugehen, mit vierzig Pfund in der Tasche. Das war im Anfange des jetzigen Krieges, und ich hoffte ans Land gesetzt zu werden und das Vergnügen zu haben, von meinem Gelde zu leben. Allein die Regierung brauchte Leute und so wurde

ich als Matrose gestreift, ehe ich noch den Fuß ans Land setzen konnte.

Der Bootsmann sagte, ich sey ein halbskarriger Kerl; er schwur, er wisse, daß ich mein Geschick verstehe, allein ich stelle mich dumm an, um faul seyn zu können; aber, Gott weiß, ich verstand Nichts vom Seewesen und er schlug mich, ohne zu bedenken, was er that; doch, ich hatte noch meine vierzig Pfund, und das war mir ein Trost bei allen Schlägen. Dieses Geld hätte ich haben können bis auf den heutigen Tag, aber unser Schiff wurde von den Franzosen genommen, und so verlor ich Alles.

Unsere Mannschaft wurde nach Brest gebracht, und viele starben, weil sie nicht gewohnt waren im Gefängnisse zu leben; mir machte das gar nichts, denn ich war abgehärtet. —

Eines Nachts, ich schlief gerade auf meiner hölzernen Pritsche mit einer warmen Decke um mich, denn ich lag immer gern weich, — weckte mich der Bootsmann, der eine Blutblaterne in der Hand hatte.

„Ja,“ sagte er zu mir, „wilst du der französischen Schildwache den Hirschkädel einschlagen?“ Ich mache mir nichts daraus, sagte ich und rieb mir den Schlaf aus den Augen, gern will ich meine Hand dazu leihen. „So setze mir,“ sagte er, „und ich hoffe, wir werden Etwas austrichten.“

Auf stand ich, band meine Decke, — denn das war Alles, was ich von Kleidern hatte, um mich, und gieng mit ihm um die Franzosen tod zu schlagen.

Ob wir gleich keine Waffen hatten, so glaubt sich doch ein Engländer jederzeit im Stande fünf Franzosen tod zu schlagen. So kamen wir hinab an das Thor, wo beide Schildwachen standen, stürzten auf sie los, nahmen ihnen augenblicklich die Gewehre und schlugen sie nieder. Von da liefen neun von uns mit einander ans Kai, wir nahmen das erste Boot, das wir bekamen, steuerten aus dem Hafen und giengen in See.

Wir waren noch nicht drei Tage darauf gewesen, als uns der Dorset aufnahm, ein Kaper, der froh war um so viele rüstige Arme, und wir kamen überein unser Glück zu versuchen. Doch hatten wir nicht soviel Glück, als wir erwarteten.

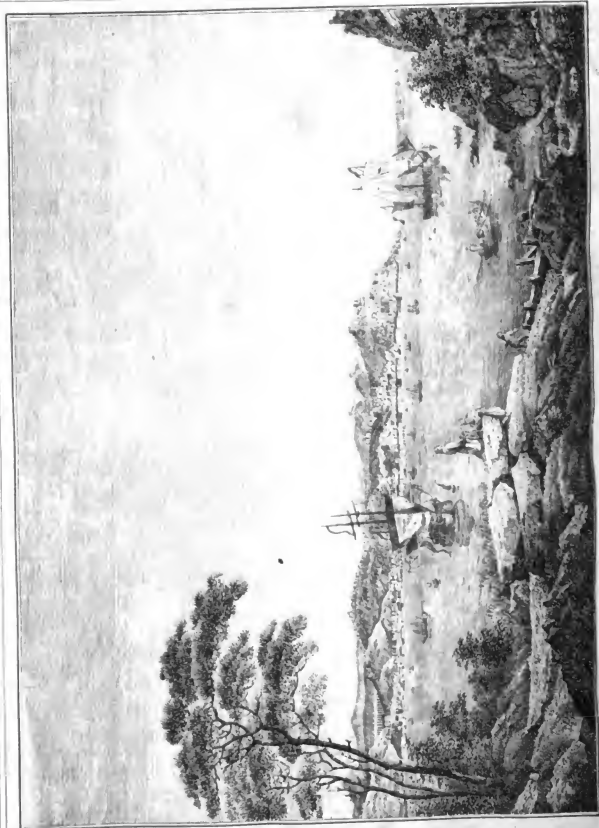
Nach drei Tagen stießen wir auf den Pompadour, einen Kaper von vierzig Kanonen, während wir nur zweiundzwanzig hatten. Also, drauf gieng, Steuerbord an Steuerbord; das Gefecht dauerte drei Stunden, und wahrhaftig, ich glaube wir hätten den Franzosen genommen, hätten wir nur noch einige Leute übrig gehabt; doch unglücklicher Weise verloren wir alle unsere Leute, als wir gerade daran waren, den Sieg zu erringen.

Ich war wiederum in der Gewalt der Franzosen, und ich glaube, es würde mir schlimm ergangen seyn, wäre ich wieder nach Brest gebracht worden. Aber glücklicher Weise wurden wir wieder befreit durch das englische Schiff die Schlange.

Beinahe hätte ich vergessen, Ihnen zu erzählen, daß ich im Gefecht an zwei Stellen verwundet worden war. Ich verlor vier Finger der linken Hand, und das Bein wurde mir weggeschossen. Hätte ich das Glück gehabt, Hand und Fuß an Bord eines königlichen Schiffes zu verlieren und nicht an Bord eines Kapers, so hätte ich Anspruch gehabt auf Kleidung und Unterhalt für den Rest meines Lebens.

Doch, das war nicht mein Loos; ein Mensch wird geboren mit einem silbernen Suppenlöffel im Mund, der andere mit einem hölzernen Kochlöffel. — Doch, Gott sey Dank, ich bin gesund, und werde immer lieben die Freiheit und Alt-England, Freiheit, Eigenthum und Alt-England für immer, Puzza! —

Mit diesen Worten hinkte er weiter und ließ mich stehen, voll Bewunderung seines unerschütterlichen Muthes und seiner Zufriedenheit; und ich konnte nicht umhin zu gestehen, daß eine zur Gewohnheit gewordene Bekanntschaft mit dem Unglück, weit besser, als Philosophie uns lehrt es zu verachten. —



Lipoben.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT.

erscheint jeden Sonntag mit einer, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie Ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — Alcha. (im ganzen Großherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämtlichen Postbüros, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. G. Heitz, Schlaugasse No. 3.) sowohl auf das Ganze von No. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf acht Exemplare erhält man 1 Freyexemplar.) Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 8 kr. rh., Thlr. 4. 12 gr. Alcha.

Lissabon.

(Mit einer Abbildung.)

Viertes Jahrgang 1831. Tab. XXXIII.

Im vorigen Jahre um diese Zeit wecheten die französischen Fahnen auf den Wällen von Algier; jetzt im Hofen von Lissabon. Die Blicke Aller, welche über Zeitereignisse nachzudenken pflegen, sind daher in gegenwärtigen Augenblick auf die Hauptstadt Portugals gerichtet. Bewegten ermangeth wir nicht, unsern Lesern ein getreues Bild dieser Stadt, wie man sie vom Hofen aus erblickt, vor Augen zu legen und dasselbe mit einigen geographischen und historischen Bemerkungen zu begleiten.

Lissabon, Lisboa, unter den Römern bereits als Municipalsstadt Felicitas Julia vorhanden, von den Goten Elisipona, von den Arabern Al Dschabana genannt, war schon unter den Mauern blühend, als Alphonso I., unterstützt von den Kreuzgebrüthern, sie ihnen im Jahre 1147 entriß. König Johann I. erob. sie zur königlichen Residenz und Emanuel verlich ihr im Jahre 1500 Municipalsrechte. Sie ist die Hauptstadt des Reichs und der Provinz Estremadura, Sitz der Regierung, der höhern Centralbehörden, des Militär-gouverneurs und des Patriarchen von Portugal mit einer zahlreichen Geistlichkeit. Die Zahl der Feuerstellen wird über 44,000 und jene der Einwohner auf 240,000, von Andern nur auf 180,000 angegeben, worunter viele Fremde, besonders Mulatten, Negeer etc. sich befinden. Doch dürften die jüngsten Ereignisse sowohl die Zahl der Einheimischen, als der Fremden bedeutend vermindert haben. Ihre Bevölkerung reichte an 300,000 Seelen vor dem Erdbeben von 1755, dessen Spuren noch sichtbar sind und welches so unsägliches Unglück verursachte, daß die Einwohner

wahrscheinlich auf immer eine Segend verlassen haben würden, wo sich solche Begebenheiten wiederholen können, wenn nicht die Schönheit des Landes, der Reichthum des Bodens, die Sicherheit des Meeres und der reine Himmel über Befürchtungen gesiegt hätten, welche hier ausgebrannte Vulkanen immer noch erhalten. Die Erde wurde in ihren innersten Tiefen erschüttert und öffnete sich allwärts; die stolzen Palläste der Großen stürzten mit den bescheidenen Hütten der Armen zum verworrenen Haufen, oder versanken in den Spalten der Erde. Die nicht gleich erschmetterten Bewohner irrten, den Himmel ansehend, auf öffentlichen Plätzen und in den verschütteten Straßen umher, um unter den Tempelgewölben, welche die ersten Stöße noch nicht erschüttert hatten, Zuflucht zu suchen; aber die Unglücklichen fanden hier bald ihr Grab. Die unterirdischen Feuer verschonten so wenig die geheiligten Stätten, als die Wohnungen der Menschen. Nicht weniger als 30,000 Menschen kamen um. Räuber, deren Gefängnisse die Natur selbst geöffnet hatte, von Raubsucht entflammt bei dem Gedanken an die unter Ruinen vergrabenen Schätze und kühn gemacht durch die Strafflosigkeit, welche ihnen die allgemeine Verwirrung zusicherte, zeigten sich aller Orten, wo die Hoffnung, Gold und Edelsteine zu finden, sie hintrieb; viele wurden von der Erde verschlungen, andere mordeten frech auf offener Straße, wo Niemand an Vertheidigung dachte. Bald brach die Feuersbrunst allwärts aus; die dadurch vermehrte ungeheure Hitze beschleunigte die Fäulniß der Leichname; der von ihnen ausgehende Geruch verursachte eine Art Pest, welche das Mißgeschick Lissabons aufs höchste steigerte. Man berechnete den Werth der umgekehrten Wohnungen auf 700 Millionen Franken, des zerrümmerten und verbrann-

ten Hauptgeräths auf 12 Millionen, der im Schutt der Kirchen vergrabenen Gefäße, Statuen und Gemälde auf 32, der Diamanten und andern kostbaren Steine, wovon Portugal damals den Kleinhandel hatte, auf 80, endlich der Kapitalien in gemünztem und ungemünztem Golde und Silber auf 240 Millionen. Indessen entriß der Marquis von Pombal die einst so herrliche Stadt dem ihr drohenden gänzlichen Untergange. Als die Vulkanen, nach einigen Tagen der Wuth, ruhig zu werden anfingen, kehrte er mit einem Gefolge von Gerichtspersonen in die verwüstete Stadt zurück, züchtigte exemplarisch die Räuber, welche der Plünderungskraus gegen alle Gefahren laub machte, stützte die Ordnung wieder her, ließ die faulenden Leichname fortschaffen, theilte der übrigen ausgehungerten Bevölkerung Lebensmittel aus und war nun darauf bedacht, das ungeheure Uebel wieder gut zu machen. Durch seine ausdauernden Bemühungen erhob sich Lissabon schöner, als es war, doch nicht gesichert gegen die Möglichkeit neuer physischer Revolutionen, weil schon einige Jahrhunderte vorher Erdbeben daselbst statt gehabt hatten.

Heutzutage bietet diese Hauptstadt, wie unsere Abbildung zeigt, amphitheatralisch am nördlichen Ufer der 2 Meilen breiten Mündung des Tago, an den Abhängen prächtiger Hügel erbaut, von der See-seite einen großartigen Anblick dar. Der majestätische breite Fluß, die 6 — 7000 Landhäuser auf den naheliegenden Hügeln, die Kuppeln der vielen Kirchen, im Hintergrunde das Weltmeer, geben dem Reisenden ein entzückendes Panorama. Die Stadt ist seit dem Erdbeben meistens offen, indem von ihren Mauern nur noch Ueberreste und das einzige Thor S. Roque übrig sind; sie besteht aus 3 Haupttheilen: Alfama im Osten, Bairro alto im Norden und Ozejo im Westen und in der Mitte. D Ozejo; umfaßt die seit dem Erdbeben größtentheils durch die Bemühungen Pombals wieder hergestellte Neustadt; sie hat gerade, regelmäßige Straßen, geschmackvolle Gebäude und prächtige Plätze; dagegen behielt die winklichte, unregelmäßige Altstadt, die von dem Erdbeben verschont blieb, ihr finstres Ansehen, und man sieht hier meistens 5 — 6 Stockwerke hohe gotische Gebäude, die zwar äußerlich

ganz gut ins Auge fallen, im Innern aber schlecht ausgebaut und mit eisenstem Schmutz angefüllt sind. Die Häuser sind größtentheils mit Balconen versehen, die ein eisernes, meist vergoldetes Geländer und seidens oder leinene Vorhänge nach altmaurischer Art zieren. Viele Straßen der Stadt sind noch ungepflastert und wegen der dergleichen Lage sehr uneben; die schönsten laufen längs des Tajo. Unter den 13 öffentlichen Plätzen zeichnen sich aus: der Kommerzplatz und der Marktplatz Rocio; beide sind durch gleichlaufende schöne, breite und gerade Straßen verbunden. Der erstere Platz liegt am Landungsplage des Hafens, ist viereckig, 615 Schritte lang, 550 breit; der Rocio, wo sonst die Auto da Fe's oder Inquisitionsgesichte gehalten wurden, ist ein regelmäßiges länglichtes 1800 Fuß langes und 1400 Fuß breites Viereck, auf welchem 10 Straßen zusammentreffen. Mit Kirchen und geistlichen Gebäuden ist Lissabon überladen. Man zählt allein 40 Pfarrkirchen, 99 Kapellen, 40 Mönchs- und 24 Nonnenklöster. Die in diesen Kirchen aufgestellten Heiligenstatuen und besonders die Madonnenbilder sind im eigentlichen Sinne mit Juwelen und Perlen überfüet; vorzüglich ziehen die 9 großen Leuchter und das Kreuz in der königlichen Kapelle die Aufmerksamkeit der Fremden auf sich. Das Kreuz, welches von Silber und vergoldet ist, ist 12 Fuß hoch und von vorrefflicher Arbeit.

Für die Sicherheit der Stadt sorgt die Polizeiwache zu Fuß und zu Pferde. Das Volk ist von sehr ruhiger Gemüthsart; ein Paar Polizeiwachen sind hinreichend, um Ordnung in einem Wein- und Frieden bei Streitigkeiten zu stiften. Demohngeachtet läßt sich der gemeine Mann von höhern Ständen nicht grob behandeln, und Schwimfworte, die man sich anderwärts gegen das Volk erlaubt, würden hier leicht mit einem Messerlich erwidert werden. Der Gebrauch der Messer ist hier, trotz aller Polizeiverordnungen, ganz gewöhnlich, und es vergeht keine Woche, wo nicht ein Paar Unglückliche im Streite, oder in dunkeln Winter-nächten von Straßeneckern diese Erfahrung machen müssen. Die Hauptveranlassung zu allen Streitigkeiten ist das, besonders an Sonn- und Festtagen in allen Weinhäusern so allgemeine Kartenspiel.

Ein Schimmer von Keiligkeit in den Straßen wurde zuerst durch die Franzosen in den Jahren 1812 und 13 herbeigeführt. Sie ließen alle Hunde erschießen und die Straßen von allerley Arten der Verunreinigung säubern. Nach ihrem Weggehen aber leiteten die Portugiesen wieder mehr zu ihren Hunden und ihrem Schmutz zurück. Namentlich ist in den kleinen engen Straßen der Schmutz zu Hause. Häufen verfaulten Gemüses, Koch- und Thierkadaver liegen über einander geschichtet und verbreiten den uneträglichen Gestank. Denn der Portuziese wirft alles aus dem Fenster; Gerüche von ranzigem Del und Knoblauch verpesten die Luft; Hunde von jeder Schattirung, von den verschiedensten Rassen, mager, häßlich, heißhungerig, liegen in unerhörter Anzahl auf den Straßen, und helfen das Kas den brennenden Sonnenstrahlen aufsehren.

Einen ekelhaften Anblick bieten ferner in den Straßen Lissabons die zahlreichen Bettler dar; man kann in kein Kaffeehaus, in kein Speisehaus gehen, keine belebte Straße passiren, ohne von Krüppeln, Blinden und Lahmen, sey es wirkliches oder verstelltes Gebrechen, angefallen zu werden. Einige sitzen mit ihrer ganzen Familie, Vater, Mutter und ein halb Duzend eigener oder gemieteter nackter Kinder in der Straße und singen ihren Bettelspruch herzbrechend ab. Andere lassen sich Weine und Leib mit einem gewissen Kraute aufschwellen, zeigen die verletzten Stellen, die so ekelhaft sind, daß man, um loszukommen, gern ein Almosen hinwirft. Aber es giebt unter ihnen keine speculative Bettler, die mit einem, aus hundert Stücken zusammengesetzten Mantel Almosen verlangen, Abends den Mantel ablegen, sich in Weinhäusern belustigen und ihre Kinder artig aussteuern.

Die Einwohner unterhalten wenig Fabriken. Ja es sind nicht einmal hinreichend inländische Handwerker für das Bedürfnis der Stadt vorhanden. Dagegen ist Lissabon der Mittelpunkt des gesammten portugiesischen Handels, der sich beinahe nach allen europäischen Ländern erstreckt. Man zählt hier 240 portugiesische und 130 ausländische, größtentheils britische Handelshäuser. Jährlich laufen in dem hiesigen Hafen 1700 bis 1800 Schiffe ein; deswegen fallen den Eingebornen auch die verschied-

benen Trachten wenig auf, welche sich in sonderbarer Mischung in den Straßen Lissabons zeigen.

Das gesellschaftliche Leben ist sehr wenig lebhaft. Die Frauen gehen selten aus, bloß in die Oper, die vornehmen zuweilen auf Bälle. Bei allen andern Zusammenkünften besteht die Unterhaltung gewöhnlich in den Karten. Stiergefechte sind das einzige Vergnügen, an welchem alle Stände Theil nehmen; Klubs, Kasino's, Kränzchen, Redouten giebt es hier nicht.

Nach der Osterzeit ziehen alle Familien, die den Aufwand bestreiten können, auf das Land; der minder wohlhabende Bürger leistet darauf Verzicht. Ueberhaupt ist der Mittelstand zu einem eingezogenen Lebenswandel genöthigt, und das Volk zeigt hier nicht solch heitern Frohsinn und regsame Lust, wie man es in andern Städten des südlichen Europa gewahr wird. Vielleicht, daß jetzt die Franzosen mehr Leben nach Lissabon bringen. —

Eine Meile von der Stadt, in einem engen, einsamen Thale liegt das bloß aus einigen Häusern bestehende Dorf *Queluz*, bemerkenswerth als der Wohnsitz der königlichen Familie, seit dem Jahre 1794, wo die königliche Residenz in der Stadt selbst abbrannte. Dort wird wohl im gegenwärtigen Augenblicke der finstere Don Miguel über den Friedensbedingungen brüten, die ihm die siegreichen Franzosen vorgeschrieben haben.

S i d n e y,

die Verbrecher-Colonie in Neu-Süd-Wales.

(Fortsetzung von Seite 126.)

Diese Vorzüge veranlaßten den Oberbefehlshaber, *Port Jackson* zum Anbau seiner Pflanzstadt zu bestimmen, und er verzögerte deren Gründung keinen Augenblick. Es wurden sogleich alle Anstalten zur Urbarmachung des Landes gemacht; der Boden wurde von den Befangenen aufgeschliffen, umgewühlt, gerodet, die Wälder und Gestrüche ausgerottet, Zelte aufgeschlagen und Erbhütten an dem geräumigen Hafen aufgebaut, um nur einigermaßen alle Geräthe und Mundvorräthe vor der veränderlichen Witterung in Sicherheit zu bringen. Darauf vertheilte *Capitan Philipp's* Land unter

die Colonisten, um es zu bearbeiten und ließ Kartoffeln, Mais, Getraide und Gemüse aussäen. Andere Verbrecher mußten Steine brechen, Ziegelsteine formen, Kalk brennen, ein Haus für den Gouverneur, Magazine und Casernen für die Soldaten bauen. Aber die Schwierigkeiten, welche diesen Arbeiten entgegen standen, sind unbeschreiblich; denn Jahre lang hatte man zu thun, um sich nur die einfachsten Bequemlichkeiten zu verschaffen. Die neuen Ansiedler waren nur mit der strengsten Zucht zur Arbeit anzuhalten; denn der größte Theil von ihnen bestand aus diebischen Lebrurthen aus den Werkstätten, aus schlechten Gefellen, nichttaugenden Bedienten, Aufwärttern in Schenken und Gasthöfen, lüderlichen Handwerkern und Tagelöhnern; die Weiber meistens aus lasterhaften Mägden, Wäscherinnen, Näherinnen und feilen Dirnen, welche in den Straßen der Hauptstadt und der Strehäfen Englands Diebereien und Betrügereien aller Art ausgeübt hatten. Der Leser urtheile selbst, was es heißt, diese verworrene Menschenklasse, diesen Abschaum der Nation in Ordnung zu bringen. Der edle Befehlshaber ließ kein Mittel unversucht, sie zum Fleiß und zur Ehrlichkeit zu gewöhnen. Er versuchte bald den Weg der Milde und Güte, bald den Weg der Strenge. Aber vergebens! Mehrere von ihnen gaben sich recht eigentliche Mühe, ihr Schicksal zu verschlimmern, anstatt die Vortheile ihrer Lage zu ihrer Besserung zu nützen. Hätten sie arbeiten mögen, sie hätten es recht gut haben können. Denn die Colonie liegt unter einem sehr gesegneten Himmelsstrich; alle Pflanzen und Obstbäume, die man aus dem südlichen Amerika und vom Vorgebirge der guten Hoffnung dahin gebracht und verpflanzt hat, gediehen vortreflich; Gemüsearten, Pomeranzendäume, Feigen, Wein, Melonen und andere edle Bäume grieseth so gut, wie unter dem milden Himmel Italiens, und der Boden dringt alle Getreidearten reichlich hervor. Aber dieß alles bewog diese in Trägheit und Lüderlichkeit versunknen Menschen nicht zur Arbeit. Sie strebten unablässig nach ihrer Freiheit und suchten sie auf alle mögliche Art zu erlangen. So trugen sich viele mit dem Währchen, sie dürsten nur immer dem Ufer nachgeben und sich von Austern und Muscheln nähren, so würden sie nach vielen Tagereisen eine Niederlassung von Chinesen errichten, dort willig aufgenommen und von aller künftigen Arbeit befreit werden. Andere quälten sich mit der Vorstellung, es wohne weiter nördlich von Port Jackson ein mildes, gutes Volk von Kupferbau-

ner Farbe, dem sie willkommen seyen, und nicht arbeiten dürften. Sie rotteten sich zusammen, und drei Häufen dieser Unglücklichen entließen in die Wälder, um diese Wälder, bei welchen man nicht arbeitete, aufzusuchen. Viele Tage lang irrten sie in den Wäldern umher, wo sie zu ihrer Ernährung nichts anderes als Beeren fanden, und auch diese so sparsam, daß sie den Saft verschiedener Blüthen ausaugen mußten, um nur ihr Leben zu fristen. Ein ihnen nachgeschicktes Commando Soldaten fand nach einiger Zeit mehrere derselben ganz nackt, ausgehungert im kläglichsten Zustande. Die andern waren vor Hunger und Entkräftung gestorben, oder hatten unter den Keulen und Speeren der Landeseinwohner ihren Tod gefunden. Den Zurückgebrachten schenkte der Oberbefehlshaber die verdiente Strafe; aber kaum waren mehrere von ihnen im Krankenhaus von ihrer Entlassung genesen, so entließen sie aufs Neue und erklärten, der Tod in den Wäldungen sey ihnen minder schrecklich, als der Gedanke, gezwungene Arbeit zu verrichten.

Einige dieser arbeitscheuen Verbrecher entflohen sogar zu den Wilden, gesellten sich zu ihnen und führten sie bei ihren Plünderungen der Colonie an. Zu den Hauptverbrechern verleitete das Branntweintrinken und die Spielsucht die Gefangenen, öfters auch die Faulheit und der Mangel, welcher eine Folge ihrer Unthätigkeit war. Ihre vielerlei Verschwörungen, Anschläge und Verbrechen wurden meistens entdeckt und machten eine Menge neuer Gesetze und viele Hinrichtungen in dieser kleinen Colonie notwendig.

Aber zur Ehre der Menschheit muß man es auch sagen, daß viele der Gefangenen, durch die veränderte Lage und die Arbeit dazu gezwungen, in sich gingen und ihre Fehler zu verbessern suchten. Sie waren sehr fleißig, verrichteten die ihnen aufgetragenen Geschäfte mit dem größtem Eifer, bekehrten ihre früheren Handlungen und suchten sich die Liebe und Achtung ihrer Vorgesetzten durch Ordnungsliebe und Ehrlichkeit zu erwerben. Mehrere von ihnen zeichneten sich so sehr aus und leisteten der Colonie durch ihre Thätigkeit so wesentliche Dienste, daß der Gouverneur, der dazu die Erlaubniß von der Regierung erhalten hatte, sie von ihrer Gefangenschaft los sprach, ihnen ein Stück Land als Eigenthum anwies und sie zu freien Colonisten machte.

(Die Fortsetzung folgt.)



Von Hollander.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.

erscheint jeden Sonntag mit einer, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Anekdoten angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für 4 S. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sechs. (im ganzen Großherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schellmachershandlung von F. C. Heits, Schlauchgasse No. 3.) sowohl auf das ganze des No. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf 4 kr. Exemplaner erhält man 1 Freyexemplar). Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist 2 R. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 gr. sechs.

Sidney,

die Verbrecher-Colonie in Neu-Süd-Wales.

(Fortsetzung und Beschluß von Seite 232.)

(Mit der Abbildung zweier Eingebornen v. Neu-Holland.)

Vierter Jahrgang 1831. Tab. XXXIV.

Da die Colonie anfangs mit sehr großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, so glaubte man wirklich nicht, daß sie gedeihen würde; aber die neuesten Nachrichten darüber lauten sehr erfreulich. Sidney hat schon 1500 Häuser und 13,000 Einwohner; 5 Kirchen ziern diese Stadt; sie ist schön gebaut, hat Straßenbeleuchtung und sehr geschmackvoll eingerichtete Gasthöfe, und um die Stadt her sind schöne Spaziergänge angelegt. Es sind hier, wie in den andern Städten, welche seither in Neu-Süd-Wales erbaut wurden, viele Schulen errichtet worden, und unter diesen selbst gelehrte, in denen Griechisch, Lateinisch, Englisch, Geographie, Mathematik u. s. w. gelehrt werden; man hat Bibliotheken angelegt, Sternwarten erbaut und Gesellschaften zur Erweiterung der Kenntnisse ihrer Mitglieder geschlossen. Im Jahre 1803 wurde in Sidney die erste Zeitung gedruckt, und seitdem erscheinen in der Colonie viele Zeitschriften und Bücher. Selbst die Musik und die Schauspiellunst werden hier sehr eifrig gepflegt, und zwar nicht bloß in den Häusern der Gebildeten, sondern man hat selbst am 7. Juny 1826 das erste öffentliche Concert in Sidney gegeben und baut so eben ein großes Theater. Auf dem Gebiete der Colonie sieht man hin und wieder hübsche Landhäuser, und in den Städten geht es ganz so her, wie in denen von England; da fahren viele Carossen in den Straßen,

schön gekleidete Herren und Damen wandeln umher, Pferde-Wettrennen werden gehalten u. dergl. mehr. Von Sidney aus laufen nach allen Richtungen hin zu den andern Städten gute Chaussees und es ist eine regelmäßige Briefpost eingerichtet; ja selbst fahrende Posten gehen an verschiedenen Tagen der Woche nach den andern Städten der Colonie ab, und auf dem Meere segeln regelmäßig Postschiffe an der Küste hin und her. Auch treibt die Colonie einen ziemlich bedeutenden Handel mit England, Hindien, China und den Südsee-Inseln. Aus England allein, woher doch die directe Reise wenigstens 18 Wochen dauert, kamen im Jahre 1826 24 Schiffe an und 17 gingen von Neu-Süd-Wales dahin ab.

So ist denn der schöne Zweck dieser Ansiedlung, aus Verbrechern, welche in ihrem Vaterlande durch Erwohnsheit und schlechte Gesellschaft vielleicht immer vom Besseren werden wären abgehalten worden, gute und nützliche Menschen zu machen, herrlich geblieben, und England hat dabei noch den großen Vortheil erlangt, daß es durch diese Colonie nun auch Herr des großen Inselmeeres in dem südlichen Ocean wird, wie es schon längst in allen nördlichen Meeren die Uebermacht besaß; denn die ganze Volksmenge der Colonie beträgt gegenwärtig schon gegen 140,000 Einwohner, welche größtentheils in blühendem Wohlstande sich befinden.

Nun werden aber auch unsere Leser gerne zu erfahren wünschen, in welchem Verhältniß die englischen Colonisten in Neu-Süd-Wales zu den Eingebornen des Landes stehen; und dieß giebt uns Veranlassung, über die Bewohner von Neu-Holland einige Bemerkungen beizufügen.

Die Ansiedlung der englischen Colonisten war für die wilden, einsamen Bewohner des Landes, wie sich leicht denken läßt, eine ganz neue Erscheinung. Mit Erstaunen betrachteten sie das Beginnen so vieler weißen Männer und Frauen und sahen scheu und mißtraulich demselben nur von ferne zu. Erst nach 6 Wochen wagten zwei von ihnen, sich den Colonisten zu nähern; sie bewunderten Alles, was sie sahen; man beschenkte sie mit Beilen, Messern und andern Kleinigkeiten und war so zuvorkommend, als möglich, gegen sie. Gern hätte man von ihnen weitere Nachrichten über das Land eingegeben; aber es war unmöglich, sich ihnen verständlich zu machen. Der Gouverneur gab die strengsten Befehle, nicht das Geringste den Wilden zu Leide zu thun; doch unterließen es die Verbannten nicht und schreckten, jagten und beleidigten sie. Natürlich ließen die Wilden sich das nicht ungedacht gefallen; einzelne Colonisten, welche sich zu weit in die Wälder oder in Einöden wagten, wurden von ihnen angefallen und mit ihren Speeren und Keulen ermordet; Fischern und Jägern zerstörten sie ihre Geräthschaften; die äußersten Häuser, Gärten und Felder der Colonie plünderten und verwüsteten sie. Späterhin gelang es zwar den menschenfreundlichen Bemühungen des Gouverneurs, den Wilden einen bessern Begriff von den Europäern zu geben, aber es ist sehr merkwürdig, daß, trotz des nähern Umgangs der Eingebornen mit den Engländern, jene noch gar nichts von den brittischen Sitten angenommen haben, daß sie sich nicht einmal bekleiden, um ihre Blöße zu bedecken. Noch hat man bei ihnen keine Spur von Verehrung eines höchsten Wesens, wie anderwo selbst bei den rohesten Menschen, gefunden; sie haben nur den Begriff für gut und böse in ihrer Sprache, was sie buberje und wihere nennen. Auch von einer gesellschaftlichen Verbindung oder Regierungsform bemerkte man unter ihnen noch keine Spur. Der Älteste in jeder Familie war das Oberhaupt derselben und übte eine Art von Herrschaft über die Uebrigen aus.

Wenige der Eingebornen von Neuholland sind groß, oder wohlgebaut. Meistentheils sind ihre Glieder, Arme und Beine kleinlich und dürr, vielleicht

nur aus Mangel an Nahrung; denn sonst müßte das schöne Klima und die beständige Bewegung sie notwendig muskulöser machen. Die Gesichtszüge der Frauen sind nicht gerade unangenehm; die Männern aber geben die schwarzen, krausen Haarbüschel und die Knochen oder Binsen, welche sie sich durch die Nasenknochen stecken, ein widriges Ansehen. Um gegen die Stiche der Mosquito's und anderer Insekten, von denen einige sehr schmerzhaft Wunden machen, gesichert zu seyn, reiben sich Männer und Frauen die Haut mit Fischthran ein, wodurch sich immer ein unerträglicher Gestank um sie her verbreitet. Bei besondern Gelegenheiten beschmieren sie sich auch mit Thon, mit rothem, wenn sie sich zum Kampfe rüsten, mit weißem, wenn sie sich zu ihren friedlichen Tänzen schmücken. Jeder beschmiert sich damit nach seiner Weise, und viele von ihnen sehen, wenn sie völlig aufgeputzt sind, wirklich scheußlich aus. Vorzüglich häßlich nehmen sich die großen weißen Ringe um die Augen auf dem schwarzen Gesichte aus. Brust, Arme und Rücken verzieren sie mit Einschnitten, die sie mit Stücken von Muschelschalen machen; dadurch entflehen große Narben und Schwielen in Gestalt von Thiertagen.

Noch sonderbarer ist der Gebrauch, daß die Weiber sich sehr frühzeitig die Ablösung der beiden ersten Gelenke des kleinen Fingers der linken Hand gefallen lassen müssen. Es geschieht mit einem Haare, welches man so fest um das Gelenk bindet, daß das Fleisch aufschwillt und der vordere Theil brandig wird und abstirbt. Der eigentliche Grund davon soll seyn, daß ihnen diese Gelenke hinderlich sind, wenn sie sich ihre Angeschürde um die Hand winden.

Ihr Haar ist ziemlich lang, wenn es ausgekämmt ist, und durchgängig schwarz; ihr Nasen sind platt, die Nasenlöcher weit; die Augen liegen tief im Kopfe und sind von dicken Augendrüsen beschattet. Die Lippen sind dick und der Mund ungeheuer groß, aber mit schönen schneeweißen Zähnen geziert. Die Farbe ihrer Haut ist schwarzbraun.

Ihre Wohnungen sind noch ganz kunstlos; die der Waddbewohner bestehen aus der Rinde eines

einzigen Baumes, welche in der Mitte gebogen und mit beiden Enden auf den Boden gestellt ist; darin hat gewöhnlich nur eine Person Raum. Die Neuholländer schlafen sehr fest und geben daher ihren Feinden leicht Gelegenheit zur Rache; oft werden sie schlafend von ihnen erschlagen. Dieser nächtlichen Gefahr zu entgehen, daten sie die Engländer gar sehr, ihnen junge Pubel, oder Spighunde zu schenken, die sie sehr gut mit Fischen füttern, um desto treuere Nachtwächter an ihnen zu haben. Die männlichen Bewohner der Küste fangen ihre Fische mit jagtgen Speeren, die Weiber aber mit der Angel, die aus einem krumm geschliffenen Stück Perlmutter verfertigt ist. Bei dieser Arbeit bedienen sie beständig zu fingen und gekaute Muscheln oder Fische als Köder ins Wasser zu speien.

Eine seltsame Gewohnheit ist die Art, wie sie den Todtschlag bestrafen. Der Mörder muß sich nemlich ohne Weigerung den Speeren aller dorer aussetzen, welche nach ihm werfen wollen, und dabei wird gar keine Rücksicht auf Freundschaft oder Verwandtschaft genommen. Kommt aber der Schuldige aus diesem Strafgerichte mit leichten Wunden oder auch unbeschädigt davon, so scheint die Gerechtigkeit befriedigt, und er wird von denen, die ihm vorher nach dem Leben trachteten, eben so freundschaftlich aufgenommen, als vorher. So weit läßt sich dieser Gebrauch recht gut begreifen; und unbegreiflich ist es, daß sie selbst in dem Falle, daß Jemand eines ganz natürlichen Todes stirbt, seinen Tod an irgend einem seiner Verwandten, ohne Rücksicht auf Alter oder Geschlecht, durch Mißhandlungen, die zuweilen den Tod nach sich ziehen, zu rächen pflegen. Folgende Erzählung des Herrn Collins, welcher lange Zeit oberster Richter in Sidney war, mag dieses deutlicher machen. „Ein gutartiger Jüngling, Namens Wohn-da — erzählt Collins — welcher verschiedene Male in meinem Hause wohnte, starb an den Folgen einer starken Verkältung. Sogleich sagten Alle, es müsse deswegen Blut vergossen werden; indessen warteten sie doch 6 Wochen, bis sie es ausführten. Nach dieser Zeit aber versammelten sich eine Menge Wilde zu Rosenbai (dem Orte, an welchem sie ihre

blutigen Feinden gewöhnlich abzuthun pflegen), und nachdem sie die Nacht mit Tanzen zugebracht hatten, fielen Bruter und Schwester des Verstorbenen über einen unschuldigen Knaben, welchen sie zum Sühnopfer ausersehen hatten, mit Keulen her und schlugen ihn so heftig auf den Kopf, daß sie die Hirnschale zum Theil entblösten. Der arme Junge wurde darauf in das Hospital der Stadt gebracht, und die Wundärzte erklärten, daß seine Genesung zweifelhaft wäre; als man ihn aber den andern Tag über die Sache befragte, beklagte er sich gar nicht, sondern versicherte nur, er habe nicht wie ein Knabe geschrien, und diejenigen, die ihn so übel behandelt hätten, würden nicht mehr seine Feinde seyn, sondern mit ihm essen und trinken als Freunde.

Ein anderer junger Bursche, welcher einen verwundet hatte, mußte sich dafür zwei Abende nicht allein den Speeren des von ihm Verwundeten, sondern auch verschiedener seiner Verwandten aussetzen. Das Schiesen, an welchem Männer, Weiber und Kinder Antheil nahmen, dauerte bis in die Nacht hinein. Sie schienen mit aller Wuth erbitterter Feinde gegen einander zu sechten und standen doch im besten Vernehmen mit einander und erklärten sich gegenseitig für gute, tapfere Freunde.

V e r s c h i e d e n e s .

In der Menagerie von Drifcol hat sich im vorigen Jahre ein Fall ereignet, der auf eine schauerliche Art hätte enden können. An einem Sonntage, Mittags, an welchen die Menagerien in ganz England geschlossen werden müssen, gelüftete es dem sonst gutmüthigen und sehr wohl abgerichteten Elephanten, wahrscheinlich aus Langerweile, sein Verhältniß aufzusprengen und sich ein wenig in der Menagerie umzustehen. Vermuthlich hatten ihn die Affen geadelt, und er schleuderte ihre Käfige zu Boden, daß diese aufsprangen und drei Paviane sich befreien konnten. Nach genommener Rache beschafte er auch den Käfig des Königs-Tigers, doch dieser mußte wahrscheinlich einen tüchtigen Schlag gegen das Gitter gemacht haben, um den, naseweisen kann

man nicht sagen, aber naselangen Zuschauer zu erschrecken. Doch auch mit diesem schien der Elefant keine Umstände gemacht zu haben, er schmeitete dessen Käfig ebenfalls zur Erde, daß er in Stücke zerbrach, und der Tiger mit einem Saße seine Freiheit fand. In diesem Augenblicke rasten alle Thiere. Die Papagaien schrien; der Löwe brüllte; die Bären rissen an ihren Ketten; das Rhinoceros stampfte fürchterlich mit den Füßen. Da hörte Mad. De rivi s, die Inhaberin der Menagerie, die so eben bei Tische saß, den furchtbaren Spektakel, und beorderte ihre Tochter, ein zwölfjähriges Mädchen, in die Menagerie hiabzu steigen, um zu sehen, was es gäbe. Der Elefant war gerade auf dem Punkt, dem Tiger, der sich zu einem Saße vorbereitete, einen Dentsettel mit dem Rüssel auf den Rücken zu zeichnen — als das Mädchen eintrat. In diesem Augenblicke riß sich das Rhinoceros los, und kam, wie schwarzes Gefüh, aus dem Hinterhalte hervor. Das Mädchen war mitten unter die Bestien gerathen, die sich auf ein Mal alle gegen die Kernste wendeten. Sie konnte in der Eile nicht erreichen, als zwei eiserne Pfannen, die zum Füttern der Affen da lagen; diese schlug sie nun mit so großer Gewalt aneinander, daß der gellende Ton die Thiere in wahren Schrecken versetzte. Das Rhinoceros ging in seinen Stall zurück und der Tiger flüchtete sich auf die Zuschauer-Gallerie. Der Elefant blieb ruhig, und das Mädchen gewann die Thür. Todtenbleich bei der Mutter ankommend, schilderte sie den schrecklichen Vorgang. Man rief die Wärter herbei. Als diese mit Waffen und Schlingen eintraten, war der Elefant, wie einen Verwirs fürchtend, bereits in sein Behältniß geritt, und zitterte am ganzen Leibe. Um den Tiger zu fangen, wiederholte man das Kunststück mit den Wechspannen. Bei dem Zusammenschlagen derselben wurde er immer feiger und ruhiger. Endlich gelang es, ihm die Schlingen um den Hals zu werfen, und ihn wieder in einen Käfig zu bringen. Auch die Affen wurden eingeholt; aber das arme Kind hatte der Schreck so angegriffen, daß es eine lange Zeit das Bett hüten mußte. Der Wärter des Elefanten ging

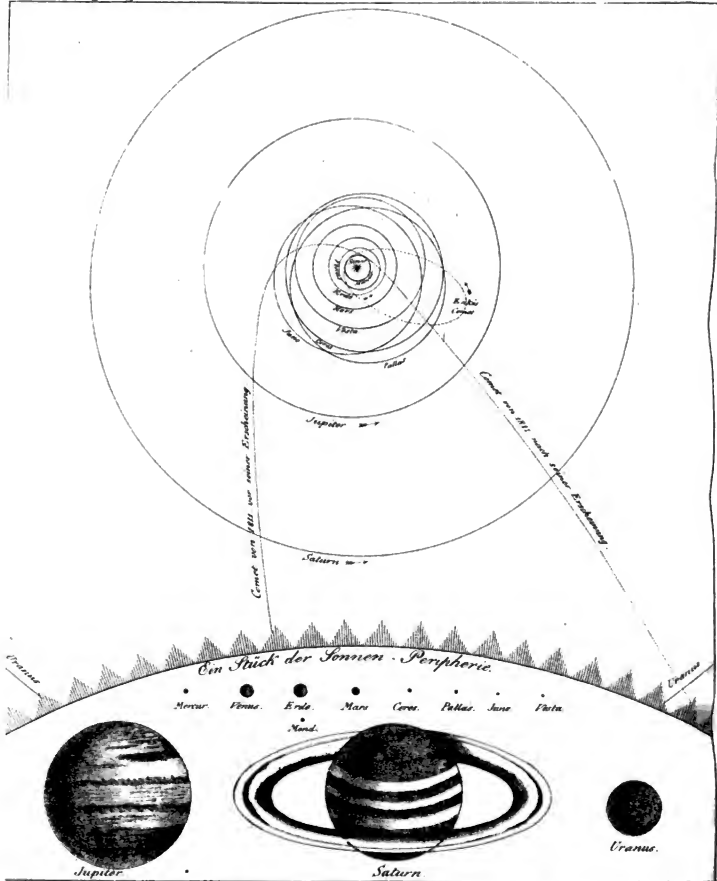
nun in den Stall desselben und schrie ihm an, was er gemacht. Der Elefant schmeichelte ihm mit dem Rüssel, und wie der Wärter die Mimik verstanden haben will, wollte solche sagen: „Vergeltung, bester Freund, ich will nicht mehr thun.“

Deutsche Synonymen.

Um die Gemeinnützigkeit unseres Blattes zu erhöhen, haben wir uns vorgenommen, jedesmal, wenn der Raum es gestattet, eine Anzahl von deutschen Synonymen oder sinnverwandten Wörtern in alphabetischer Ordnung aufzunehmen. Es ist ein Hauptvorzug unserer Sprache, daß sie auch für die geringsten Unterschiede oder leisesten Nuancen der Begriffe die beachtendsten Ausdrücke enthält. Auf diesen Reichthum aufmerksam zu machen und dadurch einen richtigen Gebrauch der Synonymen im praktischen Leben zu veranlassen, ist der Zweck unserer neuen Aufgabe.

Kar. Adler. Beides sind größere Raubvögel; Kar aber bezeichnet die ganze Gattung, Adler eine besondere Art derselben, diejenige nemlich, welche nur von dem Raube lebendiger Thiere lebt.

Abändern. Verändern. Umändern. Aendern bedeutet überhaupt etwas anders machen; Abändern geht auf die Theile und Verändern auf das Ganze, das dadurch eine andere Gestalt erhalten hat. Man kann sagen: in dem neuen Gesangbuche ist an den alten Kirchengesängen vieles geändert, verändert, abgeändert. Man kann aber nicht sagen, wenn es anderes Wetter geworden ist: das Wetter hat sich abgeändert; denn ich kann in dem Wetter keine Theile unterscheiden; sondern man muß sagen: das Wetter hat sich geändert, verändert. Bei dem Umändern siehet man zugleich auf das Entstellen eines neuen Dinges: z. B. ich habe meine Schlafkammer in eine Wohnstube umgeändert.



Das Planeten-System der Sonne.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für R. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sechs (im ganzen Großherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. HALLS, Schlaugasse No. 3.) sowohl auf als das Ganze von No. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf acht Exemplare erhält man 1 Freyexemplar.) Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist R. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 gr. sechs.

Die Planeten.

(Mit einem Planetensysteme.)

Vierter Jahrgang 1831. Tab. XXXV.

Was jetzt haben wir in unsern Betrachtungen über das Weltgebäude den Mond, den treuen Begleiter unserer Erde, näher kennen gelernt. Jetzt wollen wir unsere Reise in die himmlischen Regionen weiter fortsetzen und zunächst die Planeten in's Auge fassen.

Unter den Tausenden von leuchtenden Sternen nemlich, an denen sich das Auge des nächtlichen Wanderers so oft ergötzt, sind einige, welche uns vor allen andern nahe sehen. Sie sind daran zu erkennen; daß sie nicht, wie die andern, eine feste Stellung behaupten, sondern von Zeit zu Zeit ihren Standort gegen die benachbarten Sterne verändern. Betrachten wir z. B. den Abendstern (die Venus) oder den Jupiter, (welcher gegenwärtig jeden Abend mit seinem silberweißen Lichte am südlichen Himmel glänzt) und merken uns dabei genau die Sterne, zwischen welchen er steht, so werden wir nach Verlauf von ohngesähr 4 Wochen wahrnehmen, daß er eine gute Strecke von ihnen weggerückt ist und zwischen andern Sternen steht. Man nennt deswegen ihn und seines Gleichen Wandelsterne oder Planeten. „Es ist — sagt „unser unsterblicher Hebel — als ob diese Sterne „für Kurzweil bei den andern herumspazierten, ihnen gute Nacht oder guten Morgen brächten und „sich um die Zeit und Stunde nicht viel bekümmerten. Aber sie haben ihre Ordnung, so gut, als „die übrigen, nur eine andre.“

Sie bewegen sich nemlich in großen Kreisen und in ungleich langen Zeiten um die Sonne, wes-

ches die andern nicht thun. Und aus diesem Grunde verändert sich unaufhörlich ihre Stellung am Himmel. Es sind von Natur dunkle Weltkörper, die ihr Licht von der Sonne empfangen. Was wir in der Nacht an ihnen glänzen sehen, ist Sonnenschein, der wie aus einem Spiegel zu uns zurückstrahlt, so daß wir auch in der finsternen Sternennacht nicht ganz von diesem fröhlichen Lichte verlassen sind. Ein einigermaßen gelübtes Auge kann augenblicklich einen Planeten von den Fixsternen unterscheiden. Während nemlich diese in einem strahlenden Glanze, wie leuchtende Brillanten funkeln, schimmert der Planet, wenn er auch seiner Nähe wegen weit größer, als sie, erscheint, nur in einem ruhigen, sanften Lichte.

Jeder Planet ist eine ungeheure große Kugel, die sich immer und ohne Rast herumdreht. Nur diejenige Hälfte, die alsdann gegen die Sonne steht, hat Licht, die andere ist finster. Sie haben daher auch ihres Theils Tag und Nacht und verschiedene Jahreszeiten, wie unsere Erde. Einige unter ihnen sind kleiner, andere aber weit größer, als der Stern, auf welchem wir Sterbliche wohnen, und in allen, wenn man sie mit Hilfe guter Fernrohre beobachtet, findet sich die mannigfaltigste Verschiedenheit ihrer Einrichtung und Gestalt.

Still, ewig in ungestörten Ordnungen und fest bestimmten Zeiten umschweben alle diese Welten ihre gemeinschaftliche Sonne. Dieser prächtvolle Weltball thront majestätisch in der Mitte und steuert verschwendlich viele Millionen Wesen rund um sich her Leben, Licht, Wärme und Fruchtbarkeit aus, und läßt diese segnenden Einflüsse, so viel und bis jetzt bekannt ist, eif Haupt- und achtzehn Nebenplaneten, einer Monde, nebst einer viermal größern Anzahl Kometen, genießen.

Nach diesen vorausgeschickten allgemeinen Bemerkungen wollen wir nun unsere Leser mit den Namen der bis jetzt entdeckten Planeten bekannt machen und dann eine ins Einzelne gehende Beschreibung eines jeden derselben folgen lassen. Sie heißen: 1) Merkur, 2) Venus, 4) Mars, 5 — 8 Pallas, Ceres, Juno und Vesta, 9) Jupiter, 10) Saturn und 11) Uranus.

Die dritte Stelle unter denselben nimmt ein Weltkörper ein, der uns alle sehr nahe angeht, nemlich unser eigener Wohnplatz, die Erde. Sie ist selbst ein Planet, und zwar keiner von den größten derselben. Und wer auf einem andern Planeten stände und aus einer Wette von Millionen Meilen schaute, dem würde sie eben so als ein kleiner glänzender Stern erscheinen, wie uns der Abendstern erscheint.

Alles dieses finden wir auf unserer beiliegenden Planetencharte anschaulich dargestellt. Wie sehen auf derselben oben die Sonne, wie sie ohngefähr in der Mitte der 11 Planetenbahnen steht; dann diese Planetenbahnen selbst, von welchen die des Merkur die innerste, die des Uranus aber, (welche wegen der Enge des Raums nur noch theilweise angedeutet werden konnte) die äußerste ist. Außerdem sehen wir in diesem Planetensystem noch die Bahnen zweier Kometen angedeutet, von denen der kleinere, Enke's Komet, alle 3 Jahre wiederkehrt, der andere aber, wie aus der Größe seiner Bahn erhellt, erst in einigen Jahrtausenden wieder in die Nähe der Sonne kommt. Unten bemerken wir zuerst ein Stück der Sonnen-Peripherie. Dieses darf man sich nur in einen Kreis ausgezogen denken, um die verhältnißmäßige Größe der Sonne gegen die 11 Planeten anschaulich vor Augen zu haben. Denke man sich nemlich die Erde, wie sie auf der Zeichnung angegeben ist, ohngefähr so groß, als eine kleine Linse, so muß man sich ihre Geschwister, die 10 andern Planeten und den Mond in der Größe denken, wie sie daneben gezeichnet sind, und die anderthalb Millionenmal an Inhalt größere Sonnenkugel so groß, als der Raum wird, den das Stück der Son-

nenperipherie einnehmen würde, wenn es in einen Kreis ausgezogen wäre. Dieses wird durch das Folgende noch einleuchtender werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die schwarze Pest im 14ten Jahrhundert.

Europa zittert gegenwärtig vor einer Seuche, die von den schrülen Thälern Ostindiens aus im vorigen Jahre durch Persien nach Rußland sich verbreitete, ihre verherrrenden Streifzüge nach Polen und Ungarn fortsetzte und jetzt, gleich einem drohenden Würgengel, alle Schranken überspringend und aller Sicherheitsmaßregeln spottend, an den Grenzen von Deutschland steht. Alle Zeitungen sind unerschöpflich in Aufzählung der Opfer, welche dieser wüthenden Pest schon unterlagen; alle Regierungen treffen Anstalten zur Abwehrend derselben, und der russische Kaiser hat eine Belohnung von 20,000 Rubeln für denjenigen ausgesetzt, der die Ursache dieser Krankheit auszumitteln und eine sichere, unfehlbare Heilmethode derselben anzugeben vermöchte. Aber vergebens! so viele Aerzte auch ihr Leben daran wagten, so ist doch keiner derselben so glücklich gewesen, den Grund dieses Uebels zu entdecken, wenn es auch auf der andern Seite Einigen gelang, mehrere sich bewährende Heilmethoden zu erfinden.

Indeß geht aus den einstimmigen Beobachtungen der Sachverständigen so viel für uns Erstliches hervor, daß die Krankheit an ihrem gefährlichen Charakter verliert, je mehr sie nach Westen vordrückt, daß Mäßigkeit und Regelmäßigkeit der Lebensart, gute Kost und reinliche Kleidung wirksame Verwahrungsmittel gegen dieselbe sind, und daß im Verhältniß zur Volksmenge die Anzahl der Opfer doch nicht bedeutend ist. *)

*) Es klingt zwar schrecklich, wenn es in den Zeitungen heißt, daß von einer gewissen Anzahl Menschen, welche an der Cholera erkrankten, gewöhnlich 2 sterben; aber es wird dabei von dem Leser sehr oft außer Acht gelassen, wie sehr überwiegend die Anzahl der gesund Bleibenden ist. Bringt man dieses

Vielleicht möchte es auch zur Beruhigung vieler unserer Leser gereichen, wenn wir ihren Blick auf der trübren Gegenwart auf eine noch weit trübere Vergangenheit richten. Es war nemlich einmal eine Zeit in Europa, in welcher eine noch weit schrecklichere Pest in allen Ländern wüthete, als im gegenwärtigen Augenblick. Manche alte Chronik erzählt davon und selbst in einigen Volksfagen ist das Andenken an jene Schreckenszeit aufbewahrt. So erzählt man z. B.: „die Menschen seyen damals in den Straßen der Städte schaarenweise umgefallen und todt gewesen; vor den Häusern sey Gras gewachsen, und der Gebrauch, bei dem Niesen eines Andern: „Heiß dir Gott!“ zu sagen, rühre aus jener Zeit her, weil nemlich die ersten Zeichen der Krankheit immer ein heftiges Niesen gewesen wären.“ Das geschichtlich Wahre an der Sache ist folgendes: Als die Horden der Mongolen und Tartaren gegen die Mitte des 14ten Jahrhunderts Rußland eroberten, brachten sie eine fürchterliche Krankheit mit nach Moskau. In dem Jahre 1351 hatte sich dieselbe schon über das ganze Land verbreitet; die Sterblichkeit war so allgemein und ungeheuer, daß Städte und ganze Landschaften entvölkert wurden. In der Stadt Pleskow, welche dreimal der Sitz der Seuche war, wurden in jeder Nacht 30 Leichname an die Kirchthüren gelegt. Das tödtliche Zeichen war gewöhnlich ein heftiger Blutauswurf. Im Jahre 1364 waren in der Stadt Smolensk, welche damals sehr bevölkert war, nur noch 15 Einwohner am Leben, in den Städten Glückow und Baslesow kein einziger mehr. Nowgorod, Kasan, Twer und Moskau waren fast ganz menschenleer. Im Jahre 1365 nahm die Krankheit einen andern Charakter an; die davon Befallenen nemlich waren mit Geschwülsten und Beulen bedekt. Um das ungeheure Elend voll zu machen, gestellte sich auch noch eine allgemeine Hungersnoth dazu und erzeugte neue Krankheiten. Eine Menge fleischfressender Thiere, als Wölfe, Hunde, Geper liefen in Städten und

Dörfern umher und lühten ihre Wüthereien aus. Nach einem Zeitraum von 30 Jahren war in mehreren Provinzen die Hälfte, in andern drei Viertel und in einigen die ganze Bevölkerung verschwunden.

Indes war Rußland nicht der einzige Sitz der schrecklichen Seuche; auch in die Türkei, nach Deutschland, Schweden, Frankreich, England und Italien dröhnte sie ihre verwüstenden Streifzüge aus, so daß in ganz Europa Millionen von Menschen das Opfer wurden. Die Schriftsteller der damaligen Zeit vergleichen die Verheerungen, die sie anrichtete, nur mit denen der Sündfluth. In Deutschland starben in 2 Jahren 1,200,000 Menschen; zu Basel begrub man innerhalb eines einzigen Jahres 12,000, in Straßburg 26,000 Tode; zu Wien wurden ein halbes Jahr hindurch alle Tage 900 bis 1000, zu Passau 300 Leichen aus den Thoren der Stadt getragen. In Lübeck starben von einer Pester zu andern 1700, in Erfurt täglich 2000 und in Münster und Osnabrück blieben nicht so viel Einwohner übrig, daß die Todten alle begraben werden konnten.

Damals wußte man noch nichts von den künstlichen Anstalten, wodurch heut zu Tage dem Fortgang des unsichtbaren Giftes Inhalt gethan und der gewaltige Würgengel durch Einken (Cordons) und Quarantänen in bezeichnete Schranken gebannt wird. Ohne Vorsicht und Hinderung trug der Handel den Todeskeim von Land zu Land und entwideltete ihn tausendfältig die im Krieg und Frieden unter eine andrer gemischten Völker.

Daher kam es, daß diese Pest selbst in das durch das Meer abgeschlossene England hinküchdrang. In den Seehäfen dieses Landes zeigten sich im Jahre 1348 ihre ersten Spuren. Zu London begrub man innerhalb eines Jahres auf dem einzigen Kirchhofe der City 50,000 Personen; alle andern Kirchhöfe waren so angefüllt, daß gar kein Platz mehr übrig war. Lord Walter Mauny kaufte ein großes Stück Land und ließ es durch den Bischoff von London zum Kirchhofe einweihen. Hier begrub man im Jahre 1349 täglich mehr als 200 Tode.

in Anschlag, so ergiebt sich ein tröstliches Resultat, und es möchte wohl kaum der zote Theil der Bevölkerung seyn, der von der Cholera selbst in solchen Distrikten befallen wurde, wo sie am stärksten wüthete.“

Von England kam die Pest nach Schweden hinüber, wo nach dem Zeugnisse der Geschichtschreiber im Jahre 1360 allein 466 Priester starben. Im Allgemeinen soll in diesem Lande, (nach Haller) ein Drittheil der Bevölkerung der Krankheit unterlegen seyn.

Auch Frankreich ward nicht verschont. Guy und Chauliak berichten, daß ein Viertel der Bevölkerung verschwunden sey. Zu Paris begrub man mehrere Wochen hindurch täglich mehr als 500 Tode; die Stadt Marseille war ganz verödet, und es blieb darin kein einziges Individuum mehr am Leben.

Mit gleicher Furchtbareit wüthete die Seuche in Italien. Da dieses Land damals unter den Ländern Europa's den höchsten Standpunkt der wissenschaftlichen und künstlerischen Bildung behauptete, so haben wir durch die Schriftsteller desselben sehr genaue, in's Einzelne gehende Zeugnisse. Der berühmte Dichter Boccaccio versichert, daß in Florenz vom März bis zum Juli mehr als 100,000 Menschen umgekommen seyen. Agnolo die Tura berichtet, daß in Sienna 80,000 während 5 Monaten starben; er selbst begab 5 seiner Söhne. Sicilien verlor 530,000 Menschen, und man erzählt, daß man auf dem mittelländischen Meere reich beladenen Schiffen begegnet sey, auf welchen sich keine Mannschaft mehr befand. Sehr merkwürdig ist in dieser Hinsicht ein rührendes Schreiben des Dichters Petrarca, welcher ebenfalls ein Zeuge der Verwüstungen jener fürchterlichen Epidemie war. Die schöne Laura, deren Anmuth und Tugend den Dichter zu seinen herrlichsten Schöpfungen begeistert hatte, war nemlich auch das Opfer derselben geworden.

Eben so verheerend, wie in Europa, waren die Wirkungen dieser Pest auch in Asien und Afrika, besonders in Aegypten. Die Chinesischen Schriftsteller melden, daß im Jahre 1334 2,270,000 Familien, also an 13,000,000 Menschen in ihrem Vaterlande gestorben seyen.

Ueberhaupt glaubten die Zeitgenossen, daß die Hälfte des menschlichen Geschlechts umgekommen sey. Zum mindesten nahm man den vierten Theil an; und es ist eine Rechnung vorhanden, wornach bloß

in den Klöstern des heiligen Franziskus 124,434 Pestopfer gezählt wurden.

Die Symptome jener Krankheit waren anfangs ein kalter Schauer, der den ganzen Körper durchließ, darauf brennende Hitze und stehende Schmerzen in den Schultern und dem Rückgrade. Endlich brachen schwarze Blasen von der Größe eines Eies auf der Oberfläche des Körpers hervor; der Kranke warf Blut aus, seine Zunge ward schwarz, sein Athem unrein, eine peinliche Bangigkeit raubte ihm allen Schlaf und gieng zuletzt in Raserey und Wahnsinn über. War der Tod erfolgt, was gewöhnlich nach 3 Tagen, oft aber auch nach wenigen Stunden geschah, so wurde die ganze Oberfläche des Körpers lohlschwarz. Daher auch die Deutschen dieses Uebel „den schwarzen Tod“ nannten.

Kein Arzt vermochte der Seuche durch wirksame Mittel zu steuern. Man versuchte Vielelei; als aber Nichts anschlagen wollte, gaben sich Viele einer trostlosen Verzweiflung hin. Aber auch die Furcht verschwand zuletzt — der tägliche Anblick des Grauens hatte die Gemüther verhärtet. Niemand arbeitete mehr; man aß, man trank, man stürzte sich, gleichsam Alles aufgebend, in den Strudel des Genusses und der wildesten Ausschweifungen; die rücksichtslosse Selbstsucht verdrängte alle sanften Empfindungen; jedes sittliche Gefühl war erloschen; man war in einen thierischen Stumpf sinn und eine völlige Gefühllosigkeit versunken.

Auf's höchste aber stieg die Noth, als sich zu diesen Schrecken der Natur noch der Unsinns und die Raserei priesterlicher Unholde gesellten, welche das Volk auf den Gedanken brachten; „die Juden seyn die Ursache des namenlosen Uebels. Sie hätten die Brunnen vergiftet, um die ganze Christenheit auszurothen.“ Wie der Feuerstrom eines Vulkans brach der sanatische Grimm des verzeiwenden Pöbels über diese Unglücklichen los. Man hieb sie scharen, wise nieder oder schleppte sie auf brennende Scheiterhaufen. Die Obrigkeit konnten die Wuth des Volkes weder durch Drohungen noch durch Strafen zügeln. In den meisten Städten am Rhein, in Straßburg, Speier, Worms, Oppenheim, Mainz, Basel, Bern und Zürich, den Donauländern und

bis zur Dfsee hin wurden viele Tausend dieser Unglücklichen Männer, Weiber und Kinder unter schauerlichen Scenen qualvoll ums Leben gebracht. Ihre Wohnungen sanken in Asche. Sie selbst, in verzweiflungsvoller Noth, zündeten dieselben an, stürzten ihre Kinder in die Flammen, sich selbst in Dolch und Schwert. Den reisenden Thieren gleich, erkannten die wüthenden Pöbelhorden weder Geseß noch Recht.

Das Unglück weckte bei vielen, in Sünden verfunkenen Menschen die Besinnung wieder. In der Verzweiflung wurden Busübungen aller Art angefleht und besonders erhob sich eine neue Sekte, die Flagellanten oder Geißler. Haufen von Hunderten und bald von Tausenden derselben zogen von Stadt zu Stadt und stellten auf den Märkten ihre Geißelungen an, indem sie mit entblößtem Rücken und singend im Kreise umhergingen und sich selbst mit knotigen, stachelichten Geißeln schlugen, oder von den andern schlagen ließen. Sogar Kinder wurden von der Lust am Geißeln angeleitet und zogen auf ähnliche Weise umher. Als so die Sache in Schwärmererei und Wahnsinn ausartete, verbot es der Pabst und sprach sogar den Bann dagegen aus. Es wurde indeß nicht ohne Mühe unterdrückt.

Nicht um die Gemüther unserer Leser zu ängstigen und ihren Blick in die Zukunft zu trüben, haben wir diesmal auf eine ernste, grauenvolle Vergangenheit zurückgewiesen, sondern deswegen geschah es, um die Einsicht bei ihnen zu begründen, wie viel weniger furchtbar die im Osten Europa's herrschende Krankheit im Vergleich mit der des 14ten Jahrhunderts ist. Die Geschichte ist für jede Lage des Lebens die beste Lehrerin; sie zeigt bei Allem, was geschieht, daß es schon einmal, wenn auch in anderer Gestalt, vorhanden war, und giebt — wie unser vortrefflicher Kottek sagt — „bei Ereignissen, die den Pöbel staunend und bestürzt machen, philosophischen Geismuth.“ — Und dieser, gestützt auf den Glauben an eine heilig waltende Vorsehung thut uns noch, die Zeit mag bringen, was sie wolle.

Die Cholera

im Jahr 1831.

Das Wort Cholera wird gewöhnlich von *Cholę* Galle, und *ra* ich fließe, abgeleitet, und somit ein Gallenausfluß nach oben und unten, *Gallenruhr*, darunter verstanden. Da aber in der epidemischen morgenländischen Brechrühr keine Galle, sondern Flüssigkeiten von anderer Natur ausgeleert werden, so leiten *es Andere her von *Cholęra* Dachrinne, in welcher das Wasser an den Häusern mit Kollern dem Ströme herabgeführt wird, und womit das Kollern im Nahrungskanal in der Brechrühr Ähnlichkeit zeigt.

Entstehung und Ausbreitung der Cholera.

Der erste Ursprung dieser verheerenden Krankheit, vor welcher im gegenwärtigen Augenblick Europa zittert, wird von den Sachverständigen nach Ostindien gesetzt. Gewiß ist, daß dieselbe im Jahre 1828 in den englischen Präsidentschaften Bombay und Calcutta mit ungewöhnlicher Furchtbarkeit herrschte. Von hier aus begann sie ihren Streifzug nach Persien und Armenien, wo sie im vorigen Jahre die daselbst kämpfende russische Armee besiel. Am 28. September 1830 wurde sie zum erstenmale in Moskau bemerkt und wüthete seitdem mit bald zunehmender, bald abnehmender Verderblichkeit in den südlichen Provinzen des Europäischen Rußlands. Der Feldzug der Russen gegen das, im December des vorigen Jahres sich erhebende Polen brachte bald diese furchtbare Geißel auch in dieses unglückliche Land. Unaufhaltsam rückte sie nun, alle Cordons überspringend, gegen Südwest und Nordwest, dort nach Ungarn, hier nach Preußen vor, und soll jetzt bereits schon in Wien und in einigen Dörfern Schlesiens ausgebrochen seyn. —

Eine Frage, welche die Ärzte noch immer sehr angelegentlich beschäftigt, ist die, ob die Cholera

von Mensch zu Mensch anstecke, (contagios sey) oder in einer gewissen Beschaffenheit der Atmosphäre ihren Grund habe? In einem sehr interessanten Aufsatz in der neuesten allg. Zeitung wird die Contagiosität der Cholera völlig geläugnet, da gegen einen Fall, wo in einer Familie oder Gesamtwohnung mehrere Menschen starben, wohl tausend Fälle da seyen, wo nur einer starb und alle andere im Hause gesund blieben. Auch zeugt dies dafür, daß die Seuche, obnerachtet der Cordons und Quarantainen, in Petersburg zu gleicher Zeit in mehreren unter einander entfernten Quartieren und zwar bei solchen Personen ausbrach, die gar nicht aus dem Hause gekommen waren. — Anfangs war die Bestürzung in Petersburg nicht gering; es entstanden Unruhen; man sah die Menschen auf der Straße mit Schnupfkrüchern vor dem Munde, man wich sich aus; doch bald wurde man des Dings gewohnt, der Schrecken wich, man nahm sich der Geschäfte an, die Schnupfkrücher verschwanden und Alles geht seinen Gang. Im Ganzen sind nur wenige Personen aus den höhern Ständen gestorben, und bei allen läßt sich entweder eine übermäßige Furcht, eine Unvorsichtigkeit in der Diät, eine Verkältung oder kalter Trunk nachweisen. Im Ganzen klagten indessen beinahe alle sonst gesunden Menschen über einen nicht gewöhnlichen Zustand des Magens, und Durchfälle waren häufig.

Personen, welche sich dem Trunk ergeben, sind für die Cholera am meisten empfänglich.

Der Krankheitsstoff zieht sich vorzüglich an die Orte, wo die größten Menschenmassen in ganz enge, unreinliche Straßen und Wohnungen zusammengepreßt leben, und ihre Existenz, ohne alle diätetische Vorsicht, durch jedes ihnen eben vorkommende Nahrungsmittel fristen; unter allen Ständen aber hängt er sich am liebsten an Personen, welche entweder durch frühere Ausschweifungen aller Art ihre Gesundheit zerütteten, oder durch kindische Furcht und Angst vor der Krankheit sich vorzüglich dafür empfänglich machen.

Indeß besizt man bereits sehr wirksame Schutz- und Heilmittel gegen diese Krankheit, die wir hier unten ausführlich angeben werden.

Kennzeichen der Cholera.

Kurze Zeit vor dem Ausbruche der Krankheit empfindet man Schwäche, Zittern und Abgeschlagenheit der Glieder, Unruhe, Schläffigkeit, Kopfschmerz und Schwindel; soann ein eiaenes Kröpfen in der Herz- oder Magenregion, Eholik, starke Diarrhöe, gänzliche Verhaltung des Urins, besonders aber heftiger Frost an Händen und Füßen; alle diese Beschwerden stellen sich meistens zu gleicher Zeit ein, und können schon in wenigen Stunden den Tod herbeiführen.

Sicherung gegen die Cholera.

Durch aufmerksame Nachforschung, berichtet der berühmte Arzt Dr. Leo in der Warshauer Zeitung, habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß der Cholera fast jedesmal eine rheumatische Diarrhöe vorangeht, welche von 12 Stunden bis 4 und 5 Tage dauert. Die Cholera scheint sogar keine besondere Krankheitsform zu seyn, sondern bloß eine durch atmosphärische Einflüsse bedinante Modification der gewöhnlichen rheumatischen Diarrhöe, zu welcher sich höchst gefährliche kramphafte Erscheinungen gesellen; wo die der Cholera vorangehende Diarrhöe nicht vernachlässigt wird, kommt die Cholera fast nie zum Ausbruch.

Zur Sicherung gegen diese Krankheit ist es nöthig, sich vor Erkältungen zu hüten, den Unterleib und die Magenregion durch eine warme Binde von Flanel ic. zu schützen, die Füße vor Kälte zu bewahren, wenn man erhit ist, kalte Getränke zu vermeiden, und alle Furcht vor diesem Uebel zu verbannen.

Hauptsächlich lebe man mäßig, weiche von seiner gewohnten Lebensweise aber nicht allzusehr ab, indem sonst dadurch der Natur eine andere vielleicht nachtheilige Richtung gegeben werden könnte, enthalte sich des Genußes von Obst, zumal wenn dasselbe nicht vollkommen reif ist, dergleichen von Gurken, Salat, saurer Milch, bläuhender Gemüse, so wie aller schwer verdaulichen und fetten Speisen,

Heilungsmethoden.

beßgleichen aller den Magen erlösende Früchte und Getränke, genieße mehr Fleisch (gebratenes) als andere Nahrung, siehe den rothen Wein dem weißen vor, gebe Morgens nicht mit nächstem Magen aus, und denke darauf, sich bei Kraft, den Appetit und eine fortwährend leichte Thätigkeit des Magens zu erhalten, wozu vorzüglich eine Lebens-Essen, mit blauer Etiquette versehen und in kleinen Gläsern hermetisch verschlossen, dienen soll.

Bewegung in freier Luft, sobald sie das Wetter gestattet, ist vollkommen unschädlich, und da, wo die Krankheit schon ausgebrochen ist, führe man einen mit vinaigre des quatre voleurs (Käuberessig) angefeuchteten Knoten im Schnupstuche bei sich, und rieche unterwegs von Zeit zu Zeit daran; zur Reinigung der Luft in den Zimmern bediene man sich ebenfalls dieses Käuberessigs, oder auch des gewöhnlichen Essigs, indem man täglich die Zimmer damit einmal besprengt und zugleich mit dem gewöhnlichen Essig, den man zur Hälfte mit Wasser mischt, auf ein heißes Viech oder einen erwärmeten Stein gießt, Räucherungen darin vornimmt. In die Abrette werfe man täglich eine Hand voll Chloralk., *) wodurch jeder Geruch beseitigt unterbrückt wird.

Ein sehr gerühmtes Hausmittel, Anstechungsstoffe aus den Wohnungen zu entfernen, soll auch darin bestehen, daß man in den Wohnzimmern große Zwiebeln (auch Knoblauch) aufhängt, welche zuerst mit einigen Einschnitten versehen seyn müssen, und die man von Zeit zu Zeit mit andern wieder vertauscht. **)

Wer in den ersten Augenblicken, wo sich Spuren der Cholera im Körper fühlbar machen, die gewöhnlichen Hausmittel ergreift, gemeldet; ist eine Stunde verflumt, folgt der Tod unausheilbar.

Die so höchst nöthige Ruhe und Furchtlosigkeit suche man durch eine fortwährend leichte geistige Beschäftigung zu gewinnen und tröste sich vor Allem damit, daß die Heilung dieser so furchtbaren Krankheit sehr leicht ist und daß man jetzt Mittel besitzt, derselben auf das Wirksamste zu begegnen.

*) Der Centner kostet 12 bis 15 fl., ist in bedeutender Quantität vorhanden hier bei Herrn Chemiker Pauli (Kohlreuter und Compagnie) und wird auch poundweise abgegeben.

**) Die Zwiebeln haben bekanntlich die Eigenschaft, daß sie giftige Stoffe gern an sich ziehen, und manche Hausfrau, die ein Gerücht ebbarer Schwämme zubereitet, hat gewiß aus fluger Vorsicht es nicht unterlassen, ein geschältes Zwiebelchen damit abzusieben. Nur wenn dieses schon weiß in der narkotischen Farbe blieb, wagte sie es das sonst verdächtige Gerücht aufzutragen; hätte im Gegentheil die Zwiebel ihre Farbe geändert oder wäre dieselbe gar schwarz geworden, so ist für sie die Furcht nicht ungegründet; das irgend ein vergifteter Schwamm sich mit eingemischt habe.

Dr. Leo sagt in der Wartshauer Zeitung: ist eine Diarrhöe, in Begleitung der Kennzeichen der Cholera, eingetreten, so lege man sich sogleich bei deren Erscheinung ins Bett, trinke so vielen recht warmen Fliederthee, bis sich Schweiß einstellt, unterhalte diesen Schweiß durch warme Getränke 10 bis 12 Stunden, und lege, wenn die Diarrhöe von Bauchschmerzen begleitet ist, einen erwärmeten Senfteig über den ganzen Leib. Es ist gut ein paar Tage hindurch das Bett zu hüten, sich alldann eine Zeitlang, mehr als gewöhnlich gegen Erkältung zu sichern, kalte Getränke und besonders Bier zu vermeiden.

Jeder der diese Vorsicht befolgt, ist gegen die Cholera gesichert.

Folgende Behandlungsweise kam durch einen armenischen Bauer nach Moskau, und ward gleich darauf in allen Privathäusern, selbst bei der niedrigsten Volksklasse, mit dem besten Erfolge angewendet.

Zunächst Hofmännische Tropfen zur Stärkung des Magens und gleich darauf zur Hebung der Diarrhöe in einem Eßlöffel voll Haberschaum, zwei bis 6 Tropfen Opiumtinctur (nach Maßgabe des Alters, Gesichts und der Konstitution der Kranken) anhaltende schnelle Bewegung im Zimmer, und wenn der Kranke zu schwach ist, heftige Reibung mit wolleuen Tüchern. Inzwischen erwärme man das Zimmer bis 18 oder 19 Grad Reaumur (das ist: ungefähr mittlere Temperatur im Sommer) und bereite so schnell wie möglich ein Dampfbad auf folgende Weise: Man stelle mitten ins Zimmer, oder wenn man eine Badwanne zur Hand hat, in letztere einen Rohr- oder durchbrochenen Stuhl, setze den Kranken entkleidet darauf, hülle ihn bis an den halben Hals in große wolleue Decken oder Tücher, die bis zum Boden des Zimmers und über den Rand der Wanne herabhängen müssen, stelle unter den Stuhl ein offenes Gefäß, mit zwei bis 3 auf dem Herde glühend gemachten Backsteinen (von denen man noch mehrere vorräthig halten muß) und sprengt auf letztere fortwährend ein Gemisch von halb Wasser und halb Essig, wodurch die heißen Dämpfe erzeugt werden. Während der Kranke in dem Dampfbad sitzt, gebe man ihm 5 — 6 Tassen heißen Thee (Pollunder, Lindenblüthe und Pfeffermünze zu gleichen Theilen). Sollten diese ihn noch nicht genug erhitzen, so kann man auch noch einige Tropfen Zimmet- und Pfeffermünzensaft auf Zucker geben. Wenn der Kranke 16 — 20 Minuten in diesen heißen Dämpfen saß, so legt man ihn in ein wohlburchwärmtes Bett, deckt ihn recht warm zu, trocknet den Schweiß vor.

sichtig mit warmen leinenen Tüchern ab, und läßt ihn immer noch 3 — 4 Tassen von obigem Thee trinken, um den Schweiß zu unterhalten. Sobald man ihn nur jetzt vor neuer Erklärung sichert, so ist alle Gefahr geboben.

In Wien circulirt wirklich ein lithographirter Bericht des Herrn Kreiscommissärs Reper zu Bohnia, folgenden Inhalts: „Bei der Behandlung der Cholera in Wisniz (1 Meilen von Bohnia), woselbst schon 240 Leute von dieser Krankheit befallen waren, wurden alle gerettet, bis auf zwei Personen, die sich dieser Behandlung nicht fügen wollten. Ich war, als zur Mitleitung der Sanitätsanstalt beauftragter Commissär, Augenzeuge dieser Verfahrungsweise, und habe bereits durch sie meine davon befallenen drei Dienstboten gerettet. Die Heilmethode besteht in Folgendem: Man nimmt auf ein Seidel (d. i. ungefähr auf eine kleine 1/2 Maas) starken Weingeist noch 1/2 Seidel guten Weinessig, thut dazu ein Loth gestohlenen Campher, ein Loth gelosene Senfkörner oder Senfmehl, 1/2 Loth gestohlenen Pfeffer, und einen starken Kaffeeschüssel gestohlenen Knoblauch, dann 1/2 Loth Cantariden- (spanische Mücken) Pulver, mischt alles in einer Flasche gut und oft untereinander, und stellt es durch 12 Stunden an die Sonne oder an einen warmen Ort und wiederholt das Rütteln mehreremale. Sollte nun Jemand erkranken, so müssen augenblicklich Hände und Füße des Kranken unter der Bett- und Federdecke durch starke Leute heftig und unausgesetzt mit oben beschriebener, warm gemachter Mischung so lange gerieben, auch dem Patienten gleichzeitig ein Glas starker Thee (1/2 Chamille und 1/2 Krauseminze oder Melissenkraut) ziemlich warm innerlich eingegeben werden, bis der Kranke längstens eine Viertelstunde, wobei er mit Bett- und Federdecken am ganzen Körper und Kopfe zugedeckt wird, in starken Schweiß versällt. In diesem Schweiß muß der Kranke 2 bis 3 Stunden erhalten werden, ohne daß er jedoch einschlafen darf. Man nimmt sodann die schwere Bettdecke ab, worauf der Patient in Schlaf versällt, der 6 bis 8 Stunden ununterbrochen unter mäßiger Transpiration fort-dauert. Nach dem Erwachen ist der Kranke noch schwach, aber dennoch schon vollkommen gerettet und er hat nur noch sich einige Zeit zu schonen, um sich einer völligen Genesung zu erfreuen. Man muß besonders darauf wachen, daß der Kranke nach geschriebener Einreibung auch nicht einen Finger unter der Bettdecke hervorziehe; denn in diesem Schweiß ist jede Verthülung tödlich. Bei einretrenden Magenkrämpfen giebt man sehr heiße Umschläge von Meie und Asche ganz trocken auf den Bauch, auch nöthi-

genfalls ein Bisquit auf die Nabelgegend. Die Hauptabsicht zur Heilung dieses Mitleiden erregenden Uebels muß dahin gehen, den Patienten im starken Schweiß zu bringen, damit das Blut wieder in Circulation gebracht werde, das sich beim Beginnen der Krankheit von der Oberfläche des Körpers zurückgezogen und auf die innern Theile mit tödtlicher Wirkung gemessen hat. — Meine eigene Erfahrung sowohl als mehrfältige Anwesenheit bei Anwendung dieses Mittels gestatten mir, es Jedermann mit gutem Gewissen anzuzufempfehlen.“

Ein hoher Beamter der ostindischen Compagnie, der im verfloffenen Junius aus Madras in England angekommen ist, läßt durch die öffentlichen Blätter auf den Gebrauch des *Cajepulé**) gegen die Cholera aufmerksam machen. Seiner Anweisung zufolge muß es gleich bei den ersten Symptomen der Krankheit in Dosen von fünf und zwanzig bis fünfzig Tropfen in einem halben Wringlase voll warmen Wassers genommen werden. Wenn der Magen die erste Dosis nicht behält, so müssen folglich fünfzig Tropfen von Neuem eingegeben werden. Der Erfolg davon wird außerordentlich gerühmt. Von hundert und zehn Kranken starb nur ein einziger. Sobald die Symptome verschwanden, wurde auch die Arznei ausgehört. Die Genesung erfolgte sehr schnell, und keine Nachkur war mehr erforderlich.

*) *Cajepulé* ist in jeder Apotheke zu haben und kostet das Loth 4 R.

Vinaigre des quatre voleurs.

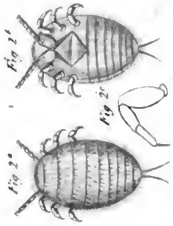
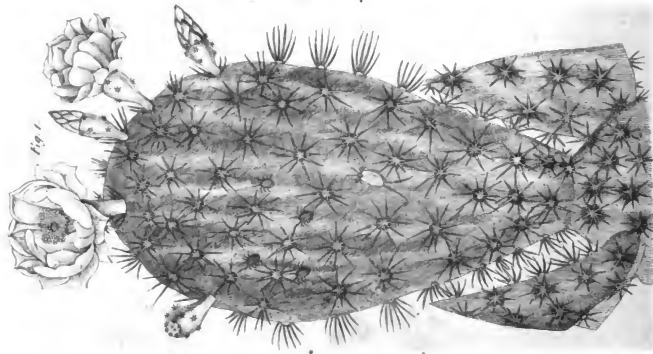
(Krauteressig.)

Man nimmt Rauten, Salben, Krauseminze, Wermuth und Lavendel, von jedem eine Handvoll, gießt 2 Maas guten weissen Weingeist darüber, setzt Alles in einen neuen reinen, wohlbedeckten Topf auf heiße Asche, läßt es 4 Tage an der Wärme stehen, seihet dann den Essig durch, mischt jeder halben Maas ein halb Loth Campher bei und bewahrt so diesen Essig in gläsernen Flaschen mit einer Blase zur Versäuerung zum Gebrauche auf.

Eine andere Art

den Räuberessig zu bereiten, ist folgende:

Man thut in eine gläserne Flasche Rauten, Salben, Krauseminze, Wermuth und Rosmarin, von jedem 1 Loth, dazu 4 Loth Lavendelblüthen; sodann Knoblauch, Kalmswurzel, Meilen und Muskatnüsse, von jedem ein halb Loth, rein geschänctet und gestossen, gießt 1 Maas Weingeist darüber, bindet die Flasche mit einer Blase gut zu, erhalte sie 4 Wochen lang an der Sonne oder am Feuer in mäßiger Wärme, seihet dann das Auszie ab, preßt es auch auf dem Rußhand heraus, seihet Alles wohl durch, mischt 1 Loth in Weingeist angetrockneten Campher bei und bewahrt diesen Essig in gläsernen Flaschen zum Gebrauche.



KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT.

erscheint jeden Sonntag mit einer, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend auf die Naturgeschichte, der Länder- und Völkerrunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend; so wie ältere Personen durch interessante Anekdoten angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für R. 5. 30 kr. rh., Thlr. 1. — sechs (im ganzen Großherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederselbst von sämtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen der In- und Ausländer (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schloschgasse No. 3.) sowohl auf das Ganze von No. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf sechs Exemplare erhält man 1 Freyexemplar.) Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist R. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sechs.

Die Cochenille.

(Mit einer Abbildung.)

Viertes Jahrgang 1831. Tab. XXXVL

Wir geben hier unsern Lesern eine Abbildung des merkwürdigen Thierchens, das uns die prächtige Carminfarbe liefert, welche in der Malerei und Färbekunst so häufig angewandt wird. Die Cochenille ist eine Art Schildlaus, mit einem sehr kleinen Saugstachel an der Brust, kurzen gegliederten Fühlhörnern und 6 Gangfüßen. Das Weibchen, welches Fig. 2 a. und 2 b. vergrößert abgebildet ist, ist ausgewachsen so groß, wie eine kleine Erbse, dick und schwerfällig und stets ohne Flügel; hingegen ist das kleinere Männchen Fig. 2. ein lebhaftes Thier mit zwei Flügeln und zwei langen Borsten am Hinterleibe. Man sollte letzteres durchaus für ein Thier aus einem andern Insektengeschlechte halten, wenn uns nicht die Paarung und die ganze Entstehung des Insekts vom Gegentheile überführt.

In Europa war man über die Natur der Cochenille lange Zeit im Zweifel. Denn obgleich frühere Nachrichten bereits richtig angegeben hatten, dieselbe sey ein Thier, so erhob sich doch im Jahr 1728 in Holland ein so wichtiger Streit, daß ein dort angesehener Mann sein ganzes Vermögen dadurch verlor. Dieser behauptete nemlich, die Cochenille stamme aus dem Gemächkreiche und wetteete deswegen mit einem andern, Namens Kauser, der das Gegentheil behauptete. Letzterer trug nun durch einen Freund in Mexiko vermittlest mehrerer dort gerichtl. bekräftigten Zeugnisse den Sieg davon. Er ließ diese Nachrichten spanisch und französisch drucken, nahm seines Gegners Vermögen wirklich zu sich, war aber so billig, nach dem ge-

ringen Abzuge der auf den Streit verwendeten Kosten, dem Gegner, der zugleich sein Freund war, das Seinige wieder zuzuflehen. Wie sonderbar hatten diese Wärmchen einen Mann um sein ganzes Vermögen gebracht!

Diese Unkunde war indeß zu entschuldigen; denn die trockne Cochenille, so wie sie zu uns kommt, hat, da die Füße des Thieres völlig zusammengeschrumpft sind, wirklich einige Ähnlichkeit mit einer getrockneten Corinthe oder Rosine. Indes kann man sich selbst bei der gebörten Cochenille leicht überzeugen, daß sie ein Insekt ist; denn wenn diese in Wasser gewicht wird, gelien sich die Reste der 6 Füße.

Man unterscheidet zwei Arten von Cochenille, eine feine oder gewöhnlich künstlich unterhaltene und eine wilde. Letztere ist nicht so groß, der Körper am Rande mit Haaren besetzt und ganz mit einem seidenartigen Ueberzuge bedekt. Die feine Cochenille wird bloß in Mexiko und zwar auf einer Pflanze, welche Cactus Opuntia heißt, gezogen, deren Säften man die rothe Farbe des Insekts zuschreibt. Diese Pflanze (S. die Abbildung Fig. 1.) wird auch bei uns sehr häufig in Töpfen unterhalten. Ihre Blätter, von denen immer eins aus dem andern sproßt, bestehen aus einer eirunden, fleischigten Masse, die beim Zerschneiden sehr saftig ist. Auf der Oberfläche finden sich die und da Knoten mit längern oder kürzern Stacheln besetzt. Die Blüten kommen aus den Seiten der Blätter hervor und sind gelb; die Frucht ist eine einzellige, viel-saamige Beere von rother Farbe.

Um die Cochenille zu ziehen, unterhält man in den Feldern von Durago und Guanajuato, wo sie ganz besonders gut gedeiht, kleine Cactuspflanzen,

in welchen man das Unkraut immer sorgfältig ausjätet. In der Mitte des Octobers, bei der Rückkehr der schönen Jahreszeit bringt man kleine, aus den Fasern der Palmenblattstiele bereitete Nester zwischen die Blätter der Röhre. In jedes dieser Nester legt man nun 10 bis 12 Weibchen. Bald darauf brechen die Jungen hervor und bestärken die Sackpflanzung, indem sie sich vermittelst ihres Saugstachels (Fig. 1. a.) an den Blättern festsaugen. Haben sie sich einmal angefogen, so dürfen sie nicht losgerissen werden, weil sonst der in der Pflanze stekende Nessel abreißt, welches ihren Tod zur Folge hat. Auf der Abbildung Fig. 1. sind vier solche angefogene Weibchen und darunter ein Männchen in natürlicher Größe dargestellt.

Unter die Wertwürdigkeiten der Erziehung der Cochenille gehört ihr künstliches Wandern, welches in der Gegend der Stadt Daraco Statt findet. Da es nemlich hier vom Mai bis zum October regnet, auf den benachbarten Gebirgen hingegen nur vom December bis zum April, so trägt man die Cochenillenmütter in Körben, schichtweise mit Palmblättern bedeckt, auf das nahe Gebirge. Während dieser Wanderung bringen die Cochenillenmütter die Jungen aus. Hier bleiben sie bis zu Ende des Regens, also des Octobers, worauf sie abkann von hier wieder in die untern Gegenden zurückgetragen werden.

Die Natur hat es glücklicherweise für uns so eingerichtet, daß das Verhältniß der Weibchen gegen die Männchen wie 300 zu 1 ist; letztere können beim Einsammeln nicht in Betracht kommen, da ihr kleiner besügelter Körper gleichsam von selbst nach der Begattung vergeht. Die Weibchen hingegen, welche ihre Gestalt nie, wie die Männchen verändern, häuten sich vor dem Eierlegen und selbst diese Häute werden zum Färbestoff eingesammelt. Man segt sie sanft mit eigenen Weiden von Kaninchenhaaren von den Sackpflanzern ab.

Das Einsammeln geschieht dreimal im Jahre. Die erste Lesung geschieht im December, die letzte im May. Ein Theil wird zur künftigen Zucht zurückgelassen.

Es giebt sodann mehrere Methoden sie zu röthen. Man taucht sie entweder in Körben in kochendes Wasser und trocknet sie hernach; oder man röthet sie in heißen Oefen oder in eisernen

Pfannen. Ist die Cochenille gut und von lebendigen Müttern, so verliert man nur $\frac{1}{3}$ am Gewicht durch das Dörren. Im entgegengesetzten Falle geben 4 Pfund nur 1 Pfund brauchbare Cochenille.

Die ganze Ausbeute der Cochenillenzucht ist äußerst wichtig. Es werden in jedem Jahre beinahe 8 bis 900,000 Pfund nach Europa gebracht. Das Pfund wird gegenwärtig in Deutschland mit 11 bis 12 Thalern bezahlt. Dieses kaum bemerkbare Insekt bringt mithin jährlich das große Capital von mehr als 10 Millionen Thaler hervor. Der Gewinn ist außerordentlich, da ein einziger Mann, den man hiezu besonders abgerichtet hat, ganz allein eine Pflanzung besorgen kann.

Die Cochenille zur Färberei benutzen zu lernen, dieß konnte selbst den rohen Indiern nicht schwer werden. Sobald man nemlich nur ein Weibchen zedrückt, so färben sich die Finger sehr lebhaft roth. Wir Europäer hatten bei der Benützung der Cochenille in den frühern Zeiten und nur des Klaumes, als eines Zusatzes, bedient, um dadurch höchstens karmoisin oder amarantroth zu färben. Ganz etwas anderes war es aber, unsern prächtigen Scharlach und die übrigen herrlichen Abfärbungen von heildunkelroth und Purpur daraus hervorgehen zu lassen. Hierzu hat der Zufall Anlaß gegeben. Bei dem berühmten Hüländer Cornelius Drebbel, welcher im Anfang des 17. Jahrhunderts lebte, stand nemlich Cochenille-Extract vor dem Fenster, um Thermometer damit zu füllen. Zufällig war durch Brechung eines Glases, welches Königswasser enthielt, etwas davon in jene violette Dinktur der Cochenille geflossen und diese war dadurch in die trefflichste hochrothe Farbe verwandelt worden. Drebbel untersuchte nun und erkannte endlich, daß das Binn, womit das Fensterkleid gelüftet war, von der scharfen Säure des Königswassers aufgelöst, diese herrliche Farbenveränderung hervorgebracht habe. Er theilte seine Entdeckung einem Schönfärber in Leyden mit, und dieser brachte nun dieselbe zu hoher Vollkommenheit. Er bereitete dadurch das prächtige Scharlachroth und brachte durch verschiedene Arten des Zusatzes sowohl das schönste Rosa, als auch Purpur und Blau hervor. Und so wurde durch diese Entdeckung der Purpur der Alten, den zuerst die Phönizier aus dem Saft der Purpurschnecke bereiteten,

völlig verdeckt, weil sein Feuer von den aus der Cochenille bereiteten Farben bei weitem übertroffen wird.

Die Planeten.

(Fortsetzung von Seite 138.)

Derjenige, welcher von allen, um die Sonne schwebenden Planeten ihr am nächsten ist, wird von den Sternkundigen Merkur geheißen. (S. Taf. XXXV.) Wenn man diesen Stern am Himmel sehen will, so muß man schon absichtlich darauf ausgehen und seinen Standort genau wissen. Denn er umflutet die Sonne in einem so kleinen Kreise und steht also beständig so nahe bei ihr, daß man ihn nur des Morgens, kurz vor Sonnenaufgang, am östlichen und des Abends, gleich nach Sonnenuntergang, am westlichen Himmel wahrnehmen kann. Er ist dem körperlichen Inhalte nach 16 mal kleiner, als die Erde, ungefähr zwei und ein halbmal näher bei der Sonne, als wir, welches 8 Millionen Meilen beträgt, und durchläuft seine Bahn, deren Umfang 50 Millionen Meilen groß ist, in-88 Tagen. So lange währt also auf ihm ein Jahr.

Der Justizrath Schröter in Ellenthal hat nachgewiesen, daß sowohl die Tages- als auch die Jahreszeiten auf dem Merkur so verschieden, als auf der Erde seyen und daß es auf ihm gleichfalls eine heiße, zwei gemäßigte und zwei kalte Zonen geben müsse. Nur macht die große Sonnennähe hierin wahrscheinlich einen großen Unterschied, und bei dem kurzen Merkursjahre, das nur 88 Tage währet, folgen auch die Jahreszeiten mit außerordentlicher Schnelle aufeinander. Wenn das dortige Pflanzenwachsthum dem unsrigen entspricht, so ist vielleicht drei Wochen nach der Frühlingsfaat schon Erndte, und wenn mit der Weinlese und dem Obstabnehmen nicht schnell zu Werke gegangen wird, so ist der Winter da, der Alles vereist. Aber er dauert nur 3 Wochen, und macht dann sogleich dem Frühlinge Platz. Ein Tag dauert auf dem Merkur ohngefähr so lang, als bei uns, nemlich 24 Stunden 1 Minute.

Wenn man diesen Stern durch ein gutes Fernrohr beobachtet, so bemerkt man, daß er eben so

zu- und abnimmt, wie der Mond, und also bald voll, bald sichelstförmig erscheint. Die Lichtgränze des halbverleuchteten Merkur ist sehr ungleich, sie hat Erhöhungen und Vertiefungen. Man folgerte hieraus, daß seine Oberfläche außerordentlich gebirgig seyn müsse. Auch ist aus verschiedenen Beobachtungen mehr, als wahrscheinlich, daß dieser Weltkörper einen ziemlich dichten und hohen Luftkreis um sich habe. —

Wir bemerken also, daß auf dem Merkur Mancherlei ist, was mit dem auf der Erde Ähnlichkeit hat. Da er aber der Sonne um 12 Millionen Meilen näher steht, als wir, und folglich viel stärker von ihr erleuchtet wird, so muß doch auch wieder Vieles auf ihm ganz anders seyn, als auf unserm Wohnplatze. Man muß indes nicht glauben, daß in so großer Sonnennähe Alles verbrennen müsse. Denn wir wissen, daß die Sonnenhitze sogar bei uns auf Erden abnimmt, je weiter wir an sehr hohen Bergen aufwärts steigen und folglich der Sonne um so viel näher kommen. Der Schöpfer wird also wohl auf dem Merkur schon solche Vorkehrungen getroffen haben, daß die Sonne den Leuten, die dort wohnen, ihre Körper nicht verferngt.

Die zweite Stelle im Planetensysteme nimmt der schöne Weltkörper ein, den wir unter dem Namen Venus, oder Abend- und Morgensterne kennen; denn beide sind ein und derselbe Stern. Die Venus ist, wie unsere Tafel zeigt, nur um etwas ($\frac{1}{2}$) an körperlichem Inhalte kleiner, als die Erde, und steht der Sonne so nahe, daß man sie ebenfalls nie des Nachts, sondern nur bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang in der Begleitung derselben erblickt. Als Morgenstern geht sie der Sonne voraus, als Abendstern folgt sie ihr nach. Ihre Entfernung von derselben beträgt 15 Millionen Meilen. Uns Bewohnern der Erde kommt sie manchmal bis auf 5 Millionen Meilen nahe und verursacht alledann eine solche Helle, daß die Gegenstände, die sie beleuchtet, einigen Schatten werfen.

Ihren Weg um die Sonne legt die Venus in 224 Tagen zurück, und hat, wie die Erde und Merkur, ihre Jahres- und Tageszeiten. Sie dreht sich nemlich binnen 23 Stunden 22 Minuten einmal um ihre Axe, hat also während dieser Zeit einmal Tag und einmal Nacht. Ihre Umlaufzeit

um die Sonne dauert 22 Tage, und sie legt in dieser Zeit eine Bahn von 82 Millionen Meilen zurück.

Demittelst der Fernröhre erblicken wir auch diesen Weltkörper zuweilen halb verdunkelt, scheinbar mit wachsenden Hörnern, gleich wie unser Mond. Aber wir erkennen noch mehr. Man bemerkt nemlich von Zeit zu Zeit glänzende kleine Hervorragungen von der Lichtseite in die Nachtseite der Venus; also Erhebungen, an denen die Sonne strahlt, während das Uebrige noch im Finstern ruht. Man schloß daraus, daß es auf der Oberfläche der Venus nicht nur einzelne hohe Berge, sondern auch ganze ansehnliche Bergketten geben müßte. Schröter hat sogar die Berge in der Venus zum Theil gemessen. Ihre Höhen sind erstaunlich. Einige unter ihnen überrücken nemlich unsern Chimborasso siebenmal an senkrechter Höhe. Die Gebirgskzüge erstrecken sich auf 200 Meilen in die Länge und bilden verhältnißmäßig eben so ansehnliche Thäler. Welche herrliche Naturserscheinungen muß diese Masse so riesenhafter Berggipfel und Gebirgskzüge dem Auge der Venusbewohner darbieten! Welch ein herrliches Schauspiel mag auf der schwindelerregenden Höhe eines solchen Berges der Auf- und Untergang der Sonne gewähren! Wie prächtig mögen die Gipfel derselben im Golde der Abend- und Morgensonne dem Auge entgegen glänzen, das sich aus den dunkeln Thälern rings um sie her zu ihnen emporhebt!

Stunden wir auf der Venus, so würden wir am Abend- und Morgenhimmel auch einen Stern, wie sie ist, wahrnehmen; nur ein wenig größer, als den Stern, den wir selbst noch nie am Himmel gesehen haben, weil wir — auf ihm herumwandeln. Es ist unsere Erde. Wie würden, wenn wir sie mit einem Fernrohr betrachteten, auf ihr helle und dunkle Flecken unterscheiden und vielleicht mythologischen, daß die Gebirge und Inseln sehn. Unsere Dörfer aber, die prächtigsten Pausen, die größten Städte des Erdencundes, die weitläufigsten Wäldungen, Alles wäre im einsörmigen Grau verschwunden, und wir würden ihr Daseyn kaum ahnen. Dagegen würden wir in der Nähe der Erde noch ein kleines Sternlein erblicken und nach längerer Beobachtung

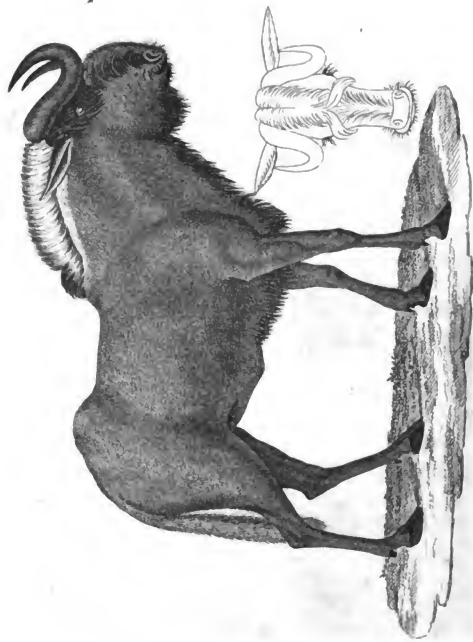
finden, daß es sich in ohngefähr 29 Tagen um die Erde im Kreise bewegt. Das ist der Mond. Und wenn wir gut messen und rechnen könnten, wie unsere Sternkundigen, so würden wir uns überzeugen, daß dieser Erdens Stern in 365 Tagen und 6 Stunden seine Bahn um die Sonne zurücklegt; die 131 Millionen Meilen beträgt, daß er in 24 Stunden sich einmal um sich selbst bewegt und dadurch Tag und Nacht hervorbringt, daß er 5400 deutsche Meilen im Umfange hat und 21 Millionen Meilen von der Sonne entfernt ist. Was aber sonst auf ihm sein Wesen treibt, was die Polen machen und die Kussen und die Belgier und die Cholera Morbus, davon würden wir nichts ahnen, sondern allerlei Vermuthungen hegen und Luftschlösser bauen, die am Ende wie Seifenblasen wieder zerplagen.

(Der Beschluß folgt.)

Anekdoten.

Ein armes Dienstmädchen klagte ihrer Herrschaft, daß sie schon längst hätte verarbeitet sehn können, wenn sie nur nicht so blutarm wäre. Die Frau vom Hause schenkte ihr aus Mitleiden 10 Thaler. Nach einigen Wochen kam das Mädchen zu dieser und stellte ihr den Bräutigam schon vor. Es war ein kleiner, verwachsener, häßlicher Mensch. „Mein Gott, fragte die Frau nachher die Wirthin, wie haßt du einen so häßlichen Menschen wählen können?“ „Ach, Madamchen, versetzte sie“ was kann man denn für zehn Thaler verlangen?

Ein reicher jüdischer Banquier wurde einmal auf einem Spaziergange von einem armen Jungen angebettelt. Er griff in die Tasche und gab demselben einen Kreuzer. „Gott vergelte es Tausendmal!“ rief der erfreute Knabe. In dem nemlichen Augenblicke hatte der Jude auch den baaren Betrag, was dieser tausendfache Segen einbringen könne, ausgerechnet: und tief mit verachtendem Blicke: „Nu, was thu ich mit Sechze Gulde Bergig!“



Das Same.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist hauptsächlich die Jugend aus der Natursgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie Eltern Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruhe Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für R. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — ächt (im ganzen Großherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heita, Schloschgasse No. 3) sowohl auf das Ganze von No. 1. 20 — jetzt zur fünften Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf acht Exemplare erhält man 1 Freyexemplar). Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist R. 7. 12 kr. rh., Thlr. 4. 12 gr. ächt.

D a s G n u .

(Mit einer Abbildung.)

Vierter Jahrgang 1831. Tab. XXXVII.

Das sonderbare Thier, von welchem wir hier eine Abbildung liefern, gebört zum Geschlechte der Antilopen, dessen Gattungen auf der einen Seite Ähnlichkeit mit den Hirschen zeigen, auf der andern mit den Ziegen und Oesen; ja einige gränzen durch Mähnen und Schweif sogar an die Pflge. Der größte Theil der Antilopen bewohnt die Länder zwischen den Wendekreisen, einige aber auch die hohen Alpengebirge Europa's und Asiens. Es sind meist gutmüthige, friedliche, furchtsame Thiere, welche gesellig, oft in großen Schaaren, bei einander leben und von der Natur dazu bestimmt zu seyn scheinen, die Wälder der Wüsten, die an Salzpflanzen reichen Steppen oder die unzugänglichen Gebirge zu bewohnen und die wenigen Kräuter zu genießen, welche die Natur so sparsam diesen Gegend mitgetheilt hat.

Das Gnu hat dem äußern Ansehn nach viel mit dem Rindvieh gemein; doch gleicht es auch engermaßen dem Pferde. Es hat die Größe des Esels, also ohngefähr 3 bis 4 Fuß in der Länge, starke, breite, anfangs vorwärts stehende, dann aber fast senkrecht aufsteigende Hörner. Sein Kopf ist groß, zusammengedrückt und endigt mit einem breiten Maul und sehr großen halbmondförmigen Nasenlöchern, die das Thier nach Willkühr öffnen und schließen kann. Der Hals ist kurz, mit einer dichten Mähne, welche von den Hörnern herab bis unter die Schultern geht; die Haare derselben sind 5 Zoll lang, an der Wurzel weiß, übrigens aber schwarz, so daß die Mähne eine weiße Einfassung erhält. Die Haare des Körpers selbst sind kurz, aber

dicht stehend und von Farbe braun. Die Schenkel und Beine sind schlank, das Rückrath und der Schwanz dem eines Pferdes ähnlich.

Das Vaterland des Gnu ist Südafrika, etwa 200 Stunden vom Cap lanbeinwärts, in den Landstrichen von Cambeo bis zum Drangefluß. Hier lebt es in zahlreichen Heerden von mehreren hundert beisammen, weit von den Wohnungen der Menschen entfernt.

Das Gnu ist das schnellste Thier der Ebenen Südafrika's, und man kann es als das Bild unbeschränkter Freiheit betrachten. Es besitzt Stärke, Geschwindigkeit und Muth in hohem Grade, hat eine feine Nase und scharfes Gesicht, und alle Versuche, es zu zähmen, sind bisher mißlungen. Wenn es verfolgt wird, so entflieht es im schnellsten Galopp, macht aber, wie andere Antilopen, in einiger Entfernung Halt, um sich nach dem Jäger umzusehen. Wird es verwundet, so geht es wüthend auf seinen Verfolger los und wird ihm gefährlich. Wenn eine Heerde beunruhigt wird, so springen und stoßen sie sich zuerst unter einander, ehe sie im Galopp die Flucht ergreifen. Ihre Bewegungen bei solchen Gelegenheiten sind so zierlich, frei und mannigfaltig, daß alle andere Antilopen in Vergleich mit ihnen plump und tölpisch erscheinen. Wegen seiner Schnelligkeit wird dieses Thier selten von den Colonisten erlegt; die Hottentotten aber lauern ihm im Gebüsch auf und schießen es mit vergifteten Pfeilen.

Das Fleisch ist zarter, als Rindfleisch, und schmeckt wie vortreffliches Wildpret. Aus den Hörnern werden am Cap verschiedene Arbeiten verfertigt, besonders Messerhefte, welche eine feine Politur annehmen und durchsichtig sind.

Man hat mehreremal lebendige Gnu's nach Europa gebracht und mit Heu, Hafer und Gras

ernähret. Allein sie blieben immer unabhängig, wild, suchten zu stoßen und schlagen hinten und vorn aus, wenn man sich ihnen nähern wollte.

Die Planeten.

(Beschluß von Seite 148.)

Jenseits der Erde, in einem Abstände von 32 Millionen Meilen von der Sonne, folgt der wunderschöne Planet *Mars*. Er zeichnet sich am Himmel dadurch vor den übrigen Planeten aus, daß er nicht, wie sie, in einem gelben oder weißen, sondern in einem rothen Lichte glänzt. Da seine Entfernung von uns nicht immer die nemliche ist, so erscheint er uns größer und schöner, wenn er in der Erdnähe, kleiner aber und minder feurig, wenn er in der Erdferne steht. Seine Größe ist 6mal geringer, als die unserer Erde; zu seinem Umlaufe um die Sonne aber braucht er 1 Jahr und 322 Tage und legt während dieser Zeit eine Bahn von 200 Millionen Meilen zurück.

Unter allen Planeten, die sich um die Sonne schwingen, scheint keiner so große Ähnlichkeit mit der Erde zu haben, als *Mars*. Sein Tag und seine Nacht sind nicht viel länger, als bei uns; er ist von einem Dunstkreis und einem Wolkenhimmel umgeben, der sich bald zusammensiebt, bald auflüthet, bald verschwindet; und, wie im Winter bei uns die gegen Norden liegenden Gegenden mit einer weißblendenden Schneedecke verhüllt sind, die, je höher die Frühlingssonne steigt, wieder abschmilzt, so erblickt man ganz das Gleiche im *Mars*. Seine beiden Pole sind nemlich beständig von einer weißen, glänzenden Masse eingehüllt, welche die Astronomen für Schnee erklärten, weil sie an dem einen Pole regelmäßig sich verkleinert; während sie an dem andern zunimmt, je nachdem dieser oder jener Pol der Sonnē zugekehrt ist. Also sind auch in jenem Planeten Frühlinge, Sommer, Herbst und Winter, nur daß sie etwa doppelt so lang, als die auf der Erde dauern; und wenn auch dort kein Wasser und kein solcher Schnee, wie der unsrige wäre, aus dem sich Schneemänner und Schneebälle machen lassen, so bleibe doch die ganze Erscheinung immer sehr merkwürdig, und vielleicht gelingt es dem Blicke unserer Entel, die Oberfläche dieses Planeten noch besser kennen zu lernen.

Für den nächsten Planeten nach dem *Mars* hat man von den ältesten Zeiten an den *Jupiter* gehalten, und war zwischen ihnen lange kein anderer zu entdecken. Die Astronomen aber behaupteten fast einstimmig, zwischen ihnen seße einer, ob ihn gleich noch kein sterblicher Mensch gesehen habe. Entweder, sagten sie, ist er so klein, daß wir ihn nicht sehen können, oder er ist durch irgend eine große Naturrevolution zerstört worden und verschwunden. — Diese längst gehegte Vermuthung wurde denn auch im Anfang dieses Jahrhunderts zum Triumphe der Sternwissenschaft bestätigt. Im Jahre 1801 entdeckte nemlich der Doctor *Piazzi* zu Palermo zwischen der Bahn des *Mars* und *Jupiter* einen kleinen Planeten, welchem man den Namen *Ceres* gab. Er ist fast 58 Millionen Meilen, also 24mal weiter von der Sonne entfernt, als die Erde und vollführt seinen Umlauf um die Sonne in 4 Jahren und 7 Monaten. Da aber dieser Planet gegen die andern, bereits entdeckten, so klein erschien, so behauptete man, er sey nicht mehr ganz, sondern nur ein Stück eines weit größern Weltkörpers. Wirklich wurde auch diese Vermuthung bestätigt; denn es wurden nachher in kurzer Zeit nach einander von deutschen Astronomen noch drei Sternlein, *Pallas*, *Juno* und *Vesta*, ungefähr in der nemlichen Weite von der Sonne, entdeckt, so daß man jetzt statt eines, der zu fehlen schien, 4 auf einmal hat. Sie laufen in ihren Bahnen (wie unser Tafel XXXV. zeigt) so nahe neben einander, daß man sich nicht genug darüber wundern kann, daß sie sich nicht in den Weg gerathen und einander stießen. Es scheint also keinem Zweifel unterworfen zu seyn, daß diese Sternlein nur Trümmer eines größern Weltkörpers seyen, der durch irgend ein schreckliches Naturereigniß auf ihm einst auseinander geborsten ist. „Es muß, sagt unser Hebel, ein großes Verdrüßniß gewesen seyn, wenn ein Vater oder eine Mutter auf einem Stück geblieben ist, und die Kinder auf einem andern, und konnten hernach nichts mehr von einander erfahren, und einander „durch Niemand grüßen lassen.“

Jenseits jener Witterkammer, welche um die Sonne in fast gleichen Entfernungen von derselben ihren Lauf haben, schwebt noch ein anderer Wandelstern, *Jupiter* genannt. Er ist der größte aller

und bekanneten Planeten; denn er ist so groß, daß aus ihm 1474 Erdkörper gemacht werden könnten. (S. die Abbildung.) Am Nachthimmel funktelt er als ein sehr schöner, heller Stern mit einem silberweißen Lichte, und wenn man ihn mit einem Fernrohr betrachtet, so nimmt man deutlich wahr, daß seine Scheibe von sechs, acht und mehreren schmälern oder breiteren, dunkeln oder hellern Streifen, wie von Gürteln, umwunden ist, die alle neben einander herlaufen. Die Astronomen wissen noch nicht recht, was sie daraus machen sollen. Einige meinen, es seyen viele tausend Meilen lange Wolkenreihen in dem Dunstkreise des Jupiter, andere glauben es seyen Gebirgszüge, die auf seiner Oberfläche hinlaufen. Aber noch etwas Anderes und Gewisseres erblickt man, wenn man den Jupiter mit bewaffnetem Auge betrachtet. Er ist nemlich begleitet von 4 Monden oder Trabanten, die in Kreisbahnen um ihn herumschweben und seine Nächte erhellen. Diese vier Monde müssen den Bewohnern dieses Planeten zur Nachtzeit so mancherlei Schauspielere gewähren, daß wir auf unsrer Erde kein Seitenstück dazu haben. Heute ist bei dem ersten Neumond und bei dem zweiten Vollmond, morgen ist jener schon dem ersten Viertel nahe und dieser dem letzten; unterdessen zeigt sich der dritte als Vollmond und der vierte wird Neumond. Ost muß sich treffen, daß alle 4 zugleich Vollmond haben und dann gehen sie zusammen auf und unter. Wer möchte nicht gerne einmal in dem Jupiter seyn, um dieses prächtvolle Schauspiel zu sehen! Aber man müßte schon eine gewaltige Reise machen, um dorthin zu kommen; denn er ist 108 Millionen Meilen von der Sonne, also 5mal weiter, als wir, von derselben entfernt und braucht, um seine 682 Millionen Meilen lange Bahn zu durchlaufen 11 Jahre und 314 Tage. Ein Jupitersjahr enthält also beinahe 12 Erdenjahre; folglich wäre ein Knabe von 12 Jahren auf der Erde nur 1 Jahr im Jupiter alt. Es läßt sich also wohl denken, daß die Leute dort ganz anders beschaffen seyn müssen, als bei uns.

In einem fast noch einmal so weiten Kreise, als Jupiter, wölgt sich ein großer, wunderbarer Weltkörper um die Sonne, dem man den Namen Saturn gegeben hat. Seine Kugel übertrifft die

Größe der Erde 1030 mal und ist 199 Millionen Meilen weit von der Sonne entfernt. Zu seiner ungeheuren Bahn um die Sonne bedarf er 29 Jahre und 169 Tage. Ein einziges Saturnjahr fällt also beinahe die halbe Lebenszeit eines auf Erden wohnenden Menschen aus, und da er so weit von der Sonne entfernt ist, so muß auf ihm das Licht derselben 90 mal schwächer, als bei uns seyn und muß einer schon gute Augen haben, wenn er dabei eine Nabel einsädeln will.

Am dem dunkelblauen Himmelsgewölbe erscheint uns Saturn beständig auch in einem blassen, bleifarbigem, ein wenig röthlichen Lichte, doch nicht so röthlich, als der Mars. Betrachtet man ihn aber durch ein Fernrohr, so wird man von einem erstaunenswerthen Anblick überrascht.

Die große Saturnkugel wird nemlich von 7 Monden begleitet und rings um die Mitte derselben, in mäßiger Entfernung vom Grunde und Wölbung, breitet sich, wie ein ungeheurer Ring, etwas Schwebendes aus, das sehr dünn, doch beträchtlich breit ist und von der Sonne erleuchtet wird. (S. die Tafel XXXV.) Wozu dieser Ring den Bewohnern des Saturns diene, darüber hat man bisher nichts Gewisses ergründen können. Doch läßt sich vermuthen, daß er sein Licht eben so wie die Monde auf den dunkeln Körper des Planeten zurückwerfe und zu seiner Erhellung beitrage.

Wie zum Jahre 1781 hielt man den Saturnus für den äußersten Planeten unseres Sonnengebietes. In demselben Jahre aber entdeckte der große Herschel, ein deutscher, einen Wandelstern, mit dessen erstaunlicher Laufbahn wir das majestätische Planetengebiet der Sonne um das Doppelte erweitert sehen. Man nannte diesen Stern Uranus. Er ist noch einmal so weit, als Saturn, also 400 Mr. von der Sonne entfernt; seine Bahn (die wir auf unserer Tafel wegen der Enge des Raums nur andeuten konnten) ist 2514 Millionen Meilen lang und er vollendet sie erst in 84 Jahren. Ein 84 jähriger Greis auf der Erde hätte also im Uranus erst ein einziges Jahr erlebt, und haben die Bewohner dieses entlegenen Weltkörpers eine Lebenslänge von so viel ihrer Jahre, wie der Mensch auf Erden nach der Anzahl irdischer Jahre, wie mittelbig müßten sie auf die Kürze unseres Daseyns blic-

den! Dort sind andere Jahreszeiten, als die unsrigen; auf der einen Hälfte des Uranus herrscht nemlich ein beinahe 40jähriger Winter und beinahe 40 jährige Nacht, während auf der andern Hälfte ein eben so langer Sommer tag blüht.

Mit bloßen Augen können wir den Saturn, wegen seiner unermesslichen Entfernung von uns, nicht erblicken, obwohl er 85mal größer, als unsere Erde ist. Mit Hilfe eines guten Fernrohrs erblickt man aber nicht allein ihn, sondern auch 6 Monde, die um ihn herum aufgehen und untergehen.

Ob Uranus der allerlehten der zur Sonne gehörigen Weltkörper sey, oder ob noch in unermesslichen Tiefen des Himmelsraumes, weit jenseits seiner Bahn, ein anderer schwebt, dieß wissen wir bis jetzt nicht. Aber es kann wohl geschehen, daß unsere Entel noch weiter in den Weltraum forschend einbringen und Planeten entdecken, die bisher unserm Auge verborgen geblieben sind. —

Vielleicht gewährt es denen unserer Leser, welche sich die nach Millionen Meilen angegebenen Entfernungen der Planeten nicht vorstellen können, Vergnügen, wenn wir sie ihnen auf folgende Weise verständlichen. Wenn auf der Sonne ein Artillerist in diesem Augenblicke eine Kanone abbrennt, und die Kugel flöge in gleicher Geschwindigkeit Tag und Nacht in gerader Richtung immer fort und fort, so käme sie doch in dem Merkur erst ungefähr nach 10 Jahren; in der Venus nach 18; auf der Erde nach 25; auf dem Mars in 38, auf dem Jupiter nach 130 Jahren an. Bis zu dem Saturnus aber hätte sie zu fliegen 238 und zu dem Uranus 479 Jahre. So weit sind diese 11 Sterne einer nach dem andern von der Sonne entfernt, die gleichsam ihre Mutter und Ernährerin ist und durch die unabherrbaren Entfernungen um sich her so viel Licht und Wärme und Segen verbreitet, als jedem nöthig ist.

Und wenn du fragst, lieber Leser, ob diese Planeten mit ihrer Monde, die wir die beschriebenen haben, auch bewohnt seyen, wie die Erde, auf der du umherwandelst; so fragen wir dich dagegen: „was würdest du wohl von einem Menschen halten, der ein großes Haus baute und die Zimmer in dem-

selben prachtvoll einrichtete, aber weder selbst darin wohnen wollte, noch Andere darin wohnen ließe! Nicht wahr, du würdest ihn für einen Thoren halten, für einen Menschen, welcher völlig zwecklos den größten Aufwand machte. Siehe so ist es auch mit dem Weltgebäude? Der allweise Schöpfer hat dieß großen und prachtvollen Weltzugeln nicht geschaffen, damit sie als wüste, ödeterlose Eindröben um die Sonne schweben, sondern, wie es auf ihrer Schwester, der Erde, überall, auf dem Lande, in dem Wasser und in der Luft von zahllosen Geschöpfen wimmelt, so freuen auch dort empfindende Wesen sich ihres Daseyns und Lebensgüts. Und wie hier der Mensch ahnend die Blicke seines Geistes zum unendlichen Schöpfer erhebt, so steigen auch aus jenen unermesslichen Sphären Dank- und Jubellieder zum Throne des Weltbeherrschers empor, der die Liebe ist, und der nur des wogenen Welten schuf, um Geschöpfe, die seinen großen Namen zu loben fähig sind, glücklich zu machen. Ja vielleicht und wahrscheinlich wohnen auf mehreren von jenen Sternen Wesen, mit weit mehr und höhern Geistesfähigkeiten begabt und weiter auf der Stufe der Vollendung, als wir Sterblichen, und wenn unsere Augen bis dorthin reichten, so würden wir beständig finden, was Haller sagt:

Die Sterne sind vielleicht ein Sie
verklärter Geister.

Wie hier das Laster herrscht, ist dort
die Augen Weiser.

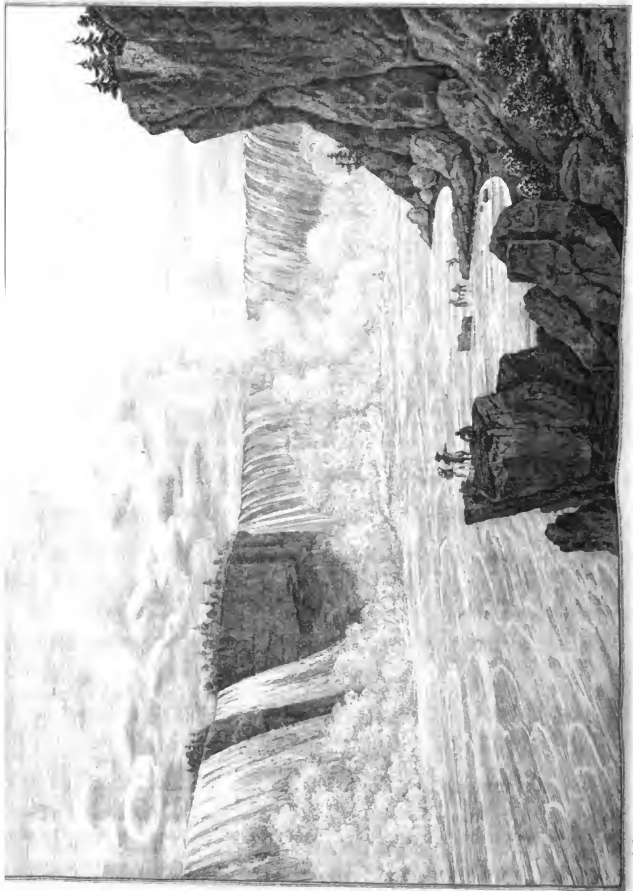
Warum ziehen Sie den Hut vor mir ab?

Vor einigen Jahren ging ein Schullehrer, ein gar ordentlicher Mann, in Geschäften nach K. Am Thor begegnet ihm ein Herr, den er, höflich, wie er war, grüßt, ohne ihn zu kennen. Der Herr dankt nicht, sondern bleibt stehen und fragt barsch: „Kennen Sie mich?“

Nein.

Warum ziehen Sie denn den Hut vor mir ab? Kann sein, wenn ich Sie kannte, so hätte ich den Hut nicht vor Ihnen abgezogen. —

Der Herr ging weiter und sagte kein Wort mehr. Der Schullehrer aber freut sich noch heute, daß ihm, schnell wie der Blitz, die rechte Antwort auf die grobe Erwiderung seiner Höflichkeit eingefallen ist.



Falls of Niagara.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT.

erscheint jeden Sonntag mit einer, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie flere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für R. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. - sechs. (im ganzen Großherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von Einmüthigen Baden (Franco per Briefpost) jede Woche gethan. Das In- und Ausland (in Strassburg in der Schreibhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse No. 3.) sowohl auf das Ganze von No. 1. an - fast aus fünfser Auflage - als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf sechs Exemplare erhält man 1 Freyexemplar.) Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist R. 7. 12 kr. rh., Thlr. 4. 12 pgr. sechs.

Der Niagara = Fall.

(Mit einer Abbildung.)

Vierter Jahrgang 1831. Tab. XXXVIII.

Der Niagara = Strom in Amerika, dessen Wasserfall zu den großartigsten und erstaunenswürdigsten Naturschauspielen gehöret, ist der Ausfluß des See's Erie in den See Ontario, und fängt an dem nordöstlichen Ende des erstern an, von wo er sich, fast gerade in nördlicher Richtung, nach dem letztern hinzieht. Seine Länge beträgt nicht ganz 8 geographische Meilen. Anfangs ist er eine halbe Meile breit und fließt ruhig und langsam; allein bis zur fünften Meile hin nimmt er an Breite ab; seine Ufer werden von Felsen beengt und die große Scene beginnt. Die Wassermasse, in einen engeren Raum zusammen gedrängt und zugleich durch den hineinfließenden Schippenweg vergrößert, wird nun reißend, drauf's mit wildem Ungestüm gegen die Felsen und strömt, durch eine mit Bäumen bewachsene Insel in zwei ungleiche Hälften getheilt, dem mächtigen Sturze entgegen. Jetzt sprudelt und schäumt der Fluß über verbedete Klippen und reißt Alles, was sich ihm von fern naht, peilschnell und unwiderrstehlich mit sich fort. Endlich stürzt die ungeheure Masse aller Gewässer, auf 672,000 Tonnen in jeder Minute, über 150 Fuß senkrecht herab in den fürchterlichen Abgrund. Welch ein Anblick, Welch ein Toben! Die Gewalt und Größe des Eindrucks, den dieses Schauspiel auf den Menschen macht, läßt sich nicht beschreiben. Die Erde scheint ihm unter den Füßen zu beben, das Auge vermag den riesenmäßigen Anblick nicht zu fassen, und der Geist, unger der furchtbaren Herrlichkeit des Schauspiels erstlegend, steht eine Zeit lang ganz betäubt. Erst allmählich kehrt die Besinnung wieder, und dann

bemerkt der staunende Blick, daß der Wasserfall eigentlich aus zwei Cataracten bestehe. Durch diese Spaltung des Wassersturzes, welche die Insel bewirkt, wird er außerordentlich verschönert. Das Felsenröhre der östlichen Seite liegt 20 Fuß tiefer, als sein übriger Theil, und ist kufensmäßig gebildet. Seine etwas niedrigere Lage führt ihm bei weitem die größere Menge der Gewässer zu, und eben dieser Wassersturz, wenn gleich nur von 143 Fuß senkrechter Höhe, erzeugt die erhabenste Scene des großen Ganzen. Der westliche Fall ist 163 Fuß hoch und hat einen kleinen Nebensfall, der von ihm durch einen Theil der Insel getrennt ist. (S. die Abbild. Taf. XXXVIII.)

Das heftige Getöse, mit dem beide Ströme in die Tiefe hinabstürzen, ist unbisprechlich; es ist ein immerwährender Donner, so stark und fürchterlich, daß Niemand mit dem Andern sprechen kann. Nach der Behauptung mancher Reisenden ist es nach in einer Entfernung von 45 englischen Meilen zu hören. Das herabgestürzte Wasser braust bis an 40 Fuß hoch wieder in die Höhe, und wird, theils als mächtige Wogen, theils in Schaumwolken aufgelöst, wieder gegen den Fall zurückgeworfen. Zugleich steigt beständig ein dichter weißer Dampf aus dem brausenden Getümmel hoch in die Luft und erscheint bei heiterem, stillem Wetter weit ins Land hinein dem Auge als eine Rauchsäule, wie sie von einem großen Waldbrande erzeugt zu werden pflegt. Durch die darauf fallenden Sonnenstrahlen werden die prachtvollsten Regenbogen hervorgebracht. Unmittelbar unter dem Falle sieht man dicke Wassermassen, runden Haufen gleich, aufgeschwollen, dann plötzlich oben bersten und den schäumenden Wassertrahl hoch hinausspritzen; und so wie eine vergeht, erheben sich neue und zerpflegen, wie die vorigen. Im Win-

ter senkt sich dieser Nebel auf die herumliegende Gegend und ziert die Bäume mit EiskrySTALLen, die, wenn die Sonne darauf scheint, den prächtigsten Edelsteinen gleichen.

Am Ende des Falles ist von den herabgestürzten Felsströmmern, Erdklumpen u. s. w. im Laufe der Zeit eine ziemlich große Insel entstanden, die *Adlerinsel* genannt, weil sie der täglliche Sammelplatz einer Schaar von Raubvögeln ist, die sich wegen des reichlichen Vorraths an getödteten Thieren hier einkfinden. Denn das Wasser wird schon lange vor dem eigentlichen Falle so schnell, daß es Alles, was sich ihm nähert; Fische, Wasservogel aller Art, größere Thiere, die sich mit Schwimmen vergnügen wollen, als Bären, Schweine, Hirsche, Rehe u. unauhaltbar mit sich fortreißt und zerstückt in die Tiefe hinunterschleudert. Die schwimmenden Thiere überlassen sich anfangs ganz sorglos und mit Wohlgefallen dem immer stärker und stärker werdenden Zuge, bis sie endlich zu spät ihren schrecklichen Irrthum gewahr werden. Jetzt strengen sie bei dem Gefühl der Gefahr alle Kräfte an, ihr zu entgehen; aber sie können sich dem Sturze nicht mehr entziehen. Das Wasserzerglügel wird schaarweise hinabgeschleudert; vergebens schlägt es mit den Flügeln, vergebens sucht es sich aus dem Gewässer empor zu schwingen. Die Wogen lassen ihre Beute nicht fahren. Zerschmettert kommt es in der Tiefe an und treibt abdann jenseits des Wasserfalls auf dem Strome daher.

Zu Zeiten trifft ein solches Loos den Menschen selbst. Folgender traurige Vorfall ward durch die Wothheit eines Matrosen veranlaßt. Ein becauschter Indianer hatte sich einige Meilen oberwärts des Falles in seinen, dort am Ufer besessigten Rachen schlafen gelegt; seine Gattin, eine junge Frau, setzte sich indes in der Nähe in's Grüns. Ein Matrose der Kriegsschiffe des *Erie-See's*, der zufällig vorbei kam, fand sie hübsch und wollte sie entführen; allein die Indianerin entsprang ihm und lief auf den Kahn zu. Um zu verhüten, daß die junge Frau ihren Gatten nicht wecken möchte, zerschneidet der Böhewicht den Strick. Nun trieb der Strom den ahnungslosen Indianer langsam gegen den Fall hin; das bald zunehmende gewaltige Geräusch erweckt den Unglücklichen. Mit wildem Blick starrt er in die

Gefahr, ergreift sein Ruder und arbeitet mit möglichster Kraft dem Zuge entgegen. Allein vergebens! Er spürt seine Ohnmacht und legt mit der ruhigsten Ergebung das Ruder nieder, verhält sich in seine Decke, streckt sich in den Kahn hin und stürzt entschlossen in den Abgrund.

Doch ereignete sich auch schon der Fall, daß Menschen, die in den Sturz des Niagara gerathen, mit dem Leben davon kamen. Namentlich erzählt man dieß von einer Indianerin, die, in ihrem Kahne eingeschlafen, in den Wasserzug gerathen und — o Wunder! — unverfehrt in die Tiefe hinabgeschwemmt worden sey, ohne bei dieser halbbrechenden Fahrt auch nur die Branntweinflasche aus dem Kahne zu verlieren. —

Ja, im Jahre 1829 wagte sogar ein gewisser *Samuel Parsch* einen kühnen Sprung in den Wasserfall des Niagara und — kam glücklich wieder heraus. Am 13. November desselben Jahres wiederholte er dieses Wagniß. Das Gerüst, von welchem er herabsprang, war 28 Fuß und die Stelle des Wasserfalls 100 Fuß hoch. Er hatte viel getrunken, vermuthlich, um sich Muth zu machen. Als er die Fluth erreichte, wurde er von den Wellen verschlungen und kam nicht wieder zum Vorschein. Sein Leichnam wurde späterhin gefunden; von der Erschütterung war ein Blutgefäß zersprungen.

In auffallendem Contraste mit der löthlichen Triviolität dieses Menschen stehen die Empfindungen, die einl beim Anblitz dieser großen Naturscene einen Indianer durchdrängen, welcher den Engländer *Carver* im Jahre 1783 auf seinen Reisen in's Innere von Nordamerika begleitete. Sobald die Reisenden den Standpunkt erreicht hatten, wo man den Niagara-Fall in seiner ganzen Größe erblickt, warf sich der Wilde auf sein Angesicht nieder und blieb lange liegen. Als er wieder aufgestanden war, fragte ihn der Engländer, warum er dieses gethan habe? Und er antwortete: „für den großen Geist.“ Er warf hierauf seine Pfeife in den Strom, dann seine Armbänder, die er an sich trug, sein aus Glasperlen bestehendes Halsband und zuletzt seine Ohrringe. Zugleich setzte er sein Gebet immer fort, wie es ihm Herz und Natur eingab, und endigte es damit, daß er den großen Geist zum seinen Schutze auf seiner Reise, um eine

glänzende Sonne, einen blauen Himmel und helles, heiteres Wetter hat. Er ging auch nicht von der Stelle weg, bis er mit Garver, nach indianischer Sitte, dem großen Geiste zu Ehren eine Pfeife zusammen geraucht hatte. Dieses war der Eindruck, den jenes große Schauspiel der Natur in dem Gemüthe eines unverborenen Wilden hervorbrachte. Die Gewalt und wunderbare Herrlichkeit des Anblicks weckte in seiner Seele das Gefühl der Nähe des Unendlichen, der die ganze Schöpfung mit seinem Geiste durchdringt, und er brachte ihm, nach kindlicher Weise, Alles, was er am liebsten hatte, zum Opfer dar. Möchte mancher sogenannte Gebildete in Europa von ihm jene sinnige Anschauung der Natur lernen, die des vernünftigen Menschen allein würdig ist.

Der Ex-Dey in Paris.

Die Tagesblätter berichteten obnähst, der Ex-Dey von Algier sey jüngst von Hr. Perier, dem Präsidenten des jetzigen franz. Ministeriums, zum Mittagessen eingeladen worden, habe aber von den ihm vorgesezten Gerichtlichen nicht beachtet, sondern aus Furcht vor Vergiftung nur zwei mit Reis und Wasser gedochte Hühner gegessen, die sein eigener Koch ihm im Hotel des Ministers zubereitet habe. — Diese theils lächerliche und abgeschmackte Erzählung über Hussein Dey veranlaßten einen französischen Litterator, Namens Jal. . . sich eine Audienz von ihm zu erbitten, die auch gewährt wurde. Der Dragoman, Hr. Jouannin, sprach ihm gleich Anfangs von der Unbescheidenheit, mit der man den Dey behandle. Spekulanten der niedersten Art wollten sich seiner oder wenigstens seines Namens bedienen, um Geld zu gewinnen. Hussein beklagte sich sodann, jedoch ohne Bitterkeit, über die närrischen Erdichtungen, die man sich über ihn erlaube. Hr. Jal. wollte ihm dies auseinanderlegen, als eine Sitte Frankreichs, wo man nichts mit der Satyre verschone; Herr Jouannin jedoch machte ihm bemerklich, daß der Pascha hauptsächlich von dem so lächerlich dargestellten Feste bei Hrn. Perier sprechen wollte. Das Wahre an der Sache war Folgendes: Bei dem Besuche, den der Dey bei dem Präsidenten des Ministerkonseils abthatete, fragte dieser den ersten, ob er eine Einladung annehmen würde. Hussein

nahm sie mit Vergnügen an. Man fragte ihn über seine Gewohnheiten, und Hussein erklärte, er hätte durchaus nichts gegen die europäischen Küche einzuwenden, nur Eine Speise ziehe er besonders vor, nemlich Hühner mit Reis. Dazu war aber erforderlich, daß Hussein Koch sie selbst schlachte, weil ihm sein Gesetz verbietet, das Fleisch eines Thieres zu essen, das von einem andern, als einem Muselmanne, getödtet wurde. Dies fiel Niemand auf, und die Sache wurde durch Mustapha, dem Koch des Paschas, in Stand gesetzt. Hussein ist indeß nicht blos von dem Hühne mit Reis, sondern ließ sich auch Pfirsichfrüchte, Salate, Zuckerwerk u. dgl. reichen; nur kein gespicktes Fleisch aß er, weil seine Religion ihm dies verbot. Ein Umstand, der dem Dey sehr unangenehm gewesen war, ist die Zeichnung, die ein junger französischer Maler von ihm bei seiner Anwesenheit in der Oper entwerfen wollte. Sobald er dies bemerkte, zog er sich unwillig zurück. Bekanntlich ist den Mahomedanern die bildliche Darstellung von Menschen verboten. Uebrigens war der Dey sensibel über die Neugierde der Franzosen gar nicht böse, und als Hr. Jal. ihm bemerkte, daß bei seiner Erscheinung in der Oper zugleich mit dem Kaiser und der Kaiserin von Brasilien seine fremdartige Tracht nicht das einzig Bemerkenswerthe gewesen sey, erwiederte er: ich begreife sehr wohl, was man bei Don Pedro und mir sehen wollte. Es ist ganz einfach; das Zusammentreffen ist auch sonderbar genug. Hr. Jal. fragte ihn, ob er über den geringen Prunk des Königs der Franzosen nicht erstaunt gewesen sey, und Hussein antwortete: „so soll ein König seyn, und der Curige macht es ganz recht.“ Man hat verbräutet, fuhr Hr. Jal. fort, daß Sie nicht mit der Aufnahme bei Ludwig Philipp zufrieden gewesen seyen. Mit großer Lebhaftigkeit antwortete Hussein: „weit entfernt, mich über meine Aufnahme bei dem Könige der Franzosen zu beklagen, erklärte ich vielmehr, daß ich von seiner Güte für mich durchdrungen bin. Ich werde in meinem Leben die wohlwollende, großartige und ehrenvolle Weise nicht vergessen, womit ich von der vortrefflichen Familie aufgenommen wurde, in deren Mitte ich mich niederlegte. Ich werde ewig dafür erkenntlich seyn. Niemals wäre Jemand im Orient so behandelt worden, wie ich von dem Könige, der

Königin und ihren erhabenen Verwandten behandelt wurde. Ich wiederhole es, ich werde bis an meinen Tod das Andenken an diesen Tag bewahren, der mich mit Freude erfüllt hat." Endlich ging Hr. Jal. auch auf den Krieg in Algier über, und sagte, warum er keine Anstalten getroffen habe, die Franzosen auf der Rhede zu beschließen, und wenigstens ihre Ausschiffung zu verzögern. Während der Postzeit diese Frage dem Dey überreichte, wurde sein Gesicht ernst und fast traurig. Hr. Jal. glaubte schon, ihn beleidigt zu haben, bis war aber nicht der Fall. Während Hussein antwortete, war sein Gesicht höchst ausdrucksvoll, zeigte jedoch keinen Zorn, sondern Verachtung und Unwillen. Niemals, sagt Hr. Jal., habe ich meine Unkenntniß der orientalischen Sprache mehr bedauert. Die Antwort war folgende: „Auf Ihre Frage ist gar viel zu antworten, aber ich beschränke mich auf Folgendes: So lange der Krieg dauerte, wurde ich nie von dem in Kenntniß gesetzt, was außerhalb meines Schlosses vorging: man hat mich betrogen. Der Divan handelte ohne mich, und verbarg mir alle seine Beschlüsse. Wenn die Küste von Sidj-Ferruch nicht gegen die Franzosen vertheidigt wurde, so kam dies daher, daß der, der sie vertheidigen sollte, dem ich diesen Theil des Gebiets und der Armee anvertraut hatte, ein Feigling war. Unglücklicherweise ist dieser Feigling mein Schwiegersohn." Hr. Jal. hatte lange die Gefälligkeit des Pascha's in Anspruch genommen und zog sich endlich zurück. Die Schilderung, die er von der Figur desselben macht, ist folgende: „Seine sanften Augen sind durch ovale Augengläser halb verborgen. Viele Einwohner, sowohl von Algier als von andern Theilen des Reichs, sind genöthigt, ihre Zuflucht dazu zu nehmen, weil ihr Gesicht von dem Rückprall der glühenden Sonnenstrahlen von den weißen Häusern, dem Pflaster und dem Sande leidet. Hussein ist nicht so ernst und unempfindlich, wie der Abg. von Tunis, der jetzt in Paris ist: er lacht und schwagt gern. Mir scheint er mehr Bildung zu besitzen, als sonst die Orientalen gewöhnlich haben. Seine Antworten sind lebhaft und oft geistreich. Er ist gutmüthig und hat ein natürliches Vernehmen, das ihn liebend

würdig macht. Sein Betragen ist sanft und einnehmend. Was das Gerücht betrifft, daß Hussein nach Paris gekommen sey, um über seine Rückkehr nach Algier zu unterhandeln, so glaube ich, daß dies völlig unrichtig ist. Ich bin überzeugt, daß der Pascha nicht daran denkt, in seinem ehemaligen Fürstenthume irgend eine Rolle zu spielen. Ich vermute, daß er die Stelle eines Stellvertreters des Königs der Franzosen nicht annehmen würde. Gewiß ist aber, daß, wenn Hussein als Herr oder als Abgeordneter Frankreichs nach Algier zurückkäme, man ihm den Hals abschneiden würde."

Litterarische Anzeige.

So eben hat bei uns die Presse verlassen und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Französisches Sprachbuch

für

Anfänger,

von

Professor Gratz,

Großherzogl. Bad. Hofbibliothekar.

(Preis: 1 fl. 12 kr.)

Der Verfasser hat hier ein Werk geliefert, welches mit vollem Recht die Aufmerksamkeit der Lehrer und Eltern in Anspruch nehmen wird, indem darin auf eine neue, höchst zweckmäßige, eigenthümliche Weise sämtliche Redetheile der französischen Sprache klar und faßlich, vom Leichteren immer zum Schwereren fortschreitend, vorgetragen sind, so daß dadurch die französische Sprache in der kürzesten Zeit und auf Gründlichkeit erlernt werden kann. Zugleich wird dabei die fortwährend mögliche Umwidmung der gegebenen Formen die Verstandeskraft der Jugend auf vorzügliche Weise anregen und in Thätigkeit setzen.

Das zweite Bändchen, enthaltend den deutschen Theil, nebst Anmerkungen für den Lehrer, verläßt unverzüglich die Presse und kostet 48 kr.

Alle Lebransätze, welche sich direct an die Verlagschandlung wenden, erhalten

auf 12 Exemplare	2 frey,
auf 20	4 frey,
auf 50	9 frey,
auf 100	20 frey.

Karlsruhe, im September 1831.

Ehr. Fr. Müller'sche Hofbuchhandlung.



Das neue Athen auf den Trümmern des alten

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT.

erscheint jeden Sonntag mit einer, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für R. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — stück. (im ganzen Großherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schloßgasse No. 3.) sowohl auf das Ganze von No. 1. an — jetzt zur fünften Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf acht Exemplare erhält man 1 Freyexemplar). Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist R. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 gr. stück.

**Das neue Athen
auf den Trümmern des alten.**

(Mit einer Abbildung.)

Vierter Jahrgang 1831. Tab. XXXIX.

Es wird unsern Lesern noch in frischem Andenken seyn, welchen heldenmüthigen Kampf die Griechen in neuerer Zeit gegen ihre türkischen Ungerdecker bekämpften. Zu wiederholten Malen schlugen die kleinen Schaaren dieses tapfern Volkes die ausgedehnten Heere und Flotten der Ottomannischen Porte. Die Helden, welche in diesem Kriege für die Freiheit ihres Vaterlandes stritten, die Thoren, die sie vollbrachten, sind des Ruhmes aller Zeiten würdig, und noch nach Jahrhunderten wird man der Namen eines Alexander Ipsilanti, der das löbliche Werk begann, eines Markus Bogzaris, der nach mehreren erungenen Siegen mit dem Schwerte in der Hand sich den Weg bis zum Zelte des feindlichen Heerführers bahnte, eines Canaris, der mit seinen Brandern die türkischen Schiffe in die Luft sprengte, einer Wobolina, die mit männlichem Muth dieselben in den Grund bohrte, und endlich der Helden von Missolonghi mit Bewunderung gedenken. Die Schlacht bei Navarino, in welcher Englands, Rußlands und Frankreichs vereinte Macht die türkische Flotte vernichtete, entschied endlich das Schicksal dieser Nation, deren Kräfte schon vor den stets sich erneuernden Angriffen ihrer Feinde zu erliegen drohten, und seitdem erfreut sich Griechenland der Unabhängigkeit und nimmt eine Stelle unter den Mächten Europa's ein.

Auf demselben Boden, auf welchem die jetzigen

Griechen so muthig für ihre Freiheit gekämpft haben, wohnten schon vor 3000 Jahren ihre Vorfahren, die alten Griechen, oder Hellenen, ein Volk dessen Großthaten in der Erinnerung eines Jeden fortleben, der es nur einmal der Mühe werth hielt, seinen Blick auf die Geschichte der Vergangenheit zu richten. Denn dieses Volk brachte die größten Männer hervor, welche je die Erde bewohnten, und das Meiste von dem, was aus der Vorzeit Großes und Herrliches auf uns gekommen ist, an Bildung, Kunst und Wissenschaft, hat seinen ersten Ursprung in Griechenland.

Vor allen Städten dieses ruhmvollen Landes glänzt aber besonders Athen hervor, von welchem wir auf beiliegendem Blatte unsern Freunden eine Ansicht von der Seite darbieten, von welcher es sich am schönsten ausnimmt. In dieser Stadt lebten einst die größten Staatsmänner, Feldherren, Gesetzgeber und Redner, welche die Geschichte kennt; hier wetteiferten die geschicktesten Baumeister, Bildhauer und Maler, um die Stadt mit ihren Meisterwerken zu schmücken; hier sangen die ausgezeichnetsten Dichter den Ruhm der Nation, hier trugen die edelsten Weisen ihren Zeitgenossen jene Lehren vor, deren Reinheit und Wahrheit noch jetzt ein Gegenstand unserer Bewunderung ist. Nie werden die Namen eines Miltiades, Themistokles, Solon, Sophokles, Perikles, Sokrates, Plato, Phidias, Demosthenes und viele andere von dem Ehrentage, den ihnen die dankbare Nachwelt anwies, verdrängt werden; immer werden sie als Sterne erster Größe am Himmel der Menschheit strahlen. —

Was wir auf unserer Abbildung erblicken, sind freilich nur Trümmer der alten Größe und Pracht,

in welcher Aethen zur Zeit seiner Blüthe glänzte; aber selbst diese Trümmer reden noch mit lauter Stimme zur Nachwelt, was die Stadt einst gewesen ist.

Der Geschichte zufolge wurde Aethen von Cecrops gegründet, welcher ums Jahr 1550 vor Christi Geburt aus Saïs in Aegypten nach Griechenland wanderte. Wie viele andere Städte, welche in der Folge eine große Bedeutung und großen Umfang erhielten, so nahm auch Aethen einen gar geringen Anfang und machte sich wohl wenig von einem gewöhnlichen Dorfe unterscheiden. Späterhin aber begann es unter einsichtsvollen Königen und weisen Gesetzgebern immer mehr an Macht und Umfang zuzunehmen; und als in den Jahren 490 bis 469 vor Christi Geburt die Feldherren Aethens die ungeheuren Heere der Perser zu Lande und zur See schlugen, und mit einer unermesslichen Beute ihre Mitbürger bereicherten; da wuchs die Stadt mit schnellen Schritten ihrer höchsten Blüthe entgegen und erreichte dieselbe etwa im Jahre 444 zur Zeit des berühmten Perikles.

Zu dieser Zeit bestand Aethen aus 3 Theilen, der Burg Akropolis oder Oberstadt, der unteren Stadt und den 3 Häfen, Phalerus, Munchia und Piräus, und ihr Umfang betrug 2 französische Meilen. Von der Stadt aus liefen zwei lange Mauern ab, eine französische Meile lang, welche an ihrem Ende durch eine dritte fast ganz geschlossen waren, so daß der Hafen Piräus dadurch zu einer sehr starken Festung wurde. Um die Stadt schlängeln sich der Illyssus und Erchiffus, an deren Ufern öffentliche Spaziergänge angelegt waren. Weiterhin liegen Hügel, ehemals mit Oliven, Lorbeerblümen und Rebstöcken bedeckt. Sie lehnen sich an hohe Berge und bilden eine Ringmauer um die Ebene, welche sich gegen Süden bis an's Meer erstreckt.

Die Stadt Aethen bot dem Auge einen prächtigen Anblick dar. Die Burg Akropolis lag mitten in derselben auf einem Berge, dessen eine Seite besonders steile Abfänge hat. Der Tempel der Minerva auf demselben, Parthenon genannt, von Perikles durch die berühmtesten Baukünstler

jenes Zeitalters errichtet, übertraf an Schönheit alle andern, ihm ähnlichen, Prachtgebäude. Es ist aus weißem Marmor erbaut, 227 Fuß lang, 100 Fuß breit, 69 Fuß hoch. Im Innern desselben stand die Bildsäule der Göttin, das Meisterstück des Bildhauers Phidias, 26 Ellen hoch. Die sichtbaren Theile des Körpers waren von Eisenbein, die Augen ausgenommen, wo der Stein durch einen besondern Stein nachgebildet war. Phidias hatte in der Volksversammlung den Vorschlag gemacht, die Statue von Marmor zu bilden, weil dessen Glanz länger daure, als der des Eisenbeins. Man hörte ihn aufmerksam an. Als er aber hinzufügte, daß er auch wohlfeiler sey, hieß man ihn schweigen und beschloß die Bildsäule von Gold und Eisenbein zu machen.

Ähnliche Gebäude, wie das prachtvolle Parthenon, standen fast in allen Theilen der Stadt. Die schönsten unter denselben waren der Portikus, eine große Säulenhalle, worin die berühmtesten Maler die Heldenthaten atheneisischer Bürger durch Meisterstücke der Malerkunst den Zeitgenossen und Nachkommen zur Nachseherung ausgestellt hatten; ferner der Tempel des Theseus, des Dymnischen Jupiter der eine Bierestube im Umfang hatte, die Theater und das Odeum, ein herrliches Gebäude, worin die größten Künstler in der Musik Wettstreite anstellten.

In den Straßen von Aethen war beständig ein reges Treiben und Leben. Denn die Stadt zählte über 300,000 Einwohner ohne die Sklaven, deren Anzahl sich auf 40,000 belaufen mochte. Außerdem war hier ein ungeheurer Zusammenfluß von Fremden aus allen Theilen der damals bekannten Welt, welche die Schönheit der Stadt und die angenehme Lebensweise in derselben hingezogen hatte. In dem Piräus fuhrn beständig Schiffe aus und ein und man mochte dahin gehen, zu welcher Tageszeit man wollte, immer hatte das Auge etwas Neues und Merkwürdiges zu sehen.

Aethen war der Sitz der Gelehrsamkeit und Kunst. Die größten Weltweisen des Alterthums lebten dort, lehrten dort und waren von Schülern aus allen damals kulturen Weltgegenden und aus

den vornehmsten Familien umgeben. Die bekanntesten unter den Bildungsanstalten waren die *Academie*, ein großer Garten mit herrlichen Spaziergängen, wo *Plato* lehrte und *Aristoteles* gelehrt wurde, und das *Lyceum*. Ernste Wissenschaften und Staatsbeschäftigungen wechselten mit Musik, Schauspielen aller Art und Leibesübungen ab, wodurch der Geist belebt und die Körperkraft geübt wurde.

Selbst nach der Unterjochung der Stadt durch die Römer glänzte ihr Ruhm weit und breit; kein junger Mann von regem Eifer zu den Wissenschaften, keiner, der auf sittliche Bildung und Ruf des guten Geschmacks Anspruch machen, oder, von jugendlicher Lust hingerissen, sich rühmen wollte, sein Leben genossen zu haben, durfte Athen unbesucht lassen; es gehörte zur Sitte der vornehmern Welt, hier gleichsam seine Studien vollbracht zu haben, und der Wunsch aller, dahin zu gelangen, war so groß, daß der Schauspieler *Lysippus* behauptete: „wer Athen nicht zu sehen wünsche, sey ein Thor, ein größerer, wer es sähe und nicht schön finde; der größte aber, wer es gesehen, und schön gefunden habe und doch wieder verlassen könne.“ —

Ein wehmüthiges Gefühl ergreift den in der Geschichte bewanderten Reisenden, wenn er mit dem, was Athen einst war, seinen jetzigen Zustand vergleicht. Er glaubt seinen Blicken kaum trauen zu dürfen, daß von hier aus die Kultur sich über ganz Europa verbreitet hätte. Aus den noch stehenden Tempeln haben die Türken Moscheen und die Christen Kirchen gemacht, und die Trümmer der andern herrlichen Gebäude, welche einst Athens öffentliche Plätze zierten, liegen durch die Stürme der Zeit und die Barbarei der Menschen zerstreut ümher, oder wurden zu Bausteinen für die geschmacklosen Häuser verwendet, in denen die jetzigen Einwohner der Stadt leben. Statt des frohen Menschengetümmels, das einst den Markt und die Straßen der Stadt belebte, sieht man jetzt auf dem *Bazar* (so heißt der öffentliche Platz in Athen) nur speculirende, pfiffige Neugriechen ihre kaufmännischen Geschäfte treiben, oder hier und da einige pflegmatische Türken, mit halbgeschlossenen

Augen und über einandergeschlagenen Beinen, den blauen Dampf ihrer Schmauchpfeife langsam gegen den Himmel blasen. Der Hafen des *Piräus* ist verlassen, und der Meerbusen von *Saronika*, dessen Wellen sonst kaum vor der Menge von Segeln sichtbar wurden, zeigt nichts, als verlassene Inseln und gefährliche Klippen. — Ehemals dehnte sich Athen rings um die *Akropolis* aus; gegenwärtig liegt diese Citadelle einzeln und außerhalb der Stadt, die überhaupt nicht über den vierten Theil des Flächenraums bedeckt, den sie in alten Zeiten einnahm. Noch gegen Ende des Jahres 1821 verbrannten die Türken, als sie Athen einnahmen, alle griechischen Kirchen und beinahe ein ganzes Viertel der Stadt. Die Zahl der Einwohner beläuft sich kaum noch auf 10,000.

Und dennoch, selbst in seinen Trümmern ist Athen noch bewundernswürdig; denn jeder Schritt, den man unter diesen Trümmern thut, erinnert an das, was einst so herrlich und groß bestand. Nimm nun, lieber Leser, deine Abbildung zur Hand und suche mit deinem Auge das Alte unter dem Neuen hervor. Was du oben auf dem Berge erblickst, sind die Gebäude der *Akropolis*. Unter ihnen zeichnet sich das *Parthenon*, oder der Tempel der *Minerva* aus. Den Eingang zu demselben bilden die *Propyläen*, eine Säulenhalle aus weißem Marmor. Rechts sieht man im Vordergrunde die Trümmer des Tempels, der dem *olympischen Jupiter* geweiht war. Auch die 3 mehr links Hand bemerkbaren Säulen gehören dazu. Dieses prächtige Gebäude verdient die volle Aufmerksamkeit des forschenden Reisenden. Am Abhange des Burgberges erblickt man zwei Säulen und dicht unter denselben die wenigen Reste des ehemaligen *Bauchtheaters*.

Noch viele Werke der Kunst eines längst verschwundenen Zeitalters finden sich in dieser hochberühmten Stadt, welche dem Wanderer reichlich Stoff zum Nachdenken geben; denn von einem erhabenen Gegenstande wird Aug' und Herz zum andern gezogen, und unwillkürlich drängt sich und der Gedanke auf, daß auch die erhabnen, größten Meisterwerke der Menschen der Vergänglichkeits unterworfen sind, und nur die geistige Kraft, die den

Menschen zu edlen Thaten leitete, seine Seele im bessern Lande unsterblich macht.

V e r s c h i e d e n e s.

Ein schauerhaftes Unglück ereignete sich vor kurzem in England an der Küste von Anglesea durch den Untergang des Dampfbootes „Rothsaz Castle“, das regelmäßig seine Fahrten zwischen Liverpool und Bangor in Wales machte. Man hat großen Grund zu glauben, daß das schreckliche Vergebniß durch Unvorsichtigkeit des betrunkenen Kapitäns herbeigeführt wurde. Von 130 Passagieren aus York, Leeds, Manchester und London kamen nur einige Wenige wie durch ein Wunder mit dem Leben davon. Unter den Umgekommenen befanden sich viele Frauen und Kinder. Von einer Gesellschaft von 26 Personen, die sich zu einer Vergnügungsfahrt nach Wales eingeschifft hatten, retteten sich nur ein gewisser Hr. Nuttal und ein Fräulein Whitaker, deren Vater sammt allen übrigen ihr Grab in den Wellen fanden. Schon bei der Abfahrt ging die See sehr hoch und ein ungestümer Wind erhob sich, wodurch die meisten Reisenden von heftiger Seekrankheit befallen wurden und in den Schiffskapitän Atkinson drangen, wieder umzukehren, der aber ihrer Furcht spottete und dazu durchaus nicht zu bewegen war. Selbst als es Nacht wurde und das Schiff bereits von den thürmenden Wellen überflutet Wasser geschöpft hatte, so daß man es kaum noch durch angestrengtestes Pumpen flott erhalten konnte, weigerte er sich, Nothsignale zu geben und Laternen auszuhängen, in welchem Falle noch Hilfe aus Beaumaris, auf der Insel Anglesea, hätte anlangen können. Um Mitternacht rief das Schiff, nachdem es seine Richtung ganz verloren hatte, nahe bei Puff in Island auf eine Bank, Spitz genannt, und zerstückelte unmittelbar darauf. Herr Nuttal, der an eines der Schiffstrümmere angeklammert gerettet wurde, gab eine eintreffende Schilderung von der Verzweiflung der Passagiere, bevor der Augenblick herannahte, der Alle in den Wogen begrub. Weiber und Kinder hatten sich auf dem Verdecke in einen dichten Haufen zusammengedrängt und stießen an einander ge-

klammert ein herzzerreißendes Geschrei aus. Als endlich das bedrängte Schiff sie in den Abgrund stürzte, erhaschte Hr. Nuttal ein Stück des Verdeckes, das Rad von einem Ruder mit einem Balken, woran es befestigt war. In demselben Augenblicke hing sich noch ein kleiner schöner Knabe auf seinen Rücken, der so gleichfalls dem Tode entging. Fünf andere Personen klammerten sich noch an dieses gerettete Rettungsmittel an, und diesen gelang es, noch drei andere aufzufassen und mitzunehmen. Unter diesen befand sich Fräulein Whitaker, die Nuttal, als sie an ihm vorbeigetrieben wurde, bei den Haaren ergriff und an dem Verdeck anklammern ließ. In dieser Lage wurden sie von Wind und Wellen dem Lande zugetrieben und schwebten bis sieben Uhr Morgens in der äußersten Todesgefahr, als die Ebbe sie wieder ins Meer zurückzuführen begann. Durch Geschrei und ein Tuch, das sie an einer aufgefundenen Stange befestigt hatten, suchten sie die Aufmerksamkeit der Menschen am Ufer auf sich zu ziehen, so lange sie noch im Angesichte Beaumaris waren. Lange blieb ihre Bemühung vergebens, und erst als sie den Flanellrock des Fräuleins Whitaker in lange Streifen gerissen und an der Stange befestigt hatten, nahm man ihrer wahr; das Rettungsboot lief aus und brachte sie insgesamt glücklich an's Land. Die Todesangst hatte die Sinne der Geretteten dergestalt verwirrt, daß sie glaubten, es sey schon Mittag, als sie an's Land kamen. Einer von ihnen war völlig erblindet und glaubte, ohne sein Unglück wahrzunehmen, es sey noch Nacht. Eine der ersten Personen, die von den berghohen Wellen vom Verdecke gerissen wurden, war der Kapitän. Fünfzehn bis zwanzig Personen hatten sich in das Schiffboot gerettet, das aber schon im nächsten Augenblicke von den Wogen verschlungen wurde. Während dieses ganzen schauerhaften Vorfalles schien der Mond so klar und hell, daß man auf jedem Gesichte die Züge des Entsetzens und der Verzweiflung wahrnehmen konnte. Bis jetzt konnte man nur erst siebenzehn Leichen der Verunglückten finden, die an der Küste von Anglesea an's Land geworfen wurden.



Der Lammergeräuer.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT.

erscheint jeden Sonntag mit einer, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, des Länders- und Völkerverkehrs, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie für Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement vierteljährlich für R. 5. 22 kr. rh., Thlr. 3. — sechs (im ganzen Großherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden fernerseit von Küniglischen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen hier in- und Auswärts (in Sitzenburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse No. 3.) sowohl auf das Ganze von No. 1. an — jetzt aus fünfzig Anläufe — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf acht Exemplare erhält man 1. Freyexemplar). Der Preis des Jahrgangs ist R. 7. 28 kr. rh., Thlr. 4. 12 gr. sechs.

Der Lämmergeier.

(Mit einer Abbildung.)

Vierter Jahrgang (1831), Tab. XL.

Der Lämmer- oder Bartgeier, dessen sehr gelungene Abbildung wir dies Mal unsern Freunden mittheilen, ist einer der größten Raubvögel der Alpenwelt. Er ist gewöhnlich 4 Fuß lang und misst mit ausgespannten Flügeln 9½ bis 10 Fuß, während die Flügel des größten Adlers sich selten über 7 Fuß ausbreiten. Er verdiente König der Vögel zu heißen, wenn nicht sein Nachbar, der früher gekannte Adler, schon von uralten Zeiten her im Besitz dieses Titels wäre. Der alte Bartgeier in seinem vollkommenen Federkleid ist ein herrliches, prachtvolles Geschöpf; denn er prangt mit den lebhaftesten Farben, die in den Strahlen der Sonne im feurigen Goldglanz schimmern. Der Kopf ist weiß und von der Schnabelwurzel an durch die Augen läuft ein schwarzer Streif, der am Hinterhaupte sich umbiegt und beinahe einen Ring um seinen Kopf bildet. Ueber die Brust läuft von den Achseln weg ein Kranz von weißgelben, schwarzgesteckten Federn. Unterseits, Federhosen und Beine sind weiß, pomeranzfarb überlaufen. Schultern, Rücken und Deckfedern der Flügel sind schwarz mit weißen Flecken. Das große, wunderschön orangeroth funkelnde Auge und sein durchdringender Blick gibt der ganzen Gestalt den höchsten Grad von Feuer und Leben. Von der unteren Kinnlade seines hornfarbigen, ½ Zoll langen Schnabes, hängt ein schwarzer Bart herab, dessen Haare über einen Zoll messen. Der Rachen ist sehr weit, und kann sich so weit öffnen, daß er große Knochen hinunterwürgen kann. Schlund und Magen bilden einen einzigen Saal. Die Dehnbarkeit desselben gestattet dem Vogel unglaublich große Mahlzeiten

zu sich zu nehmen. Der Magenfaß ist so stark, daß er die härtesten Knochen in kurzer Zeit in eine zertrübbliche Kalkerde verwandelt. Selbst nach dem Tode verdaut er noch. Man tödtete einen Bartgeier in dem Augenblicke, als er eine Fuchseule mit Haut und Haaren verschluckt hatte. Drei Tage nachher fand man die Keule fast ganz verdaut und selbst die Knochen bereits angegriffen.

An Stärke übertrifft der Lämmergeier alle andern großen Raubvögel, und da bei seiner bedeutenden Größe sein Körper doch von einer verhältnißmäßig äußerst geringen Schwere ist, so vermag er mit seinem starken Fittigen sich zu einer unermesslichen Höhe aufzuschwingen, wohin selbst der Adler wohl kaum sich zu erheben vermag. Dabei ist sein Gesicht so scharf, daß er von dieser Höhe herab dennoch ganz kleine Thiere, die seine Beute ausmachen, auf der Erde beobachten kann.

Der Wohnort und Aufenthalt dieses mächtigen Vogels sind ausschließlich nur die höchsten, rauhesten Felseneinöden der Hochgebirge der alten Welt. Man findet ihn in den Gebirgen der Schweiz, Tyrols, Salzburgs; auch auf den Pyrenäen und den Gebirgen Griechenlands, Kleinasiens, Persiens und Sibiriens hat man ihn getroffen. Nirgends aber ist er häufig; nie verläßt er das Hochgebirge ganz, und nur in sehr kalten Wintern und im ersten Frühjahr, wenn er eine junge Familie zu versorgen hat, treibt der Hunger ihn weiter herab bis zu hochliegenden Bergdörfern, denen er sich jedoch stets nur mit großer Umsicht und Behutsamkeit naht. Daher hält es auch dann noch schwer, ihm mit einem Schuß beizukommen, oder ihn in eine Falle zu locken, und es bleibt immer ein seltener Glücksfall, wenn es einmal gelingt, sich

seiner auf irgend eine Art zu bemächtigen. Man stellt ihm indes sehr häufig nach; denn er ist ein furchtbarer Räuber, kühn und verwegen, wie kein Adler. Gleich seinem amerikanischen Verwandten, dem Condor (s. Taf. XXV.) schwebt er in mächtigen Kreisen ohne einen Flügelschlag in den Lüften, hoch über der Schneeregion, ja selbst über den Gipfeln der Alpen und durchspäht mit seinen funkelnden Augen die Felsen, Klüfte und Thäler, ob er etwa eine Murmeltier-Familie, eine Gemse, eine Ziege, ein Schaaß oder ein anderes Thier erblickt, und stürzt dann in pfeilschnellem Fall und mit den Flügeln durch die Luft tausend auf seine Beute, welche der schnellste Lauf nicht zu retten vermag. Die am Rande des Abgrundes stehende Gemse stößt er, sie plötzlich ergreifend und mit Flügelschlägen belaubend in die Tiefe, wo er sie ohne Gefahr verzehren kann. Man hat ihn sogar, wiewohl ohne Wirkung, Lachsen angreifen sehen, und selbst der Mensch hat, wenn er an einem Abgrunde steht, von ihm zu fürchten. Die rothe Farbe reizt ihn, wie es scheint, zum Angriff. Man sah, wie ein solcher Vogel auf ein mit einem rothen Köchlein bedecktes Kind stossen wollte, als derselbe von dem gewarnten Vater erschossen wurde.

Es ist lange bestritten und als Märchen verächtet worden, daß der Lämmergeier Kinder anzugreifen wage. Allein neuere Forschungen gestatten keinen Zweifel mehr an der Wahrheit dieser merkwürdigen Thatsache. In dem Dörfchen Goldswyl bei Interlachen, lebte noch im Jahre 1814 eine Frau, die in dieser Gegend allgemein unter dem Namen des Geier-Anneli bekannt ist. Als dreijähriges Kind hatten ihre Eltern sie, wie dieß in der Schweiz häufig geschieht, mit auf eine hohe Bergweide genommen, wo sie Heu machten. Bald schlummerte das Kind neben einer Scheune ein; der Vater bedeckte ihm das Gesicht mit einem Strohhut und ging seiner Arbeit nach. Als er kurz nachher mit einer Heubürde beladen zurückkehrte, war das Kind fort und Eltern und Thalbewohner suchten es überall vergebens. Während dem ging ein Mann von Unterseen auf einem wilden Pfade dem Wägglibach nach, wo er zu seinem Erkaunen das klägliche Angstgeschrei eines Kindes hörte. Mit schnellen Schritten eilt er dem Schalle nach; da er

hob sich, von ihm aufgeschreckt, von einer kleinen Anhöhe, ein Geieradler und schwebte über den tiefen Abgrund hin. Am Rande dieses Abgrundes, in dessen Tiefe ein schäumender Bach brausete, fand der Landmann das Kind, und dieses hatte keine andere Verwundung, als an dem linken Arme, woran es wahrscheinlich die Klauen des Geiers gepackt hatten. Schuhe, Strümpfe und Kappchen waren verloren. Dieses geschah den 12. Juli 1768. Die Anhöhe, wo man das Kind fand, ist von jener Scheune, wo es schlummerte, etwa 1400 Schritte entfernt. Diese im Kirchenbuche der Gemeinde Haderm eingetragene Geschichte ist über allen Zweifel erhaben.

Ganz dem Naturell des Lämmergeiers gemäß ist auch die Geschichte eines Hirtenknaben. Dieser hütete im Jahre 1778 auf der Silberalp im Canton Schwyz die Herde, und stand unweit einer Felsenwand. Plötzlich kam ein Lämmergeier seitwärts auf ihn zugeflogen, und stürzte ihn durch wiederholte Flügelschläge in den Abgrund, wohin er ihm eben so schnell folgte und ihn anzustreifen begann. Ein Mann, der auf das Geschrei des Knaben herbeieilte, scheuchte den Vogel fort und rettete jenem das Leben.

Selbst Erwachsene, namentlich Gemsejäger, kommen oft in Gefahr, von solchen Lämmergeiern in den Abgrund gestürzt zu werden, und können nur dann sich retten, wenn sie Plaz und Zeit zum Ausweichen haben. Man erzählt auch einen Fall, daß ein Lämmergeier mit einer mehr als 20 Pfund schweren Fuchsfalle, in welcher er sich gefangen hatte, davon flog, und sie mehr, als eine Stunde weit auf einen andern Berg trug. Es läßt sich hieraus wohl begreifen, daß er auch ein Kind mit in die Höhe zu nehmen vermag. Thatsache ist es, daß er junge Ziegen, Lämmer, Hunde und Fische vom Boden aufnimmt und davon trägt.

Sein Nest legt der Lämmergeier nur an unersreitigen Felsen und in Klüften an, wohin selten der Fuß eines Menschen, selbst eines Gemsejägers, gelangt. Es besteht aus einer Unterlage von dicken Baumästen, auf welche feinere Reisig und Heu gelegt werden. Die 2 bis 4 Eier sind von der Größe eines Gänseies, von rauher Schale und schmutzigweiß mit braunen Flecken. Mit Wuth verteidigern

die Estern ihre Brut, und greifen den grimmig an, der sie ihnen wegnimmt. Den Räuber ihrer Jungen sah man sie Stunden weit verfolgen.

In der Gefangenschaft hat dieser Vogel das Eigene, daß er, jung eingefangen, nicht bloß sehr zahm wird, sondern vielmehr Zuneigung zu seinem Herrn bekommt und denselben erkennt. Nutzen für die Dekoration gewährt er keinen, wohl aber bedeutenden Schaden an Kammern, Biegen und andern Thieren. Daher verfolgt man ihn sehr, daß er immer seltner wird, und die hohen Preise, welche Liebhaber für Sammlungen für ihn bezahlen, haben denselben noch mehr den Verfolgungen ausgesetzt.

Reise: Erfahrungen eines deutschen Militär-Arztes.

Ein Militär-Arzt, von Geburt ein Deutscher, Namens W..., der in den Feldzügen gegen Napoleon das russische Heer begleitete und sich nachher in Polen niedergelassen hatte, wurde durch mancherlei Umstände veranlaßt, seinen bisherigen Wohnort zu verändern, und sich nach Obeffa, einer berühmten russischen Handelsstadt am schwarzen Meere, auf die Reise zu begeben. Er verwandelte seine sämmtlichen, nicht unbedeutenden Besitztümer in bares Geld, und schiffte sich dann auf dem Dniepr-Flusse ein. Eine große Strecke war schon zurückgelegt, als plötzlich in einer stürmischen Nacht das Schiff in Brand gerieth. So rasch und gewaltig griffen die Flammen um sich, daß, wer noch das nackte Leben retten wollte, sich in den Fluß stürzen und Alles dahinten lassen mußte. Verleht an Füßen und Augen, erreichte W... noch glücklich genug das öde Ufer. Aber wo sollte er in wilder, unbekannter Gegend, bei finsterner Nacht, nun eine Zuflucht suchen? Da lief, als endlich der Morgen hereinbrämmerte, sich eben nicht entfernt ein Bergstädtlein hören; dem folgte er nach, und es führte ihn in eine offene Klosterkirche. Er sank vor dem Altar auf die Kniee, und dankte Gott mit Thränen für die Rettung aus der Gefahr und für den Zufluchtort. Als er nach einer Weile sich wieder aufrichtete, sah er sich von Nonnen umringt, deren Theilnahme sein elender Aufzug in nassen, halb verbrannten Lumpen, und seine Frömmigkeit ihm er-

worben hatte. Er erzählte sein trauriges Geschick, und die guten Klausnerinnen führten ihn in's Krankenzimmer und versorgten ihn so lange, bis seine Brandwunden es verstateteten, daß er sich wieder auf den Weg machen konnte. Sie besenkten ihn mit Wäsche und Kleidungsstücken und mit einem Bekehrten, und er setzte nun seinen Stab weiter. Es dauerte aber nicht lange, so hatte er sich in den Wildnissen dieser Wälder und Steppen von Neuem verirrt. Schon war es nahe daran, daß er vor Ermattung niedergesunken und dann den rißes umher hausenden Wölfen zu einer sichern Brute geworden wäre, als er noch endlich am Ufer die einsame Hütte eines Fischers erblickte. Nach dieser schleppte er sich hin, und der Fischer, ein darmherziger Samariter, nahm ihn freundlich auf, und that zu seiner Verpflegung und Herstellung, was er irgend konnte. Als nach einiger Zeit dieser gute Mann eine Ladung Fische in einem Boote nach Kiew führen wollte, bat W... ihn um ein Plätzchen im Fahrzeuge, denn in Kiew hoffte er als Arzt sein Glück bald wieder hergestellt zu sehen. Der Fischer willigte ein, bereitete ihm ein bequemes Lager, und spannte ein Tuch darüber, weil W... noch immer sehr schmerzlich an den Augen litt. Die Fahrt geht vorwärts. Sie langen gegen Abend an einer Zollstätte an. Das Boot macht Halt. Der Zollverwalter, ein Mann mit einem Stetfuß, staunt, als er den Kranken erblickt, und kann die Augen gar nicht wieder von ihm abwenden. Endlich bittet er ihn auszufragen und sich in seinem Hause zu erquicken. Zwar wäre W... lieber auf seinem Lager liegen geblieben, aber der Mann mit dem Stetfuß läßt nicht nach mit Bitten, und so richtete denn unser ermatteter Reisender sich endlich auf, und hinkt nach der Hütte am Ufer. „Kennen Sie mich denn gar nicht mehr, mein bester Herr Doktor?“ — fragt der Böhmer, — „entlassen Sie sich nicht des Soldaten, dem Sie bei Stuttgart das Bein abnahmen und ihm das Leben erhielten, als schon alle andern ihn verlassen hatten?“ — W... bekennt sich jetzt, erkennt seinen alten Kriegskameraden wieder, und die alte Freundschaft wird herzlich erneuert. Der Böhmer bittet nun den Fischer, bis morgen Halt zu machen. Es geschieht. Alles, was die Hütte leisten kann, wird

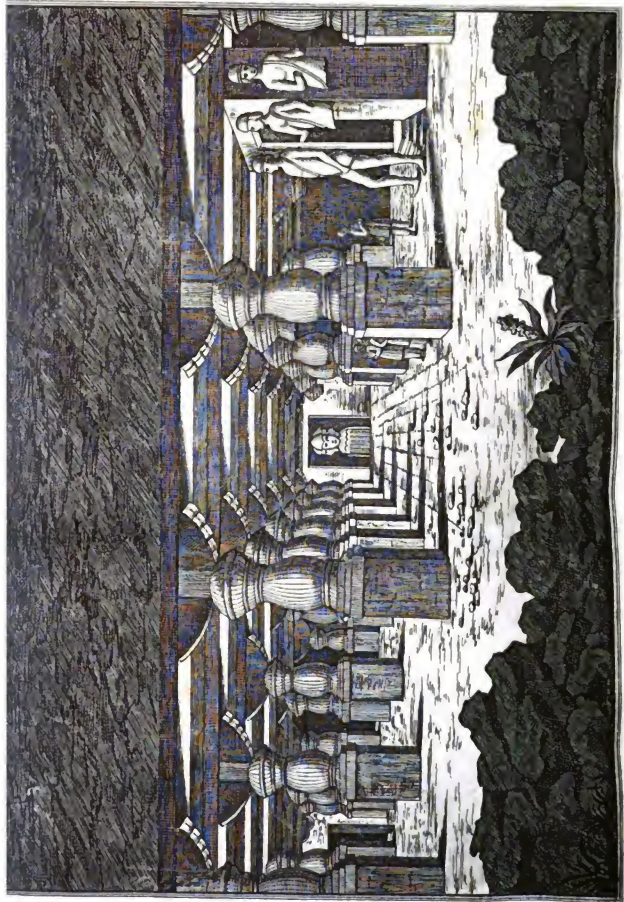
aufgeboden, die Gäfte zu erquickten und zu erfreuen. Gegen die Nacht kehrt der Fifcher in sein Boot zurück: für W... aber hat der Böllner ein recht weiches Lager bereitet. Nun möge er sich zur Ruhe begeben, — sagt der Wirth — aber sich nicht wundern, wenn er etwa neben im Stalle ein Geräusch hören werde; denn es gäbe da zuweilen Gefächste, und überdem müßte er diefe Nacht einen kleinen Gang machen. In der That wird W... auch durch ein Geräusch und Getöse aufgeweckt, schlummert aber, müde wie er ist, bald wieder ein. Am Morgen steht der Böllner vor seinem Bette mit einem Beutelchen voll Geld in der Hand, und bittet seinen Gast flehentlich es anzunehmen, weil er ja jetzt einer Weisheit wohl bedürftig seyn werde. Nun wird mit einem Male W... Alles klar, „Freund!“ — ruft er aus, — „du hast diese Nacht deine Kuh verkauft, um mir mit diesem Gelde zu helfen!“ — „Es ist wahr,“ — entgegnete der ehrliche Mann — „aber sollte mir der Ketter meines Lebens nicht hundert Mal mehr werth seyn, als meine Kuh?“ W... sieht ein, daß er dieser guten Seele unendlich wohl thun würde, wenn er das Anerbieten länger zurückweise. Er nimmt also das Beutelchen mit zwanzig Rubeln als ein Darlehen an, welches er bald von Kiew aus zurückzahlen hoffe. Mit heißen Thränen küßt ihm der dankbare Russe die Hände, versorgt ihn noch mit Lebensmitteln und einem warmen Pelz für die Reise, und W... kommt glücklich in Kiew an. Hier geht Alles nach Wunsch. W... macht glückliche Kuren, verdient viel Geld, schickt seinem wackeren Wirth ein Dnpr das Darlehen sammt Zinsen zurück, und es fehlt ihm, da nun auch die Gesundheit vollkommen wieder hergestellt ist, an nichts mehr. Aber der alte Plan, die Reise nach Dessa, und von da vielleicht nach Konstantinopel und nach Griechenland, will doch nicht aus der Seele weichen. Sobald die gute Jahreszeit sich eingestellt hat, macht sich W... von Neuem selbstfertig. Dieß Mal jedoch will er das Wasser, wo es ihm so übel ergangen ist, meiden. Er mietet sich einen Fuhrmann und eine Kibitze, packt seine Habfeligkeiten auf, und fort geht es abermal nach den Küsten des schwarzen Meeres. Der größte Theil der weiten Fahrt wird glücklich zurückgelegt. Aber am Ende derselben sieht er sich von den grausenvollen Wildnissen Bessarabiens umfungen, Weg und Steg gehen verloren, die Nacht dunkelt herein, eine Heerberge ist nirgends zu entdecken. Der Fuhrmann hat schon längst den Muth verloren, da diese Gegenden wegen ihrer Unsicherheit verurtheilt sind; aber W... läßt sich dieses Alles nicht im mindesten anfechten. Indem er nach allen Seiten hin horcht

und sich umschaut, sieht er mit einem Male ein Licht in der Ferne durch die Gebüfche schimmern. Nun geschwind darauf zu. Man kommt näher. Was in der Ferne als ein Licht erschein, ist ein großes Feuer, um welches eine zahlreiche Bande sich hergelagert hat. „Gott sey bei uns! das sind Zigeuner,“ — wimmert der Fuhrmann, — „wir sind ohne Rettung verloren; die Kerse haben uns schon entdeckt.“ Ganz lieblich erklingt freilich diese Nachricht auch W...’s Ohren nicht. Aber es muß gewagt seyn, und wer im Vertrauen auf Gott etwas wagt, dem gelingt’s, denkt der Doktor, und ruft: „Nur zugefahren, wir werden uns schon miteinander verständigen und vertragen.“

Unterdessen hat aber auch schon eine der ausgestellten Wachen der Bande die Reisenden entdeckt, schreit: „Halt!“ nähert sich mit angelegtem Gewehr dem Fuhrwerk, und fragt nach Namen und Absicht. — Doch kaum hat W... angefangen zu sprechen, und kaum hat er seinen Namen genannt, so unterbricht ihn der wilde Geselle mit dem freudigen Zuruf: „Sie sind’s, bester Herr Doktor? Ja, Sie sind es leibhaftig! Erinnern Sie sich wohl noch des Soldaten, für den Sie einst, als wir in Frankreich standen, mit menschenfreundlichem Herzen fünfzig Krutenhiebe bei den Offizieren heruntergehandelt haben, weil sie behaupteten, ich könne so viel nicht aushalten? Jetzt kann ich Ihnen endlich für diesen guten Dienst einigermaßen erkenntlich seyn. Folgen Sie mir nun ohne Furcht zu meinen Kameraden da drüben.“

Sobald sie dem graufigen Gefämmel der schmausenden Räuberbande (denn soich eine Gesellschaft war diese) sich näherten, rief der vorangehende Spießhesseln den übrigen zu: „Hier bringe ich meinen besten Freund, meinen Wohlthäter, meinen Ketter, den ich so unvermuthet wieder gefunden habe.“ Dann erzählte er die ganze Geschichte. Ein wildes Lebehoch erscholl. Alle drängten sich herzu, dem guten Doktor die Hand zu drücken. Es ward ihm der Ehrenplatz am Feuer eingeräumt, vom Braten das beste Stück aufgetischt, und aus dem besten Fifchen ein Trunk gepafft. Nachdem die ganze Nacht durchjubelt war und der Morgen hereinzubämmern begann, führte der Waldwirth seinen Gast auf die nächste und beste Straße nach Dessa, wünschte ihm, unter vielen herzlichsten Dankfagen für die alten guten Dienste, tausend Glück auf den Weg, und W... erreichte nun, ohne weitere Unfälle, nach so manchen gefahrvollen und seltsamen Abenteuer, wohlbedacht das Ziel seiner Reise.

Dieses Bruchstück einer überall so merkwürdigen Lebensgeschichte enthält buchstäbliche Wahrheit.



Unterrindische Porgede auf der Insel Elephante

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT.

erscheint jeden Sonntag mit einer, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — silber (im ganzen Großherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämtlichen Postbüros, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schleusengasse No. 3.) sowohl auf das Ganze von No. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und bezogen. (Auf 24 Exemplare erhält man 1 Freyexemplar.) Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 28 kr. rh., Thlr. 4. 12 gr. silber.

Pagode
auf der Insel Elephanta.

(Mit einer Abbildung.)

Vierter Jahrgang 1831. Tab. XXX.

Die Hindus, deren Sitten und Lebensweise wir im vorigen Jahrgange unsres Unterhaltungsblattes (Seite 13) beschrieben haben, pflegen ihre Götter in großen und kleinen Tempeln zu verehren, die man Pagoden nennt. Es sind dieses zum Theil uralte Prachtgebäude, Muster altindischer Baukunst, welche jeden Reisenden, der sie betrachtet, mit Erstaunen und Bewunderung erfüllen. Ihre großen Formen, die ungeheuren Steinmassen, welche auf einander gethürmt sind, und ihre künstliche Zusammenfügung sehen Künste und Werkzeuge voraus, welche die heutigen Bewohner nicht mehr kennen.

Gewöhnlich sind diese Göttertempel von Marmor und Granit, oder auch aus Ziegelfeinen erbaut. Eine hohe, sehr starke vierseitige Mauer umschließt das Ganze. Auf jeder der vier Wände steht ein pyramidenähnlicher, oft drei bis vierhundert Fuß hoher Thurm von 8 und mehr Absätzen. Der oberste trägt eine runde Krone, bei einigen mit Spizen und Knöpfen besetzt. Unter diesem Thurme hat jede der vier Mauern gewöhnlich einen Eingang oder Thür, und dieser entsprechen ähnliche Öffnungen in der über ihr ruhenden Pyramide bei jedem Stockwerke. Das Ganze ist genau nach den vier Weltgegenden gerichtet.

Höchst merkwürdig sind die Hierarchen, mit denen diese Gebäude geschmückt sind. Es sind meistens Figuren in halb erhabener Arbeit (Basreliefs) welche die Thaten des Gottes darstellen, welchem

der Tempel geweiht ist. Da sieht man kämpfende Göttergestalten theils zu Fuß, theils auf Elephanten, Däsen und andern Thieren reitend, in wunderlichen Gruppen durch einander. Tritt man in den Hof, welchen die vier weiten Mauern mit den Thürmen einer solcher Pagode einschließen, so zeigen sich zuerst ansehnliche Bassins oder Teiche zur Reinigung, (Abwaschung von Sünden) mit schön gearbeitetem Marmor eingefast. Längs der Mauer sind viele Ruhbänke und Säulengänge für die Anbächtigen, wie auch kleine Kapellen, theils mit dem Bilde irgend eines Gottes, oder Königs, theils als Wohnungen der Braminen (Priester) und der den Göttern geweihten Längerinnen. Gegen die Mitte der Pagode steht das Heiligste, der Tempel der Gottheit selbst. Er hat einen Vorhof, besteht ebenfalls aus einer Pyramide, nach den 4 Weltgegenden gerichtet, in Stockwerke in die Höhe steigend. Das Innere dieses Tempels besteht aus Hallen und mehreren Säulengängen. In dem untersten Stockwerke zeigen die Wände die Heidenthaten des Gottes noch reichlicher, als die Basreliefs der Thürme, nebst seiner ungeheuern Statue oftmals mit 12 und mehr Armen. Da nun das Licht beim gänglichen Mangel an Fenstern allein durch die Thür hindringen kann, so wandelt man hier in einem schauerlich heiligen Dunkel. Kein Ungeweihter darf einen solchen Tempel betreten, und das Allerheiligste, der eigentliche Wohnsitz der Götter, darf nur von den Priestern besucht werden. Dort ist der Mittelpunkt ihrer religiösen Geheimnisse, dort glauben sie, offenbare sich die Gottheit ihren liebsten Betreuern.

Von den Bildsäulen der Gottheit, welcher der Tempel geweiht ist, sind gewöhnlich zwei; eine vor

dem Tempel, die andere im Innern. Sie müssen von Stein, von Kupfer oder Gold seyn.

Es sind indeß weder die Statuen noch die Zierathen der Pagoden, welche unsere Bewunderung verdienen; denn die Bildhauerkunst hat bei den Hindus noch keine großen Fortschritte gemacht. Das vielmehr, wodurch sie Jedem in Erstaunen setzen, ist das Riesenmäßige ihrer Bauart, die Ehrfurcht gebietende Gestalt des Ganzen, die Genauigkeit ihrer Zusammensetzung und die Nettigkeit und Glätte selbst ihres härtesten Granits.

So ist z. B. die berühmte Pagode des Jagernat, auf der Küste von Coromandel, an einem kleinen Arm des Mahawadyflusses, nicht weit vom Meere, 1122 Pariser Fuß lang und 696 Fuß breit. Das ganze der Einfassung bildet ein regelmäßiges Parallelogramm und ruhet auf einem ungeheuren Granitblock, den man zu einer wagerechten Fläche geerdnet hat, so daß der lebendige Felsen dem ganzen Gebäude zur Grundmauer dient. Die Höhe der Mauer selbst beträgt 24 Fuß, die Breite 38; und hierauf läuft eine Gallerie von 14 Fuß um das ganze Viereck mit einem einfachen, jedoch eleganten Gesimse. Was aber die Einbildung noch mehr in Erstaunen setzt, ist die ungeheure Höhe der Pyramide, die den Haupteingang des Tempels krönt. Diese Höhe beträgt 344 Fuß; die Zierathen daran sind von vergoldetem Kupfer. Die Seiten sind so sehr mit Bildhauerarbeit überladen, daß sie dem Auge zur Last fallen.

Jetzt denke man sich hierbei, daß die Blöcke Granit, woraus dieses ungeheure Monument errichtet ist, aus einem Steinbruche gezogen sind, welcher 68 Stunden von Jagernat entfernt liegt, und daß mehrere der einzelnen Quaderstücke 10—12,000 Kubitfuß enthalten. Wie viele Jahre hat man weit gebraucht, um sie zu schneiden, sie so weit fortzuschaffen, sie zu behauen und zu glätten und sie über 350 Fuß hinaufzuführen! „Ich halte, sagt ein reisender Franzose, der dieses Riesenwerk beschreibt, es nicht übertrieben, zu behaupten, daß 2500 Jahre kaum hinreichend gewesen sind, den ganzen Bau zu vollenden.“

Mag nun auch in dieser letzten Aeußerung viel Uebertriebenes liegen, so muß doch sicher die Zeit,

das Ganze zu erbauen, sich auf mehrere Jahrhunderte erstreckt haben. Der edmische Schriftsteller Plinius behauptet, die Erbauung der größten Pyramide Aegyptens habe, bei einer Summe von 366,000 Arbeitern, dennoch 20 Jahre erfordert. Diese Pyramide war doch nur aus verhältnißmäßig kleinem und viel weicherem Gestein. Wie unbedeutend ist nun hiernach noch diese Pyramide Aegyptens gegen unsere Pagode und die einzelnen Steine gegen jene; und nun endlich dieß Alles von dem festesten, so schwer herbeizuschaffenden und zu polirenden Granit!

Und doch sind diese erbauten Pagoden über der Erde noch keineswegs die bewunderungswürdigsten Werke der Baukunst in Hindostan. Es gibt eine zweite Art solcher Göttertempel in den lebendigen Felsen selbst gehauen. Ein solcher ist die auf beiliegendem Blatte abgebildete Pagode auf der Insel Elephanta, unweit Bombay. Es ist dieselbe ein über 50 Fuß tief ausgehöhlter Granitberg, eine Riesearbeit vielleicht von Jahrtausenden. Denn welche unenbliche Anstrengung, welche unerschütterliche Ausdauer und welcher Zeitaufwand war erforderlich, einen solchen Höhlentempel mit seinen gewaltigen Säulen, Höhengängen und Nischenbildnissen, lebhaftig durch Hammer und Meißel in den lebendigen Felsen zu hauen? Auch geht die Zeit der Entstehung weit über unsere Zeitrechnung hinaus, und die Braminen, welche es für das Werk himmlischer Wesen ansehen, wagen es nicht, zu bestimmen, wie lange dieses Werk bestete.

In dem Hintergrunde des Tempels bemerken wir ein großes Gözenbild mit drei Köpfen. Es stellt dasselbe die, nach dem Religionsglauben der Indier in Eins verbundenen drei obersten Götter, Brahma, Wischnu und Schiwa dar. Diese Vereinigung wird von den Priestern Trimurti genannt und bedeutet so viel, als Dreieinigkeit. Dem Gotte Brahma wird das Erschaffen, dem Wischnu das Erhalten und dem Schiwa das Zerflören der Welt zugetheilt.

Die Seitenwände des Tempels sind mit vielen Figuren von Göttern, Menschen, Riesen, Tigern, Elephanten und Sphinxen geziert, Alles aus dem

lebenigen Felsen gehauen, nebst vielen, jetzt gänzlich unbekanntem Inschriften.

Ähnliche Pagoden, wie die auf der Insel Elephanta, finden sich auch auf der ganz nahe dabei liegenden Insel Saltette, besonders aber bei dem Orte Ilura oder Ellora, unfern der Stadt Aurangabad. Hier ist ein ganzes Felsengebirge zwei Stunden weit senkrecht von unten nach oben ausgehöhlet und gleichsam in Pagoden vertheilt. Alle Gottheiten Indiens haben hier ihre Tempel. Nur allein Schiwa hat 20 Pagoden und in allen sind die auf großen Säulen ruhenden Stockwerke mit tausenden von Basreliefs und Bildsäulen geschmückt, welche die indische Götterlehre darstellen.

Man muß also auch hierbei gestehen, daß alle übrigen Alterthümer der bekannten Erde hiergegen nur kleinliche Werke sind, zwar nicht an Schönheit, aber wohl an Größe und Ausdauer in Anstrengung und Arbeitsamkeit.

Die Anzahl der Pagoden in Hindostan ist außerordentlich groß, und dennoch fehlt es nicht an der Errichtung neuer. Ein reicher sterbender Hindu glaubt kein größeres Werk stiften zu können, als durch Errichtung einer Pagode. Ist diese erbaut, so werden eigene Ober- und Unterpriester, Braminen, für sie gewählt. Der oberste dieser Braminen darf nie den Tempel verlassen. Seine Würde ist erblich, und wenn er sich öffentlich zeigt, so wirt sich das Volk so lange auf die Erde nieder, als er sich sehen läßt. Für allgemeines, das Land treffendes Unglück ist er verantwortlich. Denn wenn Gebete, Opfer, Fasten und Kasteiungen dem Unglück, z. B. der Dürre, Hungersnoth u. s. w. kein Ende machen, so ist er gezwungen, sich selbst, zum Opfer der erzürnten Gottheit, von der Spitze der Pagode herabzuwürfen.

Der englische Straßenräuber.

Daß in England oft Männer von Stande und von den besten Familien, wenn Spiel, Ausschweifung oder Unfälle sie in Verlegenheit setzen, die

Landstraße zu bereiten, und dem Ersten, dem Wesen ihr Pistol, das aber oft nicht geladen ist, vorzuhalten, und die Börse abzufordern pflegen, ist eine allgemein bekannte Sache. Ein^{er} hielt einer von diesen sogenannten Highwayman eine Landkutsche an, und nahm vorzüglich einen darauf befindlichen Wollhändler mit, der ganz unvorbereitet auf solch einen Ueberfall, sich nicht bloß mit ein Paar Guineen, sondern mit einer ziemlich bedeutenden Banknote lösen mußte. Der Räuber, dem daran gelegen seyn mußte, unerkannt zu bleiben, hatte unter andern Hilfsmitteln sich auch einer schwarzen Perücke bedient, die fast sein ganzes Gesicht verhüllte; und kaum war er einige hundert Schritte von dem Orte seines Fanges entfernt, als er die Perücke wegwarf, und in gestrecktem Galopp entfloß. Die Strafe, wo dieß geschah, gehörte nicht zu den besuchten Straßen Englands, und die Perücke war überdieß noch auf einen Nebenweg hingeschleudert worden; sie lag daher eine ziemliche Weile, ehe sich ein Liebhaber dazu fand. Endlich aber kam der Sohn eines reichen Esquire (Rittergutsbesitzer), dessen väterliches Gut in der Nähe war, geritten, sah sie, und unglücklicher Weise gerieth er auf den Einfall, sich einen Spaß damit zu machen. „Wenn ich dieß Scheusal“ — dachte er bei sich selbst — „aufsetzte, so würde mich vielleicht unser eigenes Hausgestirn, wohl gar meine leidliche Schwester nicht kennen. Ich habe ja nicht weit bis nach Hause; was thut, ich will versuchen.“ Er stieg vom Pferde, setzte sich die Perücke auf und ritt ganz sachte weiter. Bevor er auf seines Vaters Grund und Boden kam, mußte er noch die Landstraße durchschneiden, und bei einem Schlagbaume und einem Zollhause, wo das Weggeld entrichtet ward, Halt machen. Durch einen Zufall hielt die vor Kurzem erst beraubte Landkutsche hier still, und der Wollhändler erzählte einigen Bekannten, die er daselbst antraf, sein trauriges Abenteuer. Als er nun im besten Erzählen den jungen Esquire daher traben sah und auf seinem Kopfe jene Perücke erblickte, die er sich nur allzugut gemerkt hatte, unterbrach er sogleich seine Erzählung, und rief höflich: „Ey seht da, unser Highwayman! greift ihn! greift ihn!“ Seine Gefährten, getäuscht wie er,

legten so fort Hand an ihn. Ehe der bekürzte Jüngling nur ein Wort reden konnte, war er auch schon vom Pferde heruntergezogen. Es half ihm nichts, daß er sich zu erkennen gab, nichts, daß der Polizeinnehmer selbst für ihn und seine Unschuld Leib und Leben zu verpfänden sich erbot, nichts, daß von allen gestraubten Sachen auch nicht das Geringste bei ihm gefunden wurde. Der Wollhändler blieb dabei, daß er in ihm seinen Räuber erkenne. Seinem Begehren der Verhaftung mußte gewillfahret werden, und der peinliche Prozeß nahm seinen gewöhnlichen Lauf.

Der Sachwalter des jungen Esquire that alles Mögliche, um die Schuldlosigkeit seines Klienten in ein helles Licht zu setzen. Man gab ihm durchgängig das vortheilhafteste Zeugniß, aber wegen der verdächtigen Viertelstunde konnte er doch durch keinen Zeugen sich rechtfertigen. Der Wollhändler, auch ein sonst unbescholtenener Mann, beharrte auf seiner Aussage, legte den Eid darauf ab, und die zwölf Geschwornen sprachen das fürchterliche „Schuldig“ aus. In England werden, wie bekannt, alle Gerichtshändel bei offenen Thüren geführt. Bei dem wirklichen Verhöre war der wahre Thäter vom Anfange bis zu Ende Zuschauer gewesen, hatte aber weißlich geschwiegen, bis die Geschwornen gestimmt hatten. Jetzt trat er hervor, wandte sich zum Richter und sagte: der Kriminalprozeß sey zwar ganz ohne Parteilichkeit ganz ohne Verletzung irgend eines Gesetzes geführt worden; jedoch scheine es ihm, als hätten Kläger und Geschworne zuviel auf den Punkt mit der Perücke geachtet. Wenn es ihm erlaubt sey, so wolle er dieß sofort durch ein augenscheinliches Beispiel beweisen. — Der Richter, der nichts eifriger wünschte, als den Angeklagten retten zu können, gab diesem Neuaustretenden sehr gerne die Erlaubniß, seinen Beweis zu führen, und ließ ihm die Perücke reichen, die während des ganzen Handels dargelegen hatte. Er warf sie sich auf, indem er dem Wollhändler den Rücken zulehete. Dann aber wandte er sich schnell zu ihm um, und mit eben dem Blick, dem Ton, der Gebärde, der Drohung in Hand und Worten, womit er ihn beraubt hatte, rief er: „Deine Börse her, Elender!“

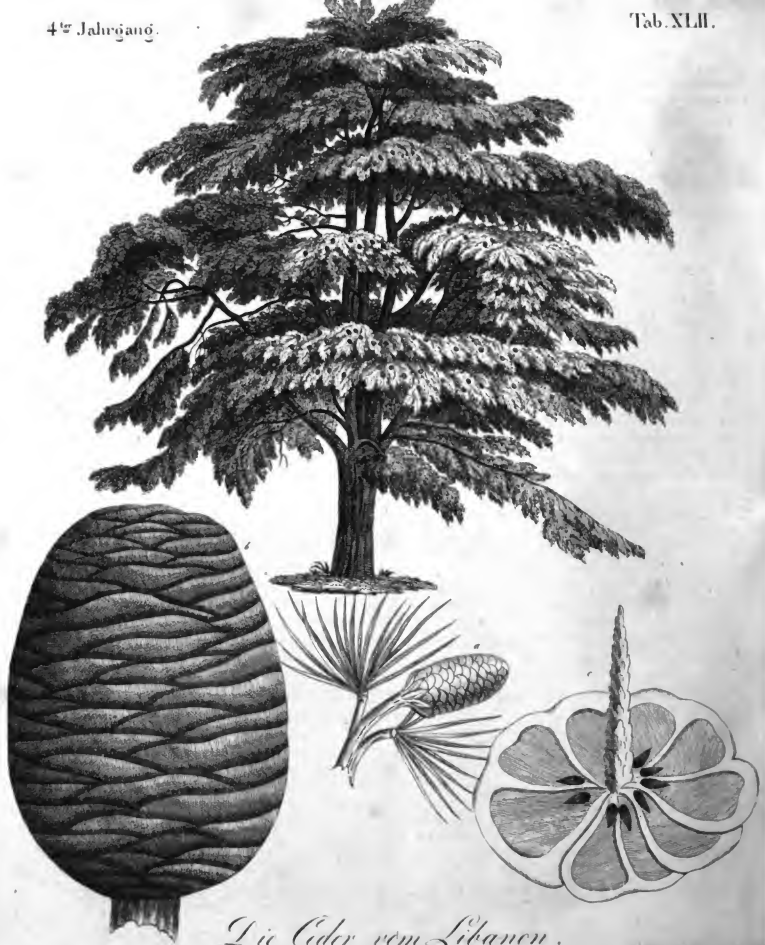
Kaum sah dieser so plötzlich jenes Original vor sich stehen, als er augenblicklich seinen bisherigen Irrthum und seinen wahren Räuber erkannte. „Gerechter Gott!“ — schrie er — „ich habe mich betrogen, dieser hier ist mein Räuber!“ Aber eben so rasch war jener mit dem schwarzen Stuge wieder herunter und wandte sich lächelnd zum Richter: „Ew. Herrlichkeit sehen nun, wie zweifelhaft dieser gute Mann durch die Perücke gemacht wird; kaum sieht er mich ganz Unschuldigen, mich, der ich so lange völlig unbemerkt dicht vor seinen Augen gestanden habe, in dieser Bedeutung des Hauptes, so bin ich sogleich, seinen Gedanken nach, sein Räuber. Wenigstens aber hat er jetzt seinen Eid widerrufen und den Beklagten freigesprochen.“

Nach den Gesetzen war über diesen Punkt keine Frage mehr, und ebensowenig konnte der Kläger nach einem, so eben geleisteten falschen Eide noch einen neuen schwören, oder irgend eine Klage gegen seinen mutmaßlich wahren Räuber erheben; zumal da gegen diesen nicht der geringste Verdacht obwaltete.

Verschiedenes.

Ein in London sich aufhaltender Italiener, Namens Galli, hat ein Instrument zum Schnell-schreiben erfunden, das wie ein Klavier mit den Fingern in Bewegung gesetzt wird, mehrere Abschriften zugleich liest und jedem Redner bequem folgen kann.

Die französische Regierung hat durch den Fürsten Talleyrand der englischen das Anerbieten machen lassen, von jedem Werke, das in Paris erscheint, ein Exemplar nach England zu schicken, wogegen von allen zu London gedruckten Büchern eines nach Frankreich gesendet werden solle. Diese sollen dann in der französischen Nationalbibliothek, jene in dem brittischen Museum aufgestellt werden.



Die Cedar vom Libanon.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für R. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Großherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heits, Schlauchgasse No. 3.) sowohl auf das Ganze von No. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jedes einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf acht Exemplare erhält man 1 Freyexemplar). Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist R. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Die Cedern vom Libanon.

(Mit einer Abbildung.)

Vierter Jahrgang 1831. Tab. XLII.

Die Cedern vom Libanon, welche in den Schriften des alten Testaments so oft erwähnt wird, gehört ihrer Größe und ihrem prächtigen Baue noch zu den schönsten Bäumen. Ihr vorzügliches Holz, welches durch Farbe, Dauer und den feinsten Gebrauch sich auszeichnet, war schon im Alterthum berühmt; man brauchte es selbst zur Ausschmückung der Tempel. So wurde der Tempel Salomo's und der Tempel der Diana zu Ephesus mit Cedernholz verziert.

Diese Cedern wachsen fast ausschließlich auf den höhern Theilen des Libanons in Syrien, wo sie sich in einer kleinen Ebene finden, welche von den höchsten, mit Schnee bedeckten Gipfeln des Gebirges umgeben ist. Sie werden aber jetzt auch hier so selten, daß nach den Berichten neuerer Reisenden nur wenige alte Stämme noch übrig sind.

Ein deutscher Reisender, Namens Korte, welcher in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Syrien war, erzählt uns darüber Folgendes:

Den 20. Julius 1737 gieng ich mit dem Bruder des Maroniten *) Klosters nach dem Orte, wo noch jetzt einige von den in der Schrift, und durch diese in der ganzen Christenheit so berühmten Cedern stehen. Wir stiegen eine Stunde immer Berg an, die andere Stunde aber hatten wir nur ein wenig Berg aufwärts, zu gehen, da wir dann

zu einem Wäldchen kamen, wo nach meinem Ueber-schlag bei 500 kleine und große Cedern stehen. Dieß ist sonderbar, daß man jetzt nicht mehr, als 18 Stücke findet, welche überaus alt und dick sind. Ich umklafferte deren zwei; die eine hatte sieben Klafter und vier gute Spannen, die andere sieben Klafter weniger drei Spannen, und diese rechnet man bei 3000, wenigstens dritthalbtausend Jahr alt. Dagegen wurden, die ältesten von den andern Cedern nicht über fünf, sechs, bis achtundereht Jahr alt gerechnet; denn die stärksten unter ihnen waren nicht über zwei bis drei Klafter dick. Ich beobachtete, daß der Trieb des Sipsels einer jungen Cedern nicht über einen Finger lang war, an den Ästen aber nicht einen Finger breit. Ich hatte mir die Cedern als einen Baum mit Blättern vorgestellt, fand sie aber in Allem unsern Tannen gleich, außer daß die Nadeln noch etwas kleiner, die Zapfen aber größer sind, und sie gegen unsere Tannen ein sehr feines, zartes und doch sehr dauerhaftes Holz haben. — Die 18 alten Cedern zertheilen sich alle bald unten in große Äste, während die andern jungen Cedern so gerade in die Höhe gewachsen sind, wie unsere Tannen.

Außer diesem kleinen Wäldchen habe ich sonst keine Cedern, weder auf diesem Berge, noch in allen diesen Ländern gesehen. Unser Begleiter aber sagte, es wären auf dem Gebirge Libanon noch an zwei Orten einige Cedern, nicht aber so alt und so dick."

Die Cedern vom Libanon zeichnet sich vor andern Nadelholz-Arten durch ihre Größe und ihren Bau aus. Sie erreicht eine Höhe von 100 Fuß und darüber, und hat am Grunde zuweilen gegen 30 Fuß im Umfange. Der Stamm treibt große Seitenäste, die sich wieder in eine Menge Zweige

*) Die Maroniten sind eine besondere christliche Secte, welche um das Jahr 680 entstand. Da sie Anfangs von den Griechischen Kaiser verfolgt wurden, zogen sie sich auf die ungläubigen Schichten des Libanon zurück, wo ihre Nachkommen noch bis auf den heutigen Tag wohnen.

theilen, welche sich herunterwärts neigen, große scharfkantige Parthien bilden und sehr viel Schatten gewähren. Hierdurch gewinnt der Baum ein sehr materisches, majestätisches Ansehen. Die Blätter sitzen blüselweise zusammen; (S. die Abbildung Fig. a.) die Fruchtsapfen oder Cedernäpfel, wovon einer bei b. in seiner natürlichen Größe abgebildet ist, liegen senkrecht auf den Zweigen. Wie die Saamen inwendig vertheilt sind, zeigt die Fig. c. Sie erfordern zwei Jahre zu ihrer Reife.

Die Ceber vom Libanon gedeiht auch in gemäßigten, ja selbst tauben Climates und läßt sich leicht aus Saamen ziehen. Sie verdiente daher um so mehr auch in Deutschland angepflanzt zu werden, da sich ihr schönes, röthliches und wohltreichendes Holz zu allen möglichen Tischlerarbeiten anwenden läßt. Die alten Phönizier und Hebräer bauten daraus ihre Schiffe, welche sehr dauerhaft waren, weil das Holz nicht von Würmern angegriffen wird.

In unserer Zeit wird es vorzüglich zu den feinen Bleistiften verwendet, welche in England verfertigt werden.

Man findet die Ceber nicht selten in englischen und französischen Gärten. So steht unter andern im Jardin des plantes zu Paris eine prächtige Ceber vom Libanon. Eine genaue Abbildung derselben enthält unsere beiliegende Tafel. Der berühmte französische Naturforscher brachte sie im Jahre 1734 als kleines Pflänzchen aus England mit. Sie gedieh vortreflich. Im Jahre 1802 wurde der Stamm gemessen, wo man 44 Fuß über dem Boden einen Umfang von 7 Pariser Fuß, 10 Zoll fand. Während 68 Jahren hatte der Baum jedes Jahr ungefähr 54 Linien an Dike zugenommen. Hieraus sieht man, daß die Cedern ziemlich schnell wachsen, obgleich sie ein Alter von mehreren tausend Jahren erreichen.

Malchus in Marona.

Zur Zeit des heiligen Hieronymus (im vierten Jahrhundert) lebte, wie dieser berühmte Kirchenvater berichtet, in Marona, einem unweit Antiochien (in Kleinasien) gelegenen Dorfe, ein schlichter Landmann, dem auf seinem kleinen Gute, das er selbst bewirtschaftete, seine Tago in stiller

Zufriedenheit verfloßen. Er hatte nur einen Sohn Namens Malchus, an dem die Eltern, als an ihrer einzigen Hoffnung, mit ganzer Seele hingen. Da dieser nun die Jahre der Mündigkeit erreicht hatte, war es ihr schälichster Wunsch, ihn gut verheirathet zu sehen, und eines Tages legte der betagte Vater ihm diesen Wunsch mit aller Bedachtsamkeit väterlicher Liebe an das Herz.

Malchus hörte die liebevollen Vorstellungen ruhig an, erklärte aber, nachdem er ihm wegen der gütigen Sorge für sein Wohl ehrerbietig gedankt hatte, mit wenigen Worten, daß er fest beschloßen habe, der Welt zu entsagen, und sich allein dem Dienste Gottes zu weihen. Ueber diese unerwartete Erklärung höchst betrübt, suchten ihn nun Vater und Mutter durch Bitten und Vorstellungen aller Art von seinem Entschlusse abzubringen; aber all' ihr Reden war vergeblich, und er wiederholte immer: wie er den festen Vorsatz gefaßt habe, nur für das Heil seiner Seele zu sorgen und von allem Irdischen sich abzuwenden. Sie ließen jedoch nicht nach, sondern drangen immer wieder von Neuem in ihn, um ihn wo möglich zur Aenderung seines Sinnes zu bewegen. Da sie aber sahen, wie ihre Bitten nichts fruchteten, suchten sie ihn durch Drohungen umzustimmen, so daß Malchus endlich aus dem väterlichen Hause entfloß, um von den unaufrichtigen Zubringlichkeiten und Verfolgungen mit Einemmale sich zu befreien und sein frommes Vorhaben ganz nach Wunsch ausführen zu können. Er nahm seinen Weg nach der Wüste von Chalcis, in welche er unter nicht geringen Beschwerden in einigen Tagen gelangte. Zu seiner großen Freude traf er daselbst ein Mönchkloster an, wo er zu bleiben beschloß. Der Abt nahm ihn freundlich auf, und Malchus unterwarf sich nun mit freudigem Muth der strengen Regel des Ordens. Durch Fasten, Wachen und Kasteiungen aller Art suchte er das Feuer seiner Jugend und seine sinnlichen Begierden zu dämpfen, und er mußte sich mit seiner Hände Arbeit seinen kümmerlichen Lebensunterhalt selbst erwerben.

Nach Verlauf einiger Jahre aber, als er eines Tages zufällig die Nachricht bekam, daß sein Vater gestorben sey, erwachte in ihm plötzlich das Verlangen in seine Heimath zurück zu kehren;

wollte seine verlassene, alte Mutter selbst trösten und das kleine Gut und Alles, was er geerbt hatte, zu Geld machen, und einen Theil davon den Armen, einen andern dem Kloster schenken, und das Uebrige für sich behalten. Er begab sich demnach zum Abt, um ihn um den nöthigen Urlaub zu ersuchen. Dieser mißbilligte, als ein frommer, viel erfahrener Greis, mit großem Unwillen seinen Entschluß.

Allein alle seine Abmahnungen konnten den stets auf seinem Sinn fest beharrenden Malchus von dem einmal gefassten Vorfaze nicht abbringen, so daß der Abt endlich ihn mit heiligem Eifer beim Auerhöchsten beschwor, ihn und das Kloster, das ihn so liebreich aufgenommen und so sorgsam zum heiligen Wandel angeleitet hatte, nicht zu verlassen, und seine Seele, wie seinen Leib, nicht einem fast unvermeidlichen Verderben auszuliefern; denn der Weg sey höchst unsicher wegen der Streifereien der räuberischen Saracenen. — Aber auch gegen diese letzteren Vorstellungen blieb Malchus taub, und er trat nun unter den Segenswünschen des gottesfürchtigen Greises in Gesellschaft mehrerer Reisenden, die denselben Weg wanderten, und wegen Unsicherheit der Straße sich zusammen hielten, seine Reise an. Die Karavane, welche aus etwa siebenzig Personen von jedem Geschlechte und Alter bestand, hatte kaum eine Tagereise zurückgelegt, als sie plötzlich von einer aus dem Hinterhalte hervorbrechenden Räuberschaar unversehens überfallen und derraumt auseinander gesprengt wurde, daß Alle sammt und sonders, ohne einen Schwertstreich, in Gefangenschaft gerieten. Bei Vertheilung der Beute fiel nun Malchus nebst einer Weibsperson einem Herrn zu, der sie beide auf Kamelen über einen breiten Fluß, durch heimliche Schleichwege, in eine weit entlegene Wüste abführte. — Die Saracene übergab seinem neuen Sklaven eine Herde Schaafse zu hüten, und dieser fühlte sich in diesem einsamen, von aller menschlichen Gesellschaft abgeschnittenen Leben nicht unglücklich; er glaubte nun erst ein wahrer Mönch zu seyn, nach dem eigentlichen Sinne des Wortes, wo es so viel als Einsiedler bedeutet. Auch war es ihm ein erfreulicher Gedanke, daß die Patriarchen im alten Testamente einst ein solches einfaches Leben geführt hatten; und indem er die überflüssigen Gefahren erwog, schien ihm sein jetziger Zustand nicht beklagenswerth, so daß er oft einen Psalm ansang und aus der Fülle seines Herzens Gott dankte, ihm ein solches Schicksal bereitet zu haben.

Die Zufriedenheit mit seinem Loos war aber bald gestört. Der Saracene, der unter seines

Sklaven treuer Obhut die Herde täglich besser gedeihen und sich vermehren sah und sich ihm für diese Dienste dankbar erwiesen wollte, eröffnete ihm eines Tages, er wolle ihm aus Erkenntlichkeit die Christin, seine Mitgefangene, zur Frau geben, weil ihre Gesellschaft ihm sein einsames und trauriges Leben einigermaßen ver süßen und erträglich machen würde. Dem Mönche war aber dieses gutgemeinte Vorhaben ein Grauel, so daß er bestimmt erklärte, er könne die verlangte Ehe schlichterdinge nicht eingehen, da sein Befehl ihm nicht erlaube, die Frau eines Andern zu heirathen, und dieß sey der Fall; denn der Mann derselben sey einem andern Herrn zugefallen.

Ueber diese Weigerung höchst ergrimmt, zog der Saracene seinen Dolch aus dem Gürtel, um den widerspenstigen Sklaven niederzustoßen; indeß begann er sich doch eines Bessern. Als bald darauf die Nacht hereinbrach, zog sich Malchus in den Winkel einer Höhle zurück und gerieth auf den verzweifelnden Gedanken, seinem Leben durch den Tod ein Ende zu machen. Er zog ein Messer hervor, und indem er es auf die Brust setzte, brach er in die Worte aus: „Behut dich wohl, du unglückliches Weib! Ich verlasse die Welt; denn ich will lieber das Leben verlieren, als mein Gelübde brechen.“ Als die Frau, welche sich in einiger Entfernung aufhielt, dieß hörte, eilte sie herbei und beschwor ihn, nicht die Sünde des Selbstmordes auf sich zu laden und ihrer festen Versicherung zu glauben, daß sie jedes Unglück ertragen wolle und ebenso entschlossen sey, auch ihr Gelübde zu halten; sie könnten ja beide friedlich nebeneinander leben, und ihrem Herrn leicht glauben machen, daß sie sich wirklich verheirathet hätten.

Diese Vorstellungen fanden bei Malchus Eingang, und sie mußten beide ihren Herrn so sehr zu täuschen, daß dieser immer wohlwollender gegen sie ward, und mit jedem Tage ihnen mehr Freiheit gab; denn er glaubte nicht, daß sie sich auf die Flucht denken würden, da sie beide so eng verbunden wären.

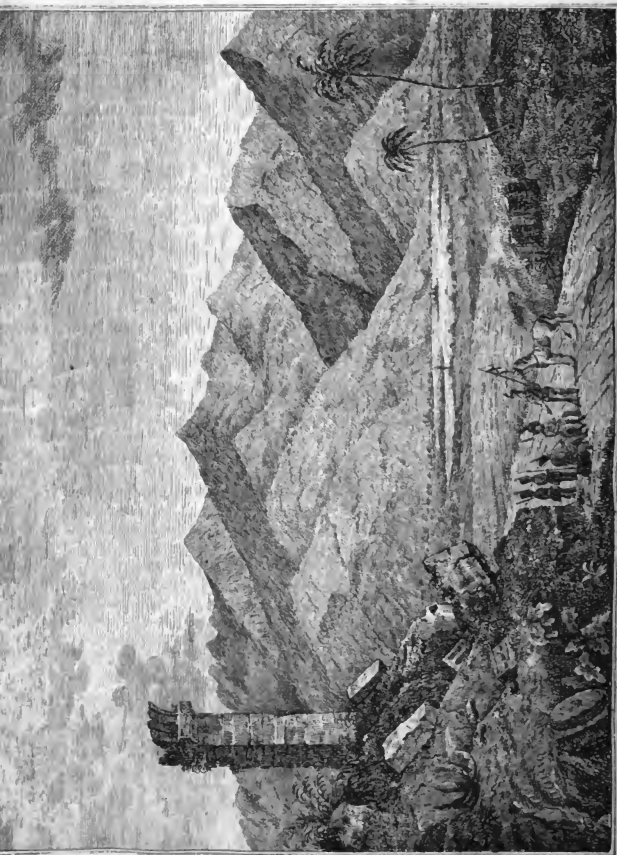
So hatte Malchus mehrere traurige Jahre verlebte, als er eines Tages, allein in der schauerlichen Wüste bestehend, alle Ereignisse seines vorigen Lebens sich zurief, und mit besonderer Rührung bei dem Bilde des ehrwürdigen Abtes verweilte, der sich seiner so väterlich angenommen und ihn so ungern hatte ziehen lassen. Und indem er nun mit inniger Wehmuth mehr als je in diese Erinnerung sich vertiefte, fiel sein Blick zufällig auf einen großen Ameisenhaufen. Lange betrachtete er mit steigender Aufmerksamkeit die demüthigenswürdige Betriebsamkeit der behenden und regsamten Thierechen, wie jedes in der kleinen Republik seinem be-

sondern Geschäfte nachging, mit einer Ordnung und einer Emsigkeit, die ihn an das Klosterleben so lebhaft erinnerte, daß er plötzlich aus seiner bisherigen Dummheit erwachte, den lästigen Druck der Sklaverei stärker als je zuvor fühlte, und nach einem freien Leben die beständige Sehnacht empfand. Als nun bei seiner Rückkehr in die Höhle die Gefährtin seine ungewöhnliche Niederschlagenheit bemerkte und ihn nach der Ursache fragte, schüttelte er ohne Rückhalt sein ganzes Herz vor ihr aus. — Innigst gerührt von seinem Gram und zugleich das Elend ihrer Lage schmerzlicher empfindend, bot sie nun Alles auf, ihn zu trösten, und sie wußte den so natürlich darbietenden Wunsch, bei der ersten Gelegenheit zu entfliehen, ihm so annehmlich vorzustellen, daß er sich entschloß, dieses einzige Rettungsmittel zu ergreifen. Er ermahnte sie nun zur Vorsicht und Standhaftigkeit, damit ihr Vorhaben nicht möchte vereitelt werden. Der Plan war bald gemacht, und man traf nun alle zur Ausführung desselben nöthigen Vorbereitungen. Zu dem Ende tödtete er zwei große Widder. Aus den Fellen wurden zwei Schläuche verfertigt und das Fleisch so zubereitet, daß es zum Unterhalt auf der langen und beschwerlichen Reise dienen konnte. Sie nahmen hierauf die erste Gelegenheit wahr, und entflohen beim Einbruch der Nacht nach der Gegend des großen Flusses. Als sie diesen glücklich erreicht hatten, schwammen beide auf den mit Luft gefüllten Schläuchen den Strom hinab, und suchten, der Fische als Ruder sich bedienend, das jenseitige Ufer zu gewinnen. Die höchst beschwerliche und gefährliche Fahrt gelang ihnen nach Wunsch; nur büßten sie auf derselben von ihren Lebensmitteln so viel ein, daß ihnen davon nur für drei Tage übrig blieb. Sie eilten nun mit möglichster Schnelligkeit weiter. Wegen der Hitze und den Verfolgungen des Herrn zu entgehen, wanderten sie jedoch meistens nur in der Nacht. Am dritten Tage wurden sie in der Frühe hinter sich zwei schnell sich bewegende Gestalten gewahrt, welche ihnen nachzueilen schienen. Dieser Anblick setzte sie in den größten Schrecken; denn sie fürchteten, es sey der Saracene, der ihnen nachfolge; sie wußten nirgends wohin, bis sie endlich in der Ferne eine mächtige Höhle entdeckten, welcher sie nun aus allen Kräften zuwielten. Wie sie aber hineingegangen waren, bemächtigte sich ihrer eine noch größere Furcht, da sie wußten, daß in solchen Höhlen die wilden Raubthiere den Tag über vor der Hitze Schutz zu suchen pflegen; sie gingen demnach nicht tief hinein, sondern verbargen sich zur Eile in einer gruftähnlichen Vertiefung.

Die beiden Nachfliehenden wären wirklich der Saracene mit einem Sklaven, die den Fußstapfen im Sande folgend, bald vor der Höhle ankamen. Hier stiegen sie von ihren Kamelen, und der Herr ließ seinen Sklaven hingehen, um die Flüchtlinge herauszutreiben, welche er am Eingange mit dem Dolche in der Hand erwartete. Der Sklave, von der Dunkelheit geblendet, da er aus dem Lichte kam, ging vor ihnen vorbei und tief in die Höhle hinein, und rief dann mit lauter Stimme: „Kommt heraus, ihr Verräther, der Herr wartet euer, er auch den verdienten Lohn zu geben!“ Indem nun die Höhle von dem lauten Rufen wiederhallte, stürzte plötzlich eine grimmige Löwin hervor, die den Sklaven, ehe er sich dessen versah, zu Boden riß, ihn bei der Kehle packte, und den vergebens um Hilfe rufenden mit den Zähnen und Tagen in die unterste Tiefe hinabzerrte.

Der Saracene, der sich das lange Ausbleiben des Sklaven nicht erklären konnte, lief nun gleichfalls in die Höhle hinein, wie ein Raubender auf den Sklaven und die Flüchtlinge suchend. Kaum war er aber an die Stelle gekommen, wo sich Mathus mit seiner Gefährtin verborgen hielt, als die Löwin noch ergrimmet als zuvor, auf ihn losstürzte und ihn zerriß. Sie mochte ihr Lager entdeckte glauben, und nahm daher ihre Jungen in den Rücken, und zog sich, um die Leichname sich nicht weiter kümmernd, in den hintersten Raum zurück.

Beide Flüchtlinge hatten diesem graufenvollen Schauspiel mit Entsetzen zugehört und jeden Augenblick gefürchtet, auch eine Beute der Löwin zu werden. Endlich wagten sie sich aus ihrem Schlupfwinkel hervor, und setzten dann mit den Kamelen ihres Herrn, auf welchen sie einen reichlichen Vorrath an Lebensmitteln fanden, ihre Reise durch die Wüste fort, so daß sie nach zehn Tagen das römische Lager glücklich erreichten. Von hier wurden sie zum Statthalter von Mesopotamien geführt, dem sie ihre wunderbaren Schwicksale erzählten. Dieser ließ sie unter sicherer Begleitung weiter ziehen, und da Mathus nun hörte, daß der Abt nicht mehr am Leben sey, so begab er sich nach Marona, seiner Heimath, wo er mit seiner treuen Unglücksgefährtin, die inzwischen Wittwe geworden war, in frommer Gemeinschaft bis an seinen Tod lebte. — Oftmals erzählte er den Leuten dieser Gegend und unter andern auch dem heiligen Hieronymus, der davon geschrieben hat, seine wundersamen Begebenheiten, zu großer Erbauung Aller, die ihn hörten.



Sparta.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT.

erscheint jeden Sonntag mit einer, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus des Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie Eltern Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement (Mölich für R. 5. 12 kr. rh., Thlr. 1. — stüchs (im ganzen Großherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederselt von sämtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen in In- und Auslande (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schleichgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jezt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und bezogen. (Auf sechs Exemplare erhält man 1 Freyexemplar). Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist R. 7. 48 kr. rh., Thlr. 6. 12 ggr. stüchs.

Sparta.

(Mit einer Abbildung.)

Vierter Jahrgang 1831. Tab. XLIII

Wer von unsern Lesern den Namen Athen hat nennen hören, dem ist gewiß auch Sparta nicht unbekant. Denn diese Stadt behauptete einst den zweiten Rang in Griechenland. Zwar ist sie minder berühmt durch Künste und Wissenschaften, aber desto mehr durch den kriegerischen Sinn und die rauhe Tapferkeit ihrer Bürger.

Die ganze Staatsverfassung und Beschgebung der Spartaner zielt dahin ab, ein kräftiges Helkenvolk zu bilden, durch dessen väterländische Tugenden dem Staate seine Unabhängigkeit von fremden Völkern gesichert würde. Zur Erreichung dieses Zweckes mußte schon durch eine tüchtige Erziehung der Grund gelegt werden. Jedes neugeborne Kind ward gleich nach der Geburt besichtigt, und, wenn es verkrüppelt war, zum Verhungern ausgefetzt, oder in eine tiefe Kluff des Berges Taygetus geworfen. Wurde es aber tadellos befunden, so legte es die Mutter in einen Schild, der ihm fortan zur Wiege dienen mußte, und zwar nicht, wie es heut zu Tage bei uns üblich ist, eingewickelt, sondern nur mit einer leichten Decke überdeckt, damit die kleinen Glieder sich frei bewegen konnten. Bis in's achte Jahr wurden die Kinder von den Müttern erzogen; sie mußten nackt spielen und auf harten Betten von Rohr nackt schlafen.

Dann begann der Staat für ihre Erziehung zu sorgen und stellte sie unter strenge männliche Aufsicht. Jeder Jüngling mußte sich mit der größten Ehrerbietung gegen Ältere betragen, durfte in ihrer Gesellschaft nicht sprechen, als wenn er gefragt wur-

de, und mußte jedem Greise, der ihn auf der Straße anredete, mit Bescheidenheit antworten. Sie wurden in allen körperlichen Übungen, im Ringen, Springen, Reiten und Schwimmen unterrichtet, vorzüglich aber im Gebrauche der Waffen geübt. Um sie an die Beschwerden des Krieges zu gewöhnen, mußten sie Hunger, Durst, Hitze, Frost und Mühseligkeiten aller Art ertragen. Ja selbst gegen die empfindlichsten Körperschmerzen wurden sie abgehärtet. Von Jahr zu Jahr wurde nämlich eine Anzahl Knaben an einem öffentlichen Feste in den Tempel der Diana geführt, und dieser Göttin zu Ehren blutig gezeißelt. Die Eltern standen dabei und ermahnten dieselben, wa keine Klage vernahmen zu lassen. Alle Augen waren auf ihre geringsten Bewegungen gerichtet, und wer sich am standhaftesten hielt, der trug das größte Lob davon. Manche sollen die Standhaftigkeit dabei so weit getrieben haben, daß sie ohne einen Klagelaut todt am Altar der Göttin niedersanken.

Um sie zur List, Wachsamkeit und Behendigkeit zu gewöhnen, gestattete man ihnen gewissermaßen das Stehlen d. h. man erlaubte denen die hungrig waren, Lebensmittel zu entwenden. Ließen sie sich aber ertappen, so wurden sie gezeißelt, oder man bestrafte sie dadurch, daß sie um einen Altar herumtanzen und Spottlieder auf sich selbst singen mußten. Die große Furcht vor solcher Schande bewirkte oft die außerordentlichsten Handlungen. So erzählt man von einem Knaben, der einen jungen Fuchs gestohlen und unter seinem Mantel versteckt hatte, daß ihm von demselben der Leib und die Eingeweide zerissen worden wären, ohne daß er durch den wüthenden Schmerz sich hätte bewegen lassen, den Fuchs hervorzuziehen und seinen Diebstahl bekant zu machen.

Keine Familie in Sparta durfte für sich allein essen, sondern es gab große öffentliche Speisehäuser, wohin jeder etwas Fleisch, Gemüse und Korn brachte. Ihr tägliches Gericht war eine schwarze, nährnde aber eben nicht wohlgeschmeckende Suppe, zu welcher Blut genommen wurde.

Ein König in Asien, der viel von dieser schwarzen Suppe gehört hatte, ließ sich deswegen ausdrücklich einen spartanischen Koch kommen. Schon der Geruch derselben widerete ihm an. „Kein Wunder, sagte der Koch, daß du das Gericht ungeschmackhaft findest; Wenn die Würze fehlt.“ „Und die ist?“ — fragte der König. — „Nennen und Reiten, Ringen und Jagen, Baden und Schwimmen.“

Während der Mahlzeit unterhielten sich die Spartaner durch lehrreiche Gespräche, bei welchen die Jüngern aufmerksam zuhörten. Von Zeit zu Zeit wurden indes auch an diese gebaltvolle Fragen gerichtet, welche sie schnell, kurz und sinnvoll beantworteten mußten, und die Spartaner (auch Lakonier genannt) erlangten durch diese Übung eine solche Fertigkeit darin, daß man noch jetzt eine vielstimmige Antwort eine lakonische nennt. Unüberlegtes und leeres Geschwätz wurde gar nicht geduldet; verständige Gedanken aber und witzige Einfälle wurden mit Beifall belohnt.

Es wird dem Leser nicht unwillkommen seyn, diese lakonische Kürze in einigen Proben kennen zu lernen, welche uns die Geschichte aufbewahrt hat. Der spartanische König Leonidas, welcher mit 300 Spartanern den Engpaß bei Thermopyla gegen Hunderttausende von Persern verteidigte, wurde von diesen aufgefordert, er sollte seine Waffen ausliefern. „Kommt und holt sie!“ war seine Antwort. Als hierauf einer der persischen Gesandten prahlend erwiderte: „Heute werdet ihr vor der Menge der Pfeile und Wurfspeie die Sonne nicht sehen!“ antwortete Leonidas: „Gut, so werden wir im Scharfen sechten!“

Als einst ein Athenienser den Lacedämoniern den Vorwurf machte, daß sie roh und ungebildet seyen, sagte einer derselben: „Du hast Recht; denn wir sind die einzigen unter den Griechen, welche nichts Schlechtes von euch gelernt haben!“ —

Von der Insel Keos kam einst ein Gesandter nach Sparta, welcher, obwohl schon ein Greis, doch höchst eitel war, und sein graues Haar schwarz gefärbt hatte. Als er seine Rede beginnen wollte, stand Archidamos, der König der Lacedämonier, auf und rief: „Was wird wohl der Vernünftige sagen; Wer nicht allein in der Seele, sondern auch auf dem Kopfe die Lüge herumträgt!“ —

Derselbe kriegerische Geist, welcher die spartanischen Männer besetzte, lebte auch in ihren Frauen. Auch diese mußten ihren Körper bekändig durch Laufen, Ringen und Werfen abhärten und üben, und sehr auffallend zeigte sich ihr heldenmüthiger Sinn oft in Zeiten des Krieges und der Gefahr.

Eine Spartanerin gab ihrem Sohne, welcher in den Krieg zog, den Schild mit den Worten: „Entweder mit oder auf ihm!“ das heißt: Kehre aus der Schlacht zurück nicht anders, als Sieger mit deinem Schilde; oder fällst du, so sey es doch nur nach der tapfersten Verteidigung, so daß du auch todt den Schild dir bewahrest und auf demselben zurückgetragen wirst.

Eine andere gab ihrem Sohne, der sich über die Kürze seines Schwertes beklagte, zur Antwort: „Gut, so tritt dem Feinde einen Schritt näher!“

Eine spartanische Mutter vernahm die Nachricht: ihr Sohn sey in der Schlacht gefallen. „Und hat er gesiegt?“ fragte sie. Als man ihr das bejahte, fuhr sie fröhlich fort: „dazu habe ich ihn geboren, daß er für sein Vaterland zu sterben wisse.“

Eine andere Mutter, die ihren Sohn aus dem Kriege zurückkommen sah, fragte ihn um Neuigkeiten. „Alle meine Kameraden, sagte er, sind geblieben!“ die unwillige Mutter warf foglich einen Ziegelstein auf ihn, und tödtete ihn mit den Worten: „und dich, Unglücklicher, haben sie also abgeschickt, um uns dieses Unglück zu hinterbringen!“

Aus der Stadt Sparta waren alle Künste und Wissenschaften verbannt; der geschickte Handwerker, der geistvolle, schönarbeitende Künstler wurde nicht geschätzt, und Gesang und Tanz selbst wurden nur geübt, in so fern dadurch kriegerischer Muth geweckt und dem Körper Gelentigkeit gegeben wurde. Niemand durfte Gold und Silber haben; nur Eisfengeld wurde in der Stadt geduldet, damit kein

Spartaner sich durch seinen Reichthum an eine weichtliche und üppige Lebensart gewöhne. Alle Bürger waren geborne Soldaten, und in der Stadt sah es aus, wie in einem Lager. Sie hatte keine Mauern; denn die Tapferkeit ihrer Bürger sollte ihr Bollwerk seyn. Und so blieb auch die Stadt ohne Befestigungswerke 600 Jahre lang (bis 200 vor Christi Geburt.) Diesen ganzen Zeitraum hindurch erfüllte der Ruhm des spartanischen Heldenthums das ganze Alterthum. Mehrere Male erlagen ihrer Tapferkeit die übrigen griechischen Völker, und selbst in das hochgefeierte Athen zogen sie einmal triumphirend ein.

Endlich aber wurden sie ihren alten Sitten und Gesetzen untreu und arteten aus. Da unterlagen sie der unwiderstehlichen Tapferkeit der römischen Kriegsheere. Spätere Stürme zur Zeit der Völkerwanderung und besonders mehrere Erdbeben zerstörten zuletzt völlig, was die Römer von der Stadt Sparta noch übrig gelassen hatten. Und jetzt, in unseren Tagen findet der Reisende, der längs des Flusses Eurotas wandelt, kaum mehr die Trümmer der Stadt. Was du auf der vorliegenden Abbildung erblickst, lieber Leser, hält man für die Ruinen eines Tempels, aber mit Gewisheit kann man nichts bestimmen, obwohl die Stadt einst 1½ Meile im Umfang hatte und, wenn auch nicht mit prächtigen, doch mit ziemlich beträchtlichen Gebäuden erfüllt war. Von Athen sieht doch noch ein Abell; aber der Sitz der männlich rauen spartanischen Sitten, der Sitz der stolzeften Könige und tapfersten Helden Griechenlands ist beinahe bis auf die letzte Spur verschwunden.

In der Nähe der einst so blühenden Stadt steht ein Felsen Misitra genannt — und die Mainotten, welche die Gegend bewohnen, hält man für die Nachkommen der alten Spartaner.

Die Mordgrube.

Schottische Sage aus dem 16. Jahrhundert.

In einem abgelegenen, dem Lord Cassilis gehörigen, Landstrich zwischen den Grafschaften Ayr und

Galloway zog sich vor etwa 300 Jahren eine sumpfige Heide, in anscheinend endloser Ausdehnung, mehrere Meilen weit längs der Heerstraße hin, ermüdend für des Wanderers Auge durch ihr einörmiges und wüßtes Ansehen; kein Baum gab der Aussicht Abwechslung; kein Strauch erquickte das Auge mit seinem frischen Grün; kein Blümchen schmückte mit seiner Blüte den unfreundlichen Moorgrund. So weit der Blick reichte, überall nur Dede und Einsamkeit, nirgends ein Merkzeichen, daß ein Sterblicher je zuvor den Ort betreten hatte, ausser ein Paar rohe Hütten, die gegen die Mitte der Heide hin zerstreut umher lagen, und eine Straße oder vielmehr ein Fußweg für solche, die ein Geschäft oder die Noth diese Richtung einzuschlagen zwang. Zuletzt ward diese wilde Gegend, wüßte sie immer war, noch unheimlicher. Seltsame Gerüchte wurden laut, sorglose Wanderer stiegen auf dieser „verfluchten Heide“ angefallen worden und Verrath und Mord saurten auf den einsamen Fremdling, wenn er ihn im graus- erfüllten Strecken durchzog. Wie nun mehrere Personen, welche, wie man wußte, diesen Weg gekommen waren, auf unerklärliche Weise verschwanden, veranlaßten die eifrigen Erkundigungen ihrer Angehörigen manche ängstlich genaue Nachforschung; Gerichtsbeamte wurden ausgesandt, die Gegend zu durchstreifen, die Bewohner abzuhören, allein keine Spur von den Vermißten fand sich, keine Stelle, die zum Schlußwinkel oder zur Zuflucht für gefesselte oder verzweifte Menschen hätte dienen können. Doch, als die Nachforschungen immer schärfer wurden, aber auch das Verschwinden einzelner Reisenden mehr und mehr zunahm, da wurden die schicksal- ten Bewohner des nahe gelegenen Dörfchens von den furchtbaren Bedrängnissen gequält. Ost wurde die Todtenstille der Nacht — wie einige aussagten — durch urplötzliche und übernatürliche Schreie unsäglicher Angst unterbrochen, die aus der Ferne herüber zu gellen schienen; und ein Schäfer, der eines Abends auf dem Moor sich verirrt hatte, erzählte, wie er drei geheimnißvollen Gestalten nahe gekommen sei, die wiederum mit übernatürlicher Kraft heftig geläpft hätten, zuletzt eine derselben, mit einem furchtbaren Aufschrei, plötzlich in die Erde versunken sey.

Allmählig ließen nun die Bewohner ihre Häuschen auf der Halde im Stich und siedelten sich fern davon wieder an, bis zuletzt nur noch eine der Hütten von einer alten Frau und ihren beiden Söhnen bewohnt blieb, welche laut ihre Armuth bejammerten, die sie an diesem einsamen und unheimlichen Fleck festhalte. Besuchten jetzt Reisende die Straße, so thaten sie dies nur in größerer Anzahl mit einander; überfiel sie aber die Nacht, so machten sie gewöhn-

lich an der niedern Hütte der alten Frau und ihrer beiden Söhne Halt, wo dann Reinlichkeit den Mangel kippiger Bequemlichkeit ersetzte, und wo die herzhafteren, am lockenden Braunkohlenfeuer, über die eingebildeten Schreden des Wegs lächelten, die Furchtsameren aber zusammenbedekten, wenn sie dem Schredensgeschichten und Schaudermärdern lauschten, mit denen ihre Wirthie sie unterhielten.

(Die Fortsetzung folgt.)

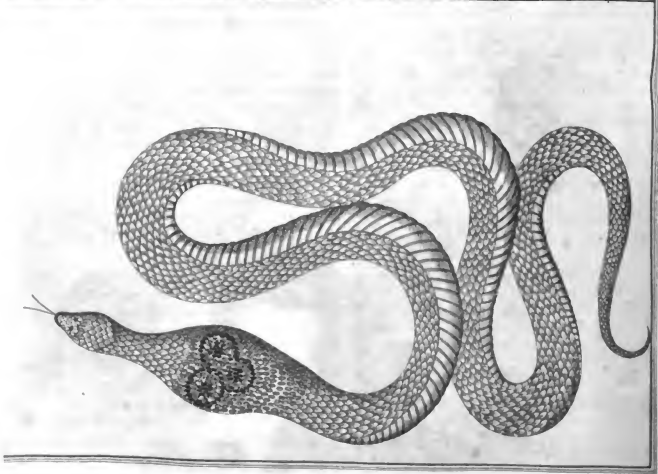
ANKÜNDIGUNG FÜR DIE LESER DES UNTERHALTUNGSBLATTES.

Das fortwährende rege Interesse, welches ein zahlreicher Kreis von Lesern an unserm Unterhaltungsblatte nimmt, veranlaßt uns schon seit längerer Zeit, auf eine zweckmäßige Vervollständigung und Erweiterung desselben zu denken. Bei den vielen und mannigfaltigen Gegenständen, welche bisher darin der Anschauung in Bildern vorgelegt wurden, sollte es doch fast durchgängig an der Darstellung von Scenen aus dem menschlichen Leben, durch welche namentlich die, in dem Blatte mitgetheilten Erzählungen recht verständlich und anschaulich gemacht würden. Um daher das Vergnügen unserer Leser an dem Blatte zu erhöhen und zugleich dem Publikum für seine fortwährende Theilnahme unsere Dankbarkeit zu beweisen, haben wir uns entschlossen, dieser vielgelieferten Schrift noch diesen Vorzug zu geben. Wir haben zu diesem Zweck einen Künstler für unsere Angelengeheit gewonnen, den erst kürzlich der Herr Geheimrath von Göthe in Weimar, auf die Uebersendung von 16 großen Umrissen zu seinem berühmten Faust, in einem sehr verbindlichen Handschreiben das Zeugniß eines „höchst talentvollen und geistreichen jungen Künstler“ glückwünschend erteilte, und seinen uns durch diesen in den Claub gesetzt, mit Anfang des Jahrs 1832 alle 14 Tage auch bildliche Darstellungen zu den im Unterhaltungsblatte gelieferten Novellen und Erzählungen zu geben. Es werden dadurch dem Leser eine Reihe Zeichnungen, theils in Umrissen, theils in Licht und Schatten ausgeführt, vor Augen gelegt, durch welche seine Einbildungskraft einen reichen Zuwachs der reinen und edelsten Gestalten erhält. So wie der Inhalt eines schönen Liedes nur dann erst recht tief empfunden wird, wenn mit den Worten des Dichters dem Hörer zugleich eine schöne, stelenvolle Melodie an das Herz spricht, so ist es bei geschichtlichen Darstellungen mit dem Bilde. Sie werden erst dann recht verstanden, der Eindruck, den sie auf das Gemüth machen, ist erst dann vollendet, wenn eine recht vortreffliche Zeichnung der Einbildungskraft zu Hüfe kommt und gleichsam den mit einem Blick zu übersehenden Commentar zum Ganzen liefert. Und diesem Zweck werden, wie wir zum Voraus versichern können, die angehängten Umrisse vollkommen entsprechen. Sie werden, da sie von dem Künstler selbst auf der Platte ausgeführt sind, einen so hohen Grad künstlerischer Vollendung erhalten, daß sie sich sowohl als Muster zum Nachzeichnen, als auch zur Ausschmückung von Zimmern eignen.

Indes soll es bei bildlichen Darstellungen der mitgetheilten Erzählungen allein nicht bleiben. Der Künstler wird auch Originalarbeiten seines eigenen phantasiereichen Geistes liefern, welche sich auf Gegenstände von allgemeinem Interesse beziehen. Er wird 1. B. Umrisse zu den großen epischen und dramatischen Meisterwerken deutscher und ausländischer Dichter, wie Homer, Virgil, Tasso, Milton, Schiller, Göthe, Calderon, Shakspeare, u. s. ferner Scenen aus der biblischen und allgemeinen Weltgeschichte und von Zeit zu Zeit zur Erleichterung auch Bilder komischen Inhalts geben, in welchen das menschliche Leben von seiner lächerlichen Seite, so weit sie das sittliche Gefühl nicht beleidigt, dargestellt wird.

Wir hoffen durch diesen Zuwachs unseres Blattes den Wünschen unserer geneigten Leser entgegenzukommen und sowohl den Genuß, als auch den Nutzen, den dasselbe in der Nähe und Ferne schon gewährt hat, für die Zukunft in hohem Grade zu steigern.

Noch im Laufe dieses Jahrs werden einige dieser neuen Compositionen mit Bezeichnung der weitern Einrichtung des Blattes geliefert werden.



Die Brillenschlange.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie Ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für 2. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sechs (im ganzen Großherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Straßburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlaugasse No. 3.) sowohl auf das Ganze von No. 1. an — jezt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf acht Exemplare erhält man 1 Freyexemplar.) Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist 2. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 gr. sechs.

Die Brillennatter.

(Mit einer Abbildung.)

Vierter Jahrgang 1831. Tab. XLIV.

So reich das schöne Hindien an Gold, Silber, Edelsteinen und kostbaren Producten aller Art ist, so hat es doch auch seine Lanplagen. Hierzu gehört vor allen die auf beiliegender Tafel abgebildete Brillennatter, die giftigste und gefährlichste unter allen Schlangen.

Sie ist 3 bis 4, oft auch 6 bis 8 Fuß lang und so dick, wie ein Mannsarm.

Wenn man das Thier so obenhin betrachtet, so sollte man nicht glauben, daß Menschen und Thiere so viel von ihm zu fürchten haben. Denn es ist zur Bewunderung schön gebildet. Glänzende Schuppen von sehr lebhafter Farbe, oberhalb rostbraun, am Wauche bläulich weiß, mit gelben, zuweilen auch purpurnen Flecken, schmücken seinen schlanken, beweglichen Körper und die muntern, feurigen Augen funkeln wie zwei Sterne aus dem zierlichen Köpfchen hervor. Auf dem Oberhalse, den die Schlange nach Willkühr ausbühnen und zusammenziehen kann, erblickt man eine seltsame geheimnißvolle Zeichnung, die einer Brille nicht unähnlich ist, nur daß beide Ringe zuweilen weder ganz rund, noch ganz geschlossen sind. Mit einer lebhaften Einbildungskraft kann man in dieser Figur, wenn man sie im Zusammenhange mit der ganzen Bildung des Kopfes auffaßt, Aehnlichkeit mit den Bügen eines Menschengesichtes finden. Die hellere Grundfarbe in den dunkleren Ringen kann man leicht für Augen und die sie verbindende Krümmung für eine Nase ansehen.

Wehe aber dem, der sich durch diesen täuschenden Anblick verleiten läßt, der Schlange zu nahe zu treten. Er kann seine Sorglosigkeit oder seinen Vorwitz mit dem Leben büßen; denn das falsche, tückische, reizbare Thier wird augenblicklich zum wüthendsten Borne entflammt. Es richtet sich in die Höhe, bläht die Nackenhaut auf, so daß das kleine Köpfchen, wie in einer Kapuze steckt. Fürchterlich drohen die blühenden Augen und der flassende Nasen, aus dem, gleich einem doppelten Dolche, die spitze Zunge sischend hin- und herfährt. Und nun schießt die Natter mit peilschneller Geschwindigkeit auf ihr unglückliches Schlachtopfer los und beißt es mit den scharfen, hakenförmigen Zähnen, aus denen sogleich das tödtende Gift in die drennende Wunde fließt. Der geißelte Mensch fällt gleich darauf in Verzuckungen; der Schmerz, die Geschwulst und die Blässe folgen dem raschen Umlaufe des Giftes durch alle Theile des Körpers; die Zähne werden krampfhaft zusammengebrückt, und gewöhnlich vor Ablauf einer Stunde verkünden die Mattigkeit des Pulses und Lähmact oder Wahninn, Convulsionen und die schwarzblaue Farbe der Haut die Nähe des Todes.

Man hegte lange die irrige Meinung, die Schlange spreie das Gift mit der Zunge in die Wunde. Neuere Forschungen haben über allen Zweifel erhoben, daß dasselbe aus den 2 Fangzähnen in die verletzte Stelle fließt. Diese Zähne (von denen wir Fig. a. einen vergrößert abgebildet haben) sind nemlich hohl und haben an der Spitze ein Loch; an der Wurzel aber stehen sie mit einem Bläschen in Verbindung, in welchem das Gift bereitet wird. Beiße nun die Schlange, so spritzt sie zugleich durch jenes Loch an den beiden Giftzähnen das Gift in

die Wunde. Wertwürdig ist es, daß dieses Gift nur dann schadet, wenn es sich mit dem Blute vermischt. In den Magen gebracht, hat es nicht den geringsten nachtheiligen Einfluß; denn die Widren essen manchmal giftige Schlangen ohne allen Schaden.

Trotz der gefährlichen Waffen, mit welchen die Brillenschlange ausgerüstet ist, wissen sie die ostindischen Gaukler doch so zu zähmen, daß sie solche öffentlich tanzen lassen und aus ihrer Zähmung ein eigenes Gewerbe machen. Sie ziehen mit mehreren solcher gezähmten Schlangen, wie unsere Taschenpieler und Bärenführer, im Lande umher und lassen ihre Künstler für Geld sehen. Augenzeugen versichern, daß die Indier selbst bei diesen gezähmten Schlangen ihrer Sache nicht ganz gewiß sind. Sie suchen daher der von ihnen gefangenen Schlange täglich dadurch das Gift zu benehmen, oder es wenigstens sehr zu mindern, daß sie das Thier reizen und es auf eine geschickte Weise nöthigen, in ein ihm vorgehaltenes Stück Tuch tief einzubeißen und also das Gift darin zurückzulassen. So ist sein Biß auf eine Zeitlang unschädlich.

Bei dem Gauklerspiele selbst benehmen sie sich gewöhnlich auf folgende Art. Die Schlange liegt in einem runden Gefäß oder Korbe zusammengewickelt. Der Schlangenschwanz fängt an, sobald der Versuch geöffnet ist, auf einer Felle zu spielen, verbindet diese auch wohl mit seiner kleinen Trommel. Sofort erhebt sich die Schlange, richtet sich sehr weit aus dem Korbe empor, oder geht auch ganz aus den Boden heraus. Der Gaukler hält ihr nun einen Stock, oder die Faust hin. Augenblicklich erhebt sich nun die gereizte Schlange gegen die sie bedrohende Faust, indem sie sich mit dem Schwanz auf die Erde stützt; (s. Fig. b.) sie bläht den Hals auf, zeigt ihre giftigen Fangzähne und streckt ihre langgespaltene Zunge heraus. Sie ist im fürchterlichsten Grimme; ihre Augen glühen; sie zischt und beginnt einen Kampf mit ihrem Herrn. Dieser aber fängt an zu singen und hält ihr die Faust bald rechts, bald links vor, worin er, wohl nur zum Scheine, eine Wurzel, ein von ihm sogenanntes Gegengift, hält. Das Thier, welches die Augen starr auf die Hand gefest hat, folgt allen ihren

Bewegungen bald rechts, bald links mit dem Körper, indem es sich auf den Schwanz stützt, und scheint nach der Musik zu tanzen. Die Schlange kann dieses ungewöhnliche Spiel wohl eine halbe Viertelstunde aushalten. Merkt aber der Gaukler, daß ihre Bewegung und ihre fentrechtete Stellung sie ermüdet hat, und daß sie die Flucht nehmen will, so hört er auf zu singen und ihr die Faust vorzuhalten. Sie hört nun auf, zu tanzen, streckt sich auf den Boden und ihr Herr steckt sie wieder in ihr Behältniß.

Die Brillenschlange dient aber den Hindus nicht allein zum Vergnügen; sie ist auch ein Gegenstand religiöser Verehrung. Aus Furcht vor ihrem Gifte, und weil man wünschte, sie so weit, als möglich, von sich zu entfernen, kam man auf den Einfall, ihnen an die Orte ihres Aufenthaltes Nahrungsmittel hinzutragen. Die Pagoden wurden mit Abbildungen von ihnen verziert, und wenn sich zufällig eine von ihnen in ein Haus verirrt, so wirft man sich vor ihr nieder und bittet sie, doch ja gnädig zu verfahren und Niemand Schaden zuzufügen. Wie groß die ehrfurchtsvolle Scheu ist, welche man vor diesem giftigen Thiere in Hindostan hegt, kann folgendes Beispiel beweisen. Ein Sekretär eines Indischen Fürsten zu Cananor wurde von einer großen Brillenschlange gebissen. Er versäumte anfangs die gewöhnlichen Hülfsmittel anzuwenden, und seine Begleiter begnügten sich damit, ihn in die Stadt zu bringen und die Schlange in einer wohlverwahrten Büchse desgleichen. Der Fürst war über den Vorfall tief betrübt und ließ sogleich Braminen kommen, die dem Thiere vorstellten, wie viel dem Staate an dem Leben eines so treuen Dieners gelegen sey, und weder Bitten, noch Drohungen sparten. Man erklärte ihr, daß, wenn der Kranke stürbe, sie auf seinem Scheiterhaufen mit ihm lebendig verbrannt werden sollte. Aber sie war unerbittlich, und der Sekretär starb. Dem Fürsten war dieser Verlust sehr empfindlich. Endlich vermuthete er, der Todte könne sich wohl eines heimlichen Verbrechens schuldig gemacht haben, das den Zorn der Götter gereizt hätte, und befohl, die Schlange in ihrem Gefäße aus dem Pallaste zu bringen, sie in Freiheit zu setzen und sich über das Vorgefallene möglichst höf-

sich zu entschuldigen. — Das heißt doch die Unterthänigkeit weit treiben!

Die Christen und Mahomedaner kümmern sich wenig um diesen Aberglauben der Hindus, schlagen die Natter todt, wo sie sie treffen, und erwerben sich dadurch bei den Eingebornen großen Verdienst.

Nirgends, selbst im Bette nicht, ist man in Ostindien gegen diese Giftschlangen sicher, wenn man nicht stets das ganze Haus sorgfältig durchsucht. Daher mag es wohl kommen, daß die Morgenländer glauben, die Brillennattern seyen böse Geister, ja wohl gar der Teufel selbst, und die zur christlichen Religion bekehrten Hindus lassen sich deswegen nicht ausrufen, eine Brillenschlange sey es gewesen, die die Eva verleitet habe, den gefährlichen Biß in den verhängnißvollen Paradiesapfel zu thun.

Die Mordgrube.

Schottische Sage aus dem 16. Jahrhundert.

(Fortsetzung von Seite 176.)

In einer düstern und stürmischen Novembernacht durchwanderte hastigen Schrittes ein junger Landkramer das Meer. Tausend fürchterliche Sagen über die geaußige Gegend, in der er sich zu seltnem Schrecken in dunkler Nacht befand, zuckten ihm durch den Sinn; in jedem Windschauer, der in hohen Erhöhen über die Haide fuhr, meinte er das Stöhnen abgschiedener Geister zu hören, und die Vögel, die über seinem Haupte hin flatterten, warneten ihn, wie ihm dünkte, vor naher Gefahr. Das Pfeifen, womit er sich sonst die Wägen seiner Wanderung vertrieb, erklang ihm auf den Lippen und mit zitternden und unsichern Schritten, die ihm nur zu laut schallten, tappte er weiter. Da gedächte er zufällig der Verheißung der Schrift: „Und ich will dir seyn ein Feind in der Wüste und ein Ebdach im Sturm“, und sie stärkte seinen Muth auf's Neue. „Ja“ dachte er, „bin ich auch allein, vergessen bin ich doch gewiß nicht;“ und ein heißes Gebet um Weiland von Oben schwebte von seiner Lippe.

Da gillmete in der Ferne ein Licht auf, das ihn, seiner Vermuthung nach, zu der Hüfte der Alten leiten mußte, und nach ihm hin wandte er

rasch seinen Weg und erinnerte sich während des Weiterrens, wie er sie das Jahr zuvor in Gesellschaft einer bedeutenden Anzahl Reisender besucht hatte, die sich damals den Abend mit den unheimlichen Geschichten vertrieben, die ihm eben erst den Kopf mit Schreckensbildern angefüllt hatten. Zugleich fiel ihm aber auch ein, wie ängstlich ihn damals die Alte und ihre Söhne zum Dableiben zu bewegen gesucht hatten, als die übrigen Reisenden weiter zogen; deshalb versprach er sich denn jezt vertrauensvoll eine herzliche und freundliche Aufnahme. Sein erstes Begehrt um Einlaß wurde zwar dem Ansehne nach nicht beachtet, doch in demselben Augenblicke erob sich in der Hütte ein gewaltiges Getöse und Durcheinander. „Die meynen gewiß, ich sei einer von den Suchbesuchen, von denen die alte Frau so viel erzählt,“ dachte der Bursche, indem er an ein Fenster trat, wo ihn denn das Licht im Innern alle Bewohner bei ihren verschiedenen Beschäftigungen wahrnehmen ließ; die Alte schreute eben hastig den steingelatteten Fußboden und überstreute ihn dicht mit Sand, während ihrer beiden Söhne mit gleicher Hast etwas Breites und Schweres in eine mächtige Kiste zu zwängen schienen, die sie dann sorgfältig verschlossen. In einer Anwandlung fröhlicher Laune klopfte der junge Mann gedankenlos leise an das Fenster und im Augenblicke fuhren alle mit einer so sichtlich heftigen Bestürzung in allen Mienen auf, daß er unwillkürlich mit einem unbestimmten Gefühl von ängstlicher Besorgniß zurückbebt; doch ehe er noch Zeit zu meistertem Besinnen hatte, schoß einer von den Männern blitzschnell zur Thüre heraus, packte ihn rauh an der Schulter und riß ihn mit Ungeflüm in die Hütte. „Ich bin ja nicht, wofür ihr mich haltet!“ sagte der Erschrockene und versuchte zu lachen, „ich bin ja bloß der arme Krämer, der voriges Jahr bei euch eingekert ist.“ — „Bist du allein?“ fragte ihn die Alte mit scharfem tiefem Verhörs-tone, vor dem ihm das Herz in der Brust vor bangender Ahnung bebte. „Freilich“ war seine Antwort, „bin ich allein da; bin ich ja doch“ setzte er mit einem Seufzer und im Ausbruch eines nicht zu bezwingenden schmerzlichen Gesühls hinzu, „eben so allein in der weiten Welt! Nicht eine Seele auf

Erden, die mir in Kummer und Noth helfen, Niemand, der auch nur eine Thräne um mich weinen würde, und müßte ich noch heute Nacht sterben.“ — „Da bist du uns willkommen“ bemerkte einer der Männer mit einem grinsenden Lächeln und warf dabei einen eigenen funkelnden Blick den übrigen Hüttenbewohnern zu.

Mehr vor Angst, als vor Kälte fröstelnd, setzte sich der junge Krämer zum Feuer, und wenn er die Blicke, welche die Alte und ihre Söhne miteinander wechselten, betrachtete, wünschte er sich lieber hinaus in eine der nahe gelegenen dachlosen Hütten und dort ein Nachtlager, als hier unter Leuten von so bedenkllichem Aussehen. Furchtbare Ahnungen fuhren ihm einmal über das andere durch den Kopf und Schrecken, die er weder zu bekämpfen noch näher zu prüfen vermochte, stahlen sich ihm unver-

merkt ins Herz; doch allein und von aller Hilfe fern, nahm er sich vor, seine argwöhnischen Besorgnisse zu unterdrücken, oder sie wenigstens nicht an den Tag zu legen und dadurch die Gefahr nur zu mehren. In dem Gemach, wo er die Nacht zubringen sollte, sah es unheimlich und wußt aus; die Bettvorhänge waren, wie es schien, gewaltsam zerdrückt und hiengen nur noch in Fetzen um das Bett; den Tisch hatte, dem Anschein nach, ein heftiger Schlag zertrümmert und Bruchstücke von allerlei Zimmergeräthe lagen zerstreut auf dem Fußboden. Der junge Krämer hat, ihm ein Licht im Zimmer brennen zu lassen, bis er eingeschlafen sey, und untersuchte dann ängstlich die Riegelhaken der Thüre; sie waren jedoch, wie es schien, bei einer frühern Gelegenheit gewaltsam gesprengt worden, und nun rostig und zerbrochen geblieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zeitspiegel.

Wöchentliche Lieferungen aus dem Gebiete der Romantik, der Kunst, der Geschichte und des Lebens.

Herausgegeben

von

C. Spindler.

Zweyter Jahrgang.

Diese mit so allgemeiner Theilnahme aufgenommenen und hochgeschätzte Zeitschrift, von welcher jährlich 52 Hefte herauskommen, die am Schlusse eines jeden Jahres 6 große Octavbände bilden, erscheint, wie bisher, auch im nächsten Jahre, in wöchentlichen Lieferungen, jede zu 3 Bogen, in einem eleganten Umschlag.

Da der Herausgeber seinen Wohnort nach Baden-Baden verlegt hat, so ist der Verlag hiervon an die C. F. Müller'sche Hofbuchhandlung in Karlsruhe übergegangen, welche, vom 1. Januar 1832 an, den Zeitspiegel mit der nämlichen Eleganz und Pünktlichkeit, wie bisher die Lindbaur'sche Hofbuchhandlung in München gethan, ausstatten und liefern wird.

Der Name des, in ganz Deutschland so hoch geachteten Herausgebers bürgte von Anbeginn für das Bediehung des ganzen Unternehmens; und wie Vieles in wenigen Monaten im Verein mit geistreichen Männern geliefert, wie sehr jede Erwartung des gebildeten Publikums übertroffen wurde, dieses bestärket ein flüchtiger Blick auf den, in mehr als 250 Original-Aufsätzen bestehenden reichen Inhalt der ersten 6 Bände.

Der Preis dieser Zeitschrift für die Abonnenten ist per Jahr 18 fl. oder 11 Thlr. sächs. Für möglichst schnelle Beförderung, sowohl auf dem Wege des Buchhandels, als per Post ist gesorgt.

Von dem ersten Jahrgang 1831 sind nur noch wenige complete Exemplare vorhanden, worauf Lesevereine und Leihbibliotheken besonders aufmerksam gemacht werden.

und so.
sperren
e wende
d die für
se e k
dich es so
für u
sach s
e kann
es zu
sperren
in, so
id e me
id die
se s für
die den
se so
in e

die
die
die

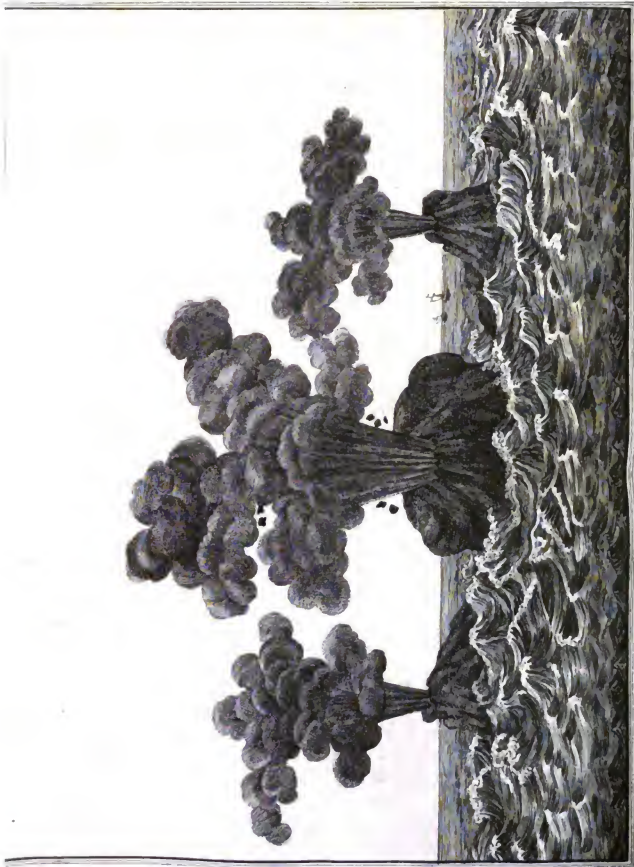
so dass
in der
sich nur
die alle

die die
die die
sind



e
ie
ner
den

ndem
einung
zu beo-
achtung
nicht bloß



Sea embankment, Tund ba. Seivara, in Sweden.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT.

erscheint jeden Sonntag mit einer, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie Eltern Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das **Karlsruher Unterhaltungsblatt** wird im Abonnement jährlich für R. 5. 12 kr. rh. Thlr. 3. — stüch. (im ganzen Großherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Reitz, Schlauchgasse No. 3.) sowohl auf das Ganze von No. 1. an — jezt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf acht Exemplare erhält man 1 Freyexemplar.) Der **Ladenpreis** für jeden Jahrgang ist R. 7. 48 kr. rh. Thlr. 4. 12 gr. stüch.

Neuentstandene Insel
unfern von Sciacca, in Sicilien.

(Mit einer Abbildung.)

Vierter Jahrgang 1831. Tab. XLV.

Es war in den ersten Tagen des Juli, laufendem Jahres, als an der südlichen Küste von Sicilien, ein vulkanischer Ausbruch unter dem Meere Statt fand, in dessen Folge eine neue Insel zum Vorschein kam. Unsere Freunde werden davon in den Zeitungen gelesen haben. Da aber die Nachrichten in denselben gestreut nach einander und theilweise ankamen, so sehen wir voraus, daß eine Zusammenstellung des Wichtigsten davon, nebst einer Abbildung dieser merkwürdigen Naturerscheinung, nicht unwillkommen seyn werde.

Ehe noch der Ausbruch selbst geschah, vernahm man mehrere Tage hintereinander in der Stadt Sciacca leichte Stöße eines Erdbebens. Am 8. Juli bemerkte ein Sicilianer, welcher eine Brigantine von Malta nach Palermo führte, etwa 6 bis 7 deutsche Meilen vom Strande von Sciacca, an einer Stelle, welche gewöhnlich die Bank der Korallen genannt wird, eine sehr dicke und große Wolke, welche in Form einer Säule sich aus dem Meere erhob, in 20 bis 30 Minuten eine sehr große Höhe erreichte, und alsdann heruntersinkend verschwand. Von Neugier getrieben und von der Neuheit dieser Naturerscheinung angezogen, näherte er sich derselben so weit es möglich war, und erkannte alsdann klar und deutlich, daß eine Wasserflut, so dick, wie er versichert, als ein Schiff, sich aus dem Meere zu der Höhe von 60 — 70 Fuß erhob. Diese Säule war von einem graulichen Nache umgeben; nach dem

Mittelpunkte war sie dicker und schwärzlicher; wenn sie sich erhob, brachte sie eine große Bewegung im Meere hervor und wurde von heftigem und wiederholtem donnerndem Getöse begleitet, verschwand aber darauf gänzlich in einem Augenblick. Zehn- oder zwölffmal, verschiert der Schiffer, habe er in der Zeit von 1 Uhr Nachmittags bis ½ Uhr diese Wasserflut sich erheben und wieder heruntersinken sehen. Der Anblick des Himmels war während dieser Ausbrüche weit trüber, als gewöhnlich; das Meer brauste auf, wie kochendes Wasser, und man sah auf der Oberfläche desselben viele todtte Fische schwimmen, von denen einige von den Matrosen aufgefischt und ausgebeutet wurden. In ihren Eingeweiden fand man kleine Stücke einer graulichen Erde, welche vulkanischen Ursprungs zu seyn schienen.

Diese Nachrichten des Sicilianers wurden bald nachher von verschiedenen Punkten der südlichen Küste und besonders von den obrigkeitlichen Behörden von Sciacca und Girgenti bestätigt. Alle bezeugten, daß man vom Lande aus eine große Säule von Rauch und Dampf, über 70 Fuß hoch und 200 Schritte in der Breite bemerkte; alle sprachen von der großen Menge todtter Fische, welche in diesen Gewässern schwimmen, und man hat nach Palermo eine leichte graue Materie geschickt, welche das Meer in Menge an's Ufer wies. Die Stückchen dieser Materie, die von der Größe eines Fruchtkorns bis zu der einer Haselnuß sind, werden nun von den Naturforschern genauer untersucht.

Die Regierungen in Sicilien und Malta sandten nun Schiffe in diese Gegend, um die Erscheinung und alle sie begleitenden Umstände genauer zu beobachten. Das Ergebnis dieser neuen Beobachtung war: daß aus dem Grunde des Meeres nicht bloß

eine, sondern drei Feuer- und Rauchsäulen abwechselnd emporstiegen, von denen indeß die mittlere die größte sey; die Krater dieser vulkanischen Ausbrüche erhoben sich immer höher über den Meeresspiegel und bildeten bereits am 18. Julius eine Insel von 40 Fuß Höhe über dem Wasserspiegel. (Siehe die Abbildung.)

Den 22. Juli hatte, den Beobachtungen eines französischen Schiffscapitains zufolge, die neue Insel schon eine Höhe von 50 Fuß erreicht, und ihr Umfang betrug ohngefähr $\frac{1}{2}$ Stunde. Ihre Gestalt ist fast ganz rund und ihr Aussehen schwarzlich; an ihrer südöstlichen Seite ragen große Felsen über dem Meeresspiegel hervor; auch läuft von hier aus eine kleine Landzunge eine ziemlich beträchtliche Strecke unter dem Wasser fort, deren Richtung durch das Kochen und Brausen der Wellen angedeutet wird.

Als der Kapitän sich näher hinzu wagte, wurde er von dem außerordentlichsten Schauspiel überrascht. Er sah aus dem Krater bald eine, bald mehrere schwarze Rauchsäulen sich erheben, bald stiegen unter fürchterlichem Geräusch eine unzählige Menge solcher Säulen in Gestalt einer dreikantigen Pyramide 2,400 Fuß hoch in die Luft und bildeten eine ungeheure schwarze Wolkenmasse, welche von Zeit zu Zeit von hellleuchtenden Blitzen durchzuckt wurde, auf die jedesmal ein donnerähnliches Krachen folgte. Zugleich fielen beständig eine Menge in die Höhe geschleuderte Steine und glühende Lava, gleich einem dichten Regengusse, auf die Insel zurück, und diese erhob sich dadurch immer höher über die Meeressäule. Schon soll dieselbe zu einem Umfange von ohngefähr einer deutschen Meile angewachsen seyn.

Als die Feuerausbrüche endlich nachließen, nahm ein englischer Schiffscapitän die Insel für seinen König in Besitz; doch soll die Neapolitanische Regierung sie ihm streitig gemacht haben, und streng darauf bestehen, daß sie, als Sicilischer Grund und Boden, ihr anheim fallen müsse. Beide Mächte speculiren wahrscheinlich schon jetzt auf die ergiebigen Schwefel- und Salpetergruben, welche sie auf dieser Insel besahen lassen wollen, oder sie haben wohl gar schon die reichen Fruchternten und Weinlese im Auge, welche man erst nach einem Jahr-

tausend auf diesem Eilande halten wird, wenn es sich mit Moos, Gras, Pflanzen und Bäumen besäet hat. Nun, man kann ihnen wenigstens den Vorwurf nicht machen, daß sie nicht für ihre Urerben sorgen.

Die Morbgrube.

Schottische Sage aus dem 16. Jahrhundert.

(Fortsetzung und Beschluß von Seite 180.)

Es währte lange, ehe er seine aufgeregten Nerven zum Einschlafen zu beschwichtigen wagte; doch zuletzt vergingen ihm allmählig die Sinne, wenn gleich seine Einbildungskraft peinlich thätig blieb und ihm neue Schreckenbilder mit dem vollen Leben der Wirklichkeit vorführte. Es dünkte ihm, er wandere wieder über die Heide und diese sei jetzt voll Gespenster, die ihm alle abwinkten, die Hüfte zu betreten und — als er ihr sich näherte — mit einem hohlen und verzweifelnenden Schrei verschwanden. Dann sah er sich wieder am Feuer sitzen, wo ihn die Gesichter der beiden Männer mit abschreckender Bosheit anbräuten, und es war ihm, als fasse ihm das alte Weib an den Armen und binde sie ihm fest. — Da ward er plötzlich aus seinem wildbewegten Schummer durch einen Laut aufgeschreckt, der ihm wie ein Nothschrei klang: in einem Augenblick war er hell wach und setzte sich im Bette auf; — doch Alles blieb still und er suchte sich eben einzuordnen, das Gehörte sei nur eine Fortsetzung der grauenhaften Bilder gewesen, die seine Nachtruhe gekört hatten, als er, bei einem scheuen Blick nach der Thüre, unten an ihr hin einen breiten, rothen Blutstrom leise über den Boden hin gleiten sah. Halb wahnsinnig vor wilder Angst war er mit einem Sage aus dem Bette und an der Thüre, von wo aus er durch eine Spalte, während es ihm vor Todeswuth vor den Augen dunkelte, Alles genau beobachteten konnte, was im anstossenden Gemach vorging.

Seine Furcht verschwand auf der Stelle, als er wahrnahm, daß es bloß eine Schlange gewesen war, die sie beschaffen abgeschlachtet hatten; und eben wollte er sich wieder, beschämt über seine grundlosen Besorgnisse, in sein Bett schließen, als sein Ohr durch

ein Gespräch festgehalten ward, das ihn — schreckens-
bleich — an seinen Standort bannte.

„Das war 'ne leichtere Arbeit, als die gestrige,“
sagte der Mann, welcher die Ziege hielt. „Ich wollte
all' die Surzeln, die wir abgeschnitten haben, wä-
ren auch so leicht und friedlich abgethan gewesen.
Habt ihr euer Lebtag einen solchen Spektakel ge-
hört, wie ihn der alte Herr vergangene Nacht ver-
süßert hat! 's war wohl nöthig, daß wir keine Nach-
barn sechs Stunden weit herum haben, sie müßten
ja sonst sein Gebrüll um Hülfe und Barmherzigkeit
gehört haben.“

„Schweig' mir still davon,“ versetzte der An-
dere; „hab' ich doch nie Freude an dem Blutver-
gießen gehabt.“

„Ha! ha!“ grinste lachend der Andere, „meinst
du im Ernst so?“

„Im Ernst!“ antwortete der Erste düster; „das
Mord-Loch, das ist meine Sache — das plau-
dert nichts aus — ein bißchen Balgeri — ein
Lauder — und der Keel ist todt und begraben,
ehe Eines nur die Hand umkehret. Ich wollte es
darauf ankommen lassen, ob ein Gerichtsbienner in
der ganzen Christenheit da etwas Unrechtes witterte.“

„Ja, so ein Plag, wie der, ist eine schöne Er-
findung von der Natur für uns. Wenn Einer eine
Höhlung in der Haide sieht, voll mit hellem Wasser
und so schmal, daß das lange Gras am Rande ober
sich zusammenschneidet, wer käme da auf den Gedan-
ken, daß sie bodenlos tief ist und mehr als vierzig
Leute verbirgt; die hier ihren Tod gefunden haben!
Sie saugt sie an, wie ein Blutigel!“

„Wie gedenkt ihr denn den Jungen da neben-
an abzufertigen?“ fragte mit gedämpfter Stimme
die Alte. Der ältere Sohn gab ihr ein Zeichen,
still zu seyn, und deutete auf die Thüre, hinter der
ihr Zuhörer zitternd stand, während der jüngere mit
dem Ausdruck thierischer Blutgier sich mit dem Mes-
ser über die Kehle fuhr.

Der junge Krämer besaß ein kühnes und wa-
giges Gemüth, das die Verweisung jetzt aufs höch-
ste steigerte; für einen offenen Widerstand waren
indef die Umstände so durchaus gegen ihn, daß

schnelle Flucht ihm der beste Ausweg dünkte. Sachte
schlich er sich zum Fenster, brach mit einem ver-
zweifelten Kraftdruck die rostige Eisenflange, welche
die Fensterflügel zubielt, aus und gleitete dann ge-
räuschlos und ohne Schwermüdigkeit hinab. „Das
singt gut an,“ dachte er, indem er einen Augenblick
in fürchterlichem Schwanken über die einzuschlagende
Richtung zögerte da stand. Doch seine kurze Selbst-
berathung ward gräßlich durch die heiseren Stimmen
der beiden Männer und ihren lauten Ruf: „der
Bursch' ist fort — laßt den Bluthund*) los!“ un-
terbrochen. Wie Stadglut fielen ihm diese Worte
auf's Herz, denn Entzinnen dünkte ihm jetzt eine
Unmöglichkeit, und es war ihm, als zerthauete ihm
die Kraft jeder Spannader wie Wachs im Gluth-
ofen. „Soll ich denn umkommen ohne allen Ge-
genkampf!“ sprach er zu sich selbst, raffte sich zu
einer Kraftanstrengung auf und hin slog er über
die Haide hüßlos und erschreckt, wie ein Hase, den
der hartberigste Jägertröf verfolgt. Bald tönte das
Gebell des Bluthundes durch die stille Nacht und
die Stimme seiner Herrn schallte weithin über das
Moos, als sie ihn zu immer rascherer Eile antrieb;
leuchtend und athemlos setzte der Krämer seinen
hoffnungslosen Kennlauf fort, doch von Au-
genblick zu Augenblick schienen seine Verfolger den
Ermattenden zu überholen. Dem Hund war die
Finsterniß, die ihm so undurchdringlich blieb, keine
Hinderung und sein Geheul klang immer lauter und
tiefer ihm ins Ohr — während der Schrein der Ka-
terne, welche die Männer mit sich trugen, ihm, so
oft er sich umschaute, in das Gesicht glänzte.

Gerade im vollsten Rennen, stürzte der Krämer
so heftig über einen Steinhaufen, daß er, im blo-
ßen Hemde, wie er war, sich alle Stiedmasen schwer
zerstieß. Mit einem wilden Hilffschrei zum Him-
mel auf — froh er blutend und fast sinnlos an
der Erde haftig weiter. Die heiseren Stimmen der
Männer und das noch lautere Gebell des Rüden,
tönten jetzt so nahe, daß sein augenblickliches Ver-
derben unvermeidlich schien, — schon fühlte er sich
in ihren Klauen, schon blitzte ihm, wie ihn dünkte,
das blutige Nordmesser vor den Augen, — da gab

*) Schottischer Schweifhund.

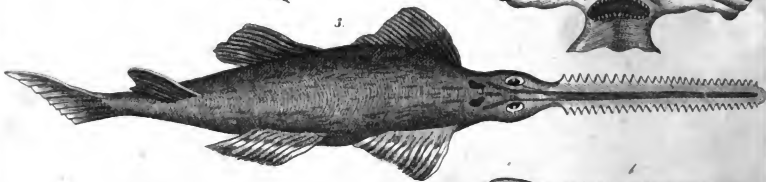
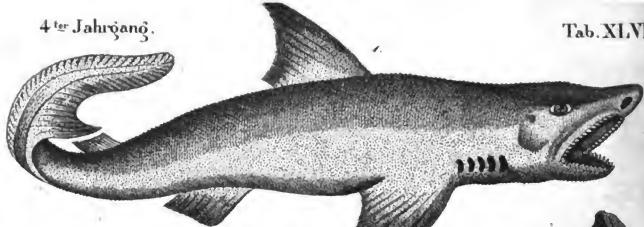
ihm die Verzweiflung neue Spannkraft und noch einmal, in fürchterlicher Todesangst, im halben Wahnsinnschwandel, schoß er so windschnell vorwärts, als ob der Schrecken seine Füße beflügelt hätte. Ein gellender Schrei, nah bei der Stelle, die er eben hinter sich gelassen hatte, schlug an sein Ohr, ohne jedoch seine Flucht aufzuhalten. Der Hund war auf dem Fieck stehen geblieben, wo des Krämers Wunden so reichlich geblutet hatten, legte sich hier, in der Meinung, die Hage sei jetzt vorbei, nieder, und konnte durchaus nicht weiter gebracht werden; vergebens schlugen die Männer mit toller Wuth auf ihn los und mühten sich ab, den Hund wieder auf die Witterung zu bringen — der Anblick des Blutes hatte das Thier zufrieden gestellt, und in der Ueberzeugung, sein Geschäft sei gethan, widerstand es mit verstockter Beharrlichkeit jeder Annäherung zur nochmaligen Verfolgung der nämlichen Witterung. Der junge Krämer floh mittlerweile raschlos weiter — und meinte immer noch im Fliehen das Geräusch verfolgender Tritte hinter sich zu hören, und immer noch schallte das Rufen und Schreien seiner Mörder aus der Ferne ihm nach. Fünf Stunden darauf erreichte er ein Dorf, und verbreitete Augenblicks Unruhe und Lärm durch die ganze umliegende Gegend — wie mit einem Schlage erhoben sich die Einwohner im Aufruhr der tiefsten Entrüstung — mehrere von ihnen hatten Söhne, Brüder, Freunde, auf der Haide verloren, und Alle vereinigten sich zur unverzüglichen Befangenahme der Alten und ihrer Söhne, die sie in ihrer wilden Erbitterung beinahe in Stücke rissen. Drei Galgen wurden unverzüglich auf dem Moore aufgerichtet, und die Verbrecher gestanden denn vor ihrer Hinrichtung die Tödtung von nahe an fünfzig Schlachtopfern in der von ihnen bezeichneten Morb-Grube ein, in deren Nähe sie auch die Strafe ihrer Gräueltthaten erlitten.

Nur mit Schwierigkeit wurden die Gebeine mehrerer, von ihnen ermordeten, Personen aus dem Abgrund heraufgebracht, in welchen sie sie hineingezwängt hatten; die Öffnung ist indessen so eng, und die Tiefe so außerordentlich, daß jeder Be-

schauer der Sage des Landvolks, als sei sie bodenlos, Glauben zu schenken geneigt wird. —

Nach ist der Schauplatz der eben erzählten Ereignisse nahezu so, wie er vor etwa 300 Jahren war: Die Ueberbleibsel der alten Hütte mit ihren geschwärtzten Mauern (wo jetzt — natürlich! — tausend böse Geister haufen) und das ausgebehnte Moor; auf dem jetzt ein modernerer G a s h o f (wenn man ihn mit dem Namen beehren will) steht, der seinen Vorgängern in Allem, die Gemüthsart seiner Bewohner ausgenommen, gleicht; der Wirth ist ein mißgestaltetes, aber mit ganz besondern Gaben ausgestattet Wesen; er hat sich selbst eine Geige verfertigt, die er mit selbstlernter Kunst spielt, — und wenn ein M i s t o n in dem Hause gehet, ein M o r d darin begangen wird, so wäre es nur mit dem Instrument. Seine Tochter (die nie über die Haide hinausgekommen ist) hat ihres Vaters Talent geerbt und alle seine Schreckens- und Ammen-Mährchen sich wohl eingeprägt, die sie dann gewaltig geistreich wieder erzählt; doch erst dann, wann sie Einen über die Haide geleitet, um auch einen Stein in den tiefen und engen Schlund zu werfen auf den sich ihre Geschichte bezieht, — wenn man an seinem abschüssigen und schlüpfrigen Rand steht und (das Gras, mit dem er bedeckt ist, auseinanderbiegend) in seine unheimliche Tiefe hinabschaut — wenn sie nun mit dem ganzen lebendigen Feuer eines Augenzeugen das Sich-Abkämpfen der Schlachtopfer beschreibt, beschreibt, wie sie das Gras, als ihren letzten Rettungsanker umkämpfen und ihren Mörder im schwindenden Kraftverlust des Nachgeföhls mit hinabziehen sich mühen, — wenn sie dem stauenden Hörer erzählt, daß seit 300 Jahren noch keine sterbliche Lippe die hellen Wasser dieses Demants der Wäße gekostet hat und daß noch immer bei Nacht der einsame Wanderer vom Geheul des Bluthundes verfolgt wird, — dann nur ist es erst ganz möglich nach Gebühre zu würdigen — die Schrecken der M o r d g r u b e.

K.



Große Raubfische.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT.

erscheint jeden Sonntag mit einer, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für R. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sechs. (im ganzen Großherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jedersall von sämtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlaugasse No. 3.) sowohl auf das Ganze von No. 1. an — jaust aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf a h t Exemplare erhält man : Freyexemplar). Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist R. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 gr. sechs.

Große Raubfische.

(Mit einer Abbildung.)

Vierter Jahrgang 1831. Tab. XLVL

Fig. 1. Der große Haifische oder Menschenfresser.

Gewiß haben unsere Leser schon von dem fürchterlichen Haifische erzählt hören, welcher das gefährlichste unter allen Ungeheuern des Weltmeers und der Schrecken aller andern Seethiere ist. Er wird gewöhnlich auch der Menschenfresser, der Jonassfisch und von den Dichtern des Meeres Hyäne genannt, weil ihm an Raubfische kein anderes Thier zu vergleichen ist. Alles ohne Unterschied, lebendige und todt Thiere, auch seines Gleichen nicht ausgenommen, sind seiner Fressgier willkommen, und wehe einem unglücklichen Matrosen, der vom Bord des Schiffes in einer Gegend fällt, wo ein Hai sich befindet. Er wird unverzüglich dessen Beute. Die Seerberichte aller Zeiten sind voll von schaudererregenden Beispielen dieser Art.

So erzählen uns englische Blätter, daß einst ein Schiff von Boston in Amerika, auf der Rhebe von Barbados vor Anker lag. Einige seiner Matrosen sprangen ins Wasser, um sich mit Schwämmen zu erfrischen, während ihre Kameraden auf dem Raan und Mastkörben Acht gaben, ob sich keine Haifische näherten. Es dauerte nicht lange, so wurde man eins von diesen gefährlichen Thieren gewahr, dessen große Stoffebern hoch über die Kluten, die sie durchstülpten, emporragten. Sogleich lehrten alle eilig an Bord zurück. Das gefährlichste Ungeheuer, das seine Beute entdecken sah, durchschlug die Wellen, wie ein Pfeil, und kam in dem Augenblick heran, wo der Leib des letzten Schwimmers schon von seinen Kameraden gefaßt und zur Hälfte in

der Schaluppe war. Der Fisch biß ihm ein Bein ab. Das Blut ergoß sich stromweise, und in weniger, als einer halben Stunde, war er todt.

Emanuel Purdy, sein Landsmann, (beide waren aus der Stadt Dartmouth, in dem Staat von Massachusetts, Bay, gebürtig) hatte unterdessen unverrückt und schweigend die Augen auf seinen sterbenden Kameraden gefest, und rief wüthend, sobald er ihn den letzten Seufzer ausstoßen sah: „Ezechiel ist todt, und dies höllische Ungeheuer hat ihn ermorde!“ Er verließ die Leiche, lief in den Schifferraum, holte ein großes Messer, und schärfte es auf dem Schleifsteine des Zimmermanns. „Was willst du thun?“ fragte ihn dieser. Meinen Kameraden rächen! antwortete Purdy. Bald darauf stieg er auf das Verdeck, kleidete sich aus, ohne ein Wort zu sagen, und sprang in's Meer, ehe man seine Absicht errathen konnte.

Das heßungrige Ungeheuer, das sich noch immer in der Gegend vom Schiffe aufhielt, ward ihn bald gewahr, und schwamm anfangs langsam, wie diese Fische zu thun pflegen. Das Schiffsvolk glaubte den Matrosen verloren und brach in ein lautes Angstgeschrei aus. Emanuel, der in dergleichen Gefechten geübt war, erspürte seine Kräfte nicht. (Auf den Bremerischen Eilanden, sagt der Verfasser der Erzählung, habe ich viele Weisse und eine Menge Neger diese Ungeheuer angreifen und erlegen sehen.) Er faßte sein Messer, bünd unweglich, und erwartete mit unbegreiflicher Ruhe den Hai, der immer mehr sich näherte. In dem Augenblick, da dieser seinen mörderischen Rachen aufsperrte, tauchte er unter, enging ihm und kam in einer Entfernung von 60 Fuß wieder zum Vorschein. Er beschrieb darauf einen Birkel um ihn, indem er langsam schwamm, und ihm von der Seite beizug

kommen suchte. Der Hai, der sich bis zur Wuth erhobte, und seines Raubes gewiß war, schoß auf ihn zu, indem er sich auf die Seite neigte; denn der Schwanz dieser Seeungeheuer ist von ihrer Schnauze so weit entfernt, daß sie nichts fassen können, ohne sich auf den Rücken zu werfen. Dies war der Augenblick, auf den der tapfere Emanuel laurerte. Mit einer Gegenwart des Geistes, einem Muth und einer Stärke, die weit über die menschlichen Kräfte zu seyn schienen, stieß er dem Raubfisch das Messer in den Leib. Sein gefährteter Rachen schloß sich, sein ungeheurer Schwanz preißte ängstlich das schäumende Element, in welchem er schwamm, er verfolgte seine Beute nicht mehr. Allein Emanuel verfolgte ihn nun selbst und brachte ihm, unter dem Wasser schwimmend, noch verschiedene Wunden bei. Das Meer wurde von dem Blute des Hais gefärbt, seine Bewegungen wurden ohnmächtiger, er wälzte sich, schwamm über dem Wasser und starb. Sieben Minuten hatte dieser außerordentliche Kampf gedauert. Die Besorgniß des Schiffsvolks war nun in laute Freude verwandelt. Man zog den Emanuel an Bord, und jeder wünschte sich Glück, der Kamerade des tapfern Mannes zu seyn, der die fürchterliche Thier in seinem eigenen Element anzugreifen und zu überwinden gewagt hatte. Sobald das todte Ungeheuer auf das Verdeck gewunden war, hieb ihm der Sieger den Kopf ab, schnitt ihm den Bauch auf, zog das Wein seines Landmanns heraus, und legte es zu seiner Leiche.

Ein andermal (im Jahr 1758) fiel ein Matrose bei stürmischem Wetter auf dem Mitteländischen Meere von einer Fregatte über Bord. Augenblicklich versank ein Hai den um Hülfe schreienden, und an der Oberfläche schwimmenden Matrosen vor den Augen seiner Kameraden, welche auf einem Boote ihm zur Hülfe herbei eilten. Der Capitän hätte indes so viel Geistesgegenwart, daß er ein, auf dem Verdeck stehendes Geschütz auf den Hai losbrennen ließ, welches auch so glücklich traf, daß derselbe den Matrosen (den er noch nicht versankungen, sondern noch im Rachen hatte) sogleich wieder ausließ. Man brachte ihn ein wenig beschädigt aufs Schiff. Der Hai wurde nun mit Wurfspeisen und Harpunen vollends getödtet, aufs Schiff gebracht,

und an der Luft getrocknet. — Der Capitän beschenkte hernach den so wunderbar gereiteten Matrosen mit diesem Ungeheuer, und dieser zog mit demselben in Europa umher, und ließ es für Geld sehen. Es war 20 Fuß lang, mit ausgespannten Flossen 9 Fuß breit, und wog 324 Pfund.

(Der Beschluß folgt.)

Rudolph Stadler in Ispahan.

Außerhalb der Thore der großen Stadt Ispahan, der Residenz des Schachs in Persien, liegt die schöne, reiche Vorstadt Zulpha, welche größtentheils von Armeniern bewohnt wird; daselbst steht auf einem der Kirchhöfe eine Kuppel, die von vier schönen Säulen aus polirten Steinen getragen und mit grünen Bäumen überschattet wird. Dieses merkwürdige Grabmal ist die Ruhestätte eines Schweizers, dessen Schicksale Niemand ohne Rührung vernehmen wird.

Dieser, Namens Rudolph Stadler, war im Jahre 1609 zu Stein am Rhein, einem Städtchen im Kanton Schaffhausen, geboren, wo sein Vater die erste Staatswärde bekleidete. Mehr aus Liebhaberei, als aus Bedürfnis erlernte Rudolph in seiner Jugend die Uhrmacherskunst, und machte durch seinen Eifer und Kunstsinne in kurzer Zeit auch in der Mechanik große Fortschritte. Als er älter geworden war, reiste er in Begleitung seines Freundes, des Baron Schmitz v. Schwarzenhorn, den der Wiener Hof zum Befanden nach der Türkei ernannt hatte, nach Konstantinopel. Hier machte er Bekanntschaft mit dem berühmten Reisenden Tavernier, Baron von Aubonne, der ihn mit sich nach Ispahan nahm. Noch war kein Uhrmacher nach Persien gekommen; daher erwarb sich dort Stadler bald einen glänzenden Ruhm. Er hatte eine kleine Schatzkammer von der Größe eines Thalers bei sich, welche der Chan von Schiras kaufte, und dem damaligen Könige von Persien, Schach Sofi, verehrte. Dieser, über das Kunstwerk sehr ersezt, wünschte den Künstler persönlich kennen zu lernen und ihn in seine Dienste zu nehmen. Er ließ ihm einen Gehalt von 30 Tomans (450 Thaler) nebst dem nöthigen Unterhalt für ihn, einen Bedienten, und zwei Pferde, unter der Be-

dingung anbieten, einzig und allein für den Palaſt zu arbeiten. Stabler nahm es an. Jeden Morgen, wann der König aufſtand, erſchien auch er, um die Uhr aufzuſiehn. Da unterhielt ſich dann der Monarch ganz vertraulich mit ihm, hatte ſeine Freude, ihm allerlei Fragen vorzulegen, und ließ ihm auch wohl zuweilen einen Becher mit Wein von Schiras reichen. Da Stabler die Landſprache erlernt hatte, und ſolche mit Leichtigkeit und Anmuth zu ſprechen mußte, so gewann Schach Soſi ihn mit jedem Tage lieber, und redete ihm wiederholt zu, er möchte Muſelmann werden. Jener aber blieb gegen dieſe Anberietung gleichgültig und erklärte ſtandhaft: er werde dem Glauben ſeiner Väter treu bleiben. Uebrigens ging es ihm ſo gut, daß er nach Verlauf von fünf Jahren reich genug war, um ſechs Bediente und eben ſo viel Pferde zu halten. Doch bei allem dieſem ſehnte er ſich wieder nach der Heimath. Der Gedanke an das ſchweizeriſche Vaterland ward immer lebhafter in ſeinem Gemüthe, und feſter der Vorſatz, die erſte günſtige Gelegenheit zur Rückreiſe dahin zu benutzen. Erit Kurzem hatte er ſich mit einer jungen Chriſtin von der Sekte der Neſtorianer verlobt, und ließ ſie in ſeinem Hauſe das Zimmer der Frauen bewohnen, welches mit ſeinem Gemache in Verbindung ſtand. Eines Tages hatten die Geſandten des Herzogs von Hoſtein, die ſchon vor einigen Monaten zu Jéphan angelangt waren, und mit denen er im Sinn hatte, nach Europa zurückzukehren, ein großes Feſt veranſtalzt, zu welchem Stabler auch geladen war. Die groß war ſeine Beſtürzung, als er bei der Zurückkunft in ſein Haus in ſeinem Zimmer auf einen jungen Perſer ſtieß, der ſich, ſobald er ſich entdeckt ſah, mit der größten Schnelligkeit über die Hofmauer des Hauſes ſchleuderte. Bei näherer Erkundigung erfuhr er, daß dieſer unverſchämte Nebenbuhler der Bruder eines Thürhüters im königlichen Palaſte ſey; ſogleich ließ er ihm bedeuten, er ſolle ſich nie wieder in ſeinem Hauſe blicken laſſen, oder er würde ihn nach Landesgeſetz behandeln, welches jeden Fremden, der ohne Erlaubniß des Hauſbefizers in ein Gemach, wo ſich Frauenzimmer befinden, eintritt, ſogleich zu tödten geſtatet. Er begnügte ſich nicht bloß damit, den Perſer perſönlich gewarnt zu ha-

ben, ſondern gab auch deſſen Bruder, dem Thürhüter, von dem Vorſalle Nachricht, und bat ihn, Jenem nochmals das Verbot zu wiederholen; allein der Leichtſinnige war taub gegen alle Warnungen; Stabler ertappte ihn zum zweiten Mal in ſeinem Frauengemache und tödtete ihn durch einen Schuß. Den Tag darauf begab er ſich, ſeiner Gewohnheit gemäß, in den Palaſt ſeines Gebieters, um die königliche Uhr aufzuſiehn. Der König fragte ihn, was es Neues gäbe. Stabler erzählte nun ganz kollihiſia, er habe den Bruder eines Thürhüters Sr. Majeſtät geödtet, nachdem er ihn zum zweiten Mal in ſeinen Gemächern ertappt und vorher habe warnen laſſen. Der König erklärte Stablern, er habe recht gethan und begnadigte ihn.

Die immer zunehmende Gunſt des Königs und das dadurch erhaltene Anſehen des Fremdlinges erregte ihm ganz natürlich unter den Höflingen bedeutende Feinde. Unter dieſen beſand ſich der erſte Miniſter Mirza-Zaké, die ſeiner unaerzogenen Freiheit des jungen Schweizer ſchon lange nicht geſiel. Da nun, wenn ein Chriſt in Perſien einen Muſelmann tödtet, erſterer mit dem Leben bißen oder den Turban nehmen muß, ſo ſuchte der ſchlaue Bezier ſeinen Herrn zu überreden, daß ſey die beſte Gelegenheit, den Fremden zu zwingen, Muhamedaner zu werden, und brachte es auch wirklich ſo weit durch ſeine Beredsamkeit, daß der Monarch ſeinen Uhmacher kommen ließ, und ihm erklärte: wenn er nicht ſeine Keltigion abſchwöre, ſo ſei ſeine Begnadigung zurückgenommen.

„Mein Leib“ — erwiderte Stabler auf die Zumuthung, — „gehört dem Könige an, welcher ſich das Recht nehmen mag, über denſelben nach Gutdünken zu verfügen; über meine Seele aber hat nur Gott allein zu gebieten.“

Der Schach, über dieſe Widerſpenſtigkeit aufgebracht, ließ ihn in's Gefängniß führen; nach wenigen Tagen aber berief er ihn wieder zu ſich, um ihm anzuzeigen: er könne es nicht über's Herz bringen, ihn hinrichten zu laſſen; er verſpreche ihm daher, wenn er die bereits vorgeſchlagene Heiratung erfüllen wolle, 10,000 Tomans (100,000 Thaler), eine Frau aus ſeinem Harem mit allen ihren Juwelen, und die Verzeuerung ſeiner alten Freundſchaft. Doch der brave Schweizer blieb unbeſtehrbar.

Ein neuer Befehl ſeines Gebieters lautete nun dahin, daß er nach perſiſchem Geſetze, welchem zu Folge der nächſte Anverwandte eines Ermordeten dem Mörder auf öffentlichem Plage den Kopf abhauen muß, alſo dem Bruder des Verſtorbenen ausgeliefert werden müſſe. Jetzt ſuchten die Hoſteinſiſchen Geſandten, denen Stabler ſehr lieb war, bei dem Schach um eine Audienz an, allein Mirza-

Lafe fand unter verschiedenen Vorwänden Mittel, die Gewährung dieses Verlangens immer hinauszu-schieben.

Indessen befand sich Stadler fortwährend im Gefängnisse, und damit er weder liegen noch schlafen könnte, hatte man ihm ein hölzernes Dreieck, Pödenk genannt, um den Hals gelegt. Mehrere Personen, welche für den jungen Mann eingekommen waren, verwendeten sich dafür, es wenigstens auszuwirken, daß er des Nachts über mit dieser Marter möchte verschont werden. Sie erreichten ihren Zweck, doch nur vermittelt einer dedeutenben, dem Kerkermeister gegebenen Geldsumme, woran der großmüthige Vorsteher der holländischen Waarenhandlung, Dbrecht, den größten Theil bezahlte.

Den Tag über stand Stadlers Kerker seinen Bekannten offen, und er erhielt mancherlei Besuche, sowohl von persischen Großen, die ihn zu gewinnen, als von Christen, die ihn in seinem Entschlusse, lieber zu sterben, als seinem Glauben untreu zu werden, zu bestärken suchten. Häufig besuchten ihn auch die in den Vorstädten von Ispahan wohnenden Karmeliter- und Kapuzinermönche, in der Absicht, ihn zum katholischen Glauben übergehen zu machen; er aber erklärte standhaft, daß er weder rechts noch links von seinem Glauben weichen werde. Dessen ungeachtet fuhren die gutmüthigen Männer fort, ihm sein Elend durch alle, ihnen zu Gebote stehenden Hülfsmittel und Dienstleistungen möglichst zu erleichtern.

Endlich war Stadler, auf Befehl des Saders oder obersten Richters in allen Religionsangelegenheiten, auf den Warden (öffentlichen Platz) geführt, und dem Bruder des jungen Neuschen, der er getödtet hatte, überliefert. Dieser Bruder, das Gesetz nennt ihn Wutradier, zog seinen Säbel, um den Todesstreich zu vollführen; allein, entweder aus Ungeschicklichkeit, oder wegen des Bewusstseyns seines eigenen Gemüths, gleitete sein Säbel an dem Pobent ab, und statt Stadlern den Kopf wegzuschlagen, verunbete er sich selbst am rechten Schenkel. Indef wurde bei dem auf dem Plage versammelten Volke das Mitleid regt; man hörte die über Stadlern verhängte Todesstrafe vielfältig mißbilligen und behaupten, er habe nichts weiter gethan, als wozu er befugt gewesen sey; man solle es, sagte man, bei dem die jetzt Geschehenen bewenden lassen u. s. f.; kurz, um einen Aufbruch zu vermeiden, mußte Stadler in's Gefängniß zurückgeführt werden, wo er noch einige Tage blieb, worauf der König, noch immer geneigt, ihn zu retten, ihn nochmals vor sich kommen ließ, und ihm das Doppelte der früher ange-

botenen Summe, nemlich 200,000 Thaler anbot, worauf Stadler abermals mit aller Entschlossenheit erklärte: als Christ habe er gelebt, als Christ werde er sterben.

Ungeachtet aller Verwendungen von Seiten mehrerer persischen Großen, und namentlich des Chan von Shiras, dem der unglückliche Uhermacher große Achtung eintrug, wurde dieser jetzt seinem Schicksale überlassen, und mit geklümtem Herzen sagte der König zu ihm: „Ich habe alles Mögliche gethan, um dich zu retten; dieß schwöre ich bei dem heiligen Propheten; es komme also dein Blut über dich, nicht über mich.“ — Dann wurde er zum zweiten Mal der, seinen Tod verlangenden Familie übergeben, und wieder auf den öffentlichen Platz geführt. Hier verlangte er, aus Besorgniß, der Pobent möchte den Todesstreich nochmals abgelenken machen, daß man ihm denselben abnehme. Als dieses geschehen war, fiel er auf die Kniee, und verrichtete mit Andacht ein kurzes Gebet. Mit unerschüttertem Muth sagte er dann zu demjenigen, welcher das Schwert über ihn geführt hielt: — „Schlag ohne Furcht zu, ich verzeihe dir im Namen Jesu Christi!“ — und mit dem ersten Streiche lag, während des Jammerschreis der zahllosen, von Mitleid erfüllten Volksmenge, der Kopf zu seinen Füßen.

So starb dieser Edle im Oktober 1637 in einem Alter von 28 Jahren. Der König hatte den anwesenden Christen den Befehl ertheilt, sein Blut aufzuschöpfen, und ein ehrenvolles Begräbniß für ihn zu veranlassen. Dem zu Folge erschienen die Glaubensgenossen des Verbliebenen mit gestickten Zeugen, um sein Blut aufzutrocknen, welches bald so kostbar wurde, daß eines der mit demselben getränkten Tücher späterhin für 1500 Thaler verkauft wurde. Sodann errichteten sie ihm gemeinschaftlich auf einem der armenischen Kirchhöfe das obenerwähnte, noch vorhandene Grabmal.

Wenige Tage nach Stadlers Tode hörte die Uhr des Königs auf, zu gehen. Schach Esfi ließ den Bedienten desselben kommen; allein dieser war nicht im Stande, sie wieder in Ordnung zu bringen. Da warf sie der Schach, in einer Aufwallung von Zorn, seinem ersten Minister an den Kopf und sagte: „Einem Hunde, wie du, sollte man die Eingeweide aus dem Leibe reißen lassen; denn du bist es, der mich durch deinen verruchten Rath abgehalten hat, meinen Uhermacher zu retten.“ — Dann schwur er bei dem lebendigen Gott, er wolle keinen Christen mehr der Religion wegen umbringen lassen.



Ansicht der Festung Erivan u. des Berges Ararat.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT.

erscheint jeden Sonntag mit einer, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus dem Vaterlande, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie Eltern Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruhe Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für R. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sechs (im ganzen Großherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlaugasse No. 3.) sowohl auf das Ganze von No. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf acht Exemplare erhält man 1 Freyexemplar.) Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist R. 7. 68 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sechs.

Die Festung Erivan,
mit der Ansicht des großen und kleinen Ararat.

(Mit einer Abbildung.)

Vierter Jahrgang 1831. Tab. XLVII

Der das achte Kapitel im ersten Buche Moses mit Interesse gelesen hat, der wird gewiß das bei- liegende Bild einer aufmerkamen Betrachtung werth halten. Dort wird nemlich im vierten Verse erzählt, die Arche Noah's habe sich, als die Gewässer der großen Fluth sich zu verlaufen begannen, auf dem Gebirge Ararat niedergelassen. Da es, unferss Wissens, sonst kein Gebirge auf der Erde giebt, das den Namen Ararat führt, als die zwei in Armenien*) liegenden, zur Kette des Taurus gehö- rigen, großen Berge, an deren Fuß die Festung Erivan liegt, so mögen in der alten Urkunde der Sündfluth wohl diese gemeint seyn. Welcher von den beiden gewaltigen Thälen es aber gewesen sey, der oder der kleinere, und ob nicht etwa noch die Stelle zu sehen sey, wo er seinen Anker ausgeworfen, das hat schon mancher Reisende auszumitteln versucht; aber keinem ist es noch gelungen, darüber ins Klare zu kommen. Denn der Ararat erhebt sich 14 bis 15,000 Fuß hoch über die Meeressfläche und ist, da er weit über die Schneelinie hinausragt, mit ewigem

Schnee und Eis bedeckt. Dabei sind seine Seitenwände so schroff und glatt, daß es wohl kaum mög- lich ist, zum Gipfel zu gelangen.

Werkwürdig ist, daß die Armenier und Kurden, welche den Fuß des Taurus betreten, allgemein noch den Glauben hegen, die Ueberreste der Arche Noah's befänden sich noch heutiges Tages auf dem Ararat. Vom Kaspischen Meere aus betrachtet soll der Doppelspizel wirklich die Gestalt eines Schiffes annehmen, was vielleicht, in Verbindung mit der Mosaischen Erzählung, zu jenem Glauben Veranlassung gegeben haben mag. In Folge desselben ist der Ararat für die Armenier ein heiliger Berg, und wenn sie die Spizel desselben aus den Wolken, die sie den größten Theil des Jahres umhüllen, hervortreten sehen, so fallen sie zur Erde, machen das Kreuz und verrichten ein Gebet.

Um sich zu überzeugen, ob dieser ehrsüchtigen Glauben der Armenier auch gegründet sey, unternahm vor ohngefähr zwanzig Jahren der türkische Pascha von Bagdad die Erstigung des Ararat. Er ließ auf dem Wege hinauf an drei verschiedenen Punkten Hütten errichten und Vorräthe von Lebensmitteln niederlegen. Ueber die Schneelinie kam er ohne Schwierigkeit. Als er aber an die große Eiskuppe gelangte, welche die Spitze des Kegels bedekt, konnte er nicht weiter, weil dort einige seiner Leute wegen der dünnen Luft mit Brustbeklemmung befallen wurden. Er hatte vorher jedem, der die Spitze erreichen würde, große Belohnungen versprochen. Obgleich aber viele Kurden den Versuch machten, so gelang es doch keinem. Außer der großen Luftverdünnung hatten seine Leute noch mit den Gefahren des stürzenden Eises zu kämpfen, das sich von Zeit zu Zeit in großen Stücken von der Hauptmasse ablöste und herabstürzte.

*) Die Provinz Armenien grenzt im Norden und Osten an die übrigen kaukasischen Provinzen, im Südosten und Süden an Persien und im Westen an die Asiatische Türkei. In Folge des Krieges, den Rußland im Jahre 1828 mit Persien führte, hat dieses an jenes die beiden Chanate Erivan und Nachitschewan abgetreten.

Ein hervorstechender Zug in der äußern Gestalt des Berges ist eine ungeheure Kluft, welche sich beinahe die Hälfte des Berges herab erstreckt, und von Erivan, so wie von der ganzen dortigen Gegend aus, sichtbar ist. Nach der Behauptung älterer Reisenden soll diese Kluft der ausgebrannte Krater des Ararat seyn. Allerdings geht aus der Beschaffenheit des Berges hervor, daß er ehemals feuerfönd gewesen seyn müsse; aber er muß schon in den frühesten Zeiträumen der Geschichte erloschen seyn, weil auch die ältesten Schriftsteller nichts von vulkanischen Ereignissen in dieser Gegend berichten.

Während der größten Sommerhitze geht der Schnee vom Gipfel des kleinen Ararat gänzlich weg, so daß die Landleute der umliegenden Gegend das allmähliche Ab- und Zunehmen des Schnees auf demselben als ihren Kalender betrachten, nach dem sie säen, pflanzen und ernten. Der Pflanzenwuchs am Fuße des Gebirges ist indeß von geringer Bedeutung. Von wilden Thieren gibt es hier Büren, Luchse und zahlreiche Herden wilder Schweine, so wie eine Menge Sumpf- und Wasservogel. Besonders gefürchtet sind die, in dieser Provinz häufig vorhandenen Schlangen.

Unfern von dem Ararat, am Flusse Sengi, liegt Erivan, die bisherige Hauptstadt der Provinz, von einem Halbkreise von Bergen umgeben, deren Abhänge mit Gärten und Feldern bedeckt sind. Es besteht aus zwei Theilen, der eigentlichen Stadt und der Festung. Die Stadt ist unregelmäßig und schlecht gebaut, schmugig und ohne Mauern. Hier und da erblickt man Trümmer vormaliger Größe und mehrere wüste Plätze, eine Folge der vielen Verheerungen, deren Schauplatz diese Stadt im Laufe der Jahrhunderte bis in die neueste Zeit gewesen ist. Die Zahl der Einwohner Erivans (mit Einschluß der Festung) wird auf 15,000 angegeben. Es sind größtentheils Armenier, welche einen lebhaften Handel treiben und in kirchlicher Hinsicht unter einem Bischof stehen, der hier seinen Sitz hat. Die Festung liegt, durch einen Graben von der Stadt abgesondert, auf einem hohen Felsen und ist neuerlich durch Europäische Ingenieure, die im Dienste des Persischen Kronprinzen Abbas Mirgasich befinden, bedeutend verstärkt worden. Die Mauern mit ihren zahlreichen Thürmen bildeten

eine Vertheidigungslinie von mehr als 6000 Fuß Ausdehnung. Die Perser waren lange Zeit gewohnt, Erivan als unüberwindlich zu betrachten. Auch ist die Stadt in den früheren Kriegen mit Rußland zweimal vergeblich belagert worden. Aber im Jahr 1828 nahm sie der tapfere General Paskewitsch, (der nemliche, der erst kürzlich durch die Einnahme Warschau's dem Russischen Kaiser eine Regierungssorge abgenommen hat,) mit Waffengewalt ein, und brachte von dort für sich den Titel Erivansky und für Europa — die Cholera mit.

Große Raubfische.

(Beschluß von Seite 186.)

Schlummer, als diesem Matrosen, erging es vor einigen Jahren einem Negerknaben in St. Domingos, der, weil er gut Schwimmen konnte, sich zu weit in das Meer hinauswagte. Ein großer Haifisch kam auf ihn zu; der Knabe konnte ihm nicht mehr ausweichen und ward, da ihm niemand Hilfe leistete, von dem gefräßigen Thiere verschlungen. Es wurden sogleich Räder an den Schiffen ausgehängt, um den Hai zu fangen, aber er kam nicht bis er wieder Hunger fühlte, welches am folgenden Morgen der Fall war, wo er einen Räder mit einem spitzen Haken verschluckte. Wie er seine Gefangenschaft spürte, tobte er auf das Heftigste, und die Mannschaft von drei bis vier Schiffen kam zusammen, um ihn auf das Verdeck eines Schiffes zu ziehen, und ihn zu tödten. Wie er aufgeschnitten ward, fand man nur noch das Gerippe des Knaben bei ihm. Das ganze Schiff lief voll Bran und Speck mit dem der Capitän seine Schweine fütterte. Dieser Haifisch war 7 Jahre alt, welches man aus der Zahl der Zahnreihen erkennen kann. Er hatte deren 7, die so scharf wie eine Säge, und eben so zahlreich waren.

Alles, was aus den Schiffen geworfen wird, fängt der Hai auf und verschlingt es. Man hat sogar Eisen und ähnliche Dinge, die bisweilen aus den Schiffen fallen, in seinem Magen gefunden. Den Transportschiffen, welche von Guinea, mit Negersclaven beladen, nach den Antillen und dem festesten Lande von Amerika segeln, ziehen die Haifische in Schaaren nach. Alle die unglücklichsten Schlacht-

opfer Europäischen Barbarei, welche in dem engen Schiffsraume ums Leben kommen, oder diejenigen, welche sich aus Verzweiflung selbst vom Berdecke ins Meer stürzen, werden sogleich dem gefräßigen Hai zur Beute.

Dieser fürchterliche Fisch, dessen Naturell unsere Leser nun hinlänglich aus dem bisher Erwähnten kennen gelernt haben, hat, wenn er ausgewachsen ist, eine Länge von 20 bis 25 Fuß, einen Umfang von 9 bis 10 Fuß und ein Gewicht von 10 bis 12,000 Pfund.

Sein fast runder Körper ist rauh, von weißgrauer Farbe und hat auf jeder Seite 5 halbmondförmige Lustlöcher. Die Haut, welche bei der Nacht in Phosphorescenz glänzt, ist gekrönt und mit feinen Stacheln besetzt; sie liefert den schönen Chagrin (eine Art feines Leder, das auf der Oberseite mit kleinen Erhöhungen geziert ist.) Schuppen haben die Hai nicht.

Von der Weite des Rachens und Schlundes kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß ein erwachsener Mensch ohne Mühe hineinziehen kann, wie man denn auch in einem, bei Marseille gefangenen Hai einst einen ganzen geharnischten Mann fand. In den Kiefern stehen sechs Reihen scharfe Zähne, die wie Actischofenblätter übereinander liegen, jedoch nicht in die Kinnladen fest eingekittet, sondern beweglich, wie durch eine Art Gelenk mit denselben verbunden.

Man fängt den Hai auf mancherlei Weise, und zwar ziemlich leicht, wegen seiner Zerschier. Er läßt sich mit faulem Fleische wohl auf zwei Meilen weit herbeilocken, weil er einen sehr feinen Geruch hat. Ist er an einem Haken gefangen, so schlägt er furchterlich mit dem Schwanz und macht gewaltige Bewegungen, um sich zu befreien. Sind alle Anstrengungen vergebens, so speit er vor Angst seine Eingeweide mit dem Haken aus. Die Matrosen belustigen sich gewöhnlich eine Zeitlang an der Qual des Thieres. Endlich ziehen sie ihn mit in die Höhe, hauen ihm den Kopf ab und bringen ihn vollends auf Schiff. Wenn der Kopf schon ab ist, schlägt er doch noch mit dem Schwanz eine Zeitlang; so läche ist sein Leben.

Folgender Versuch, der sich am 8ten Januar dieses Jahres (1831) ereignete, verdient einer bes

sondern Erwähnung. An diesem Tage wurde auf der Rhede der sogenannten Isle de Lost an der Afrikanischen Küste ein ungeheurer Hai gefangen, und auf die gewöhnliche Weise, womit Jack (der bekannte Stichtname des Englischen Matrosen) seinen Haß gegen den, ihm so furchtbaren Hai ausläßt, vom Leben zum Tode gebracht, wobei den Offizieren, auf herkömmliche Weise, die Ehre des Schwefelbahaens zu Theil wurde. Der Schweiß und der Geruch des gefallenen Ungeheuers zog alsbald eine zahllose Menge anderer Hais rings um das Schiff herbei, so daß die See im buchstäblichen Sinne des Wortes von diesen Hyänen des Oceans weit und breit umher bedeckt war. Es war ein entsetzlicher Anblick, diese Ungethüme sich um die, über Bord geworfenen Eingeweide und dergleichen mehr streiten und ihre weit aufgesperrten Rachen kloffen und gähnen zu sehen. Es wurden sogleich Harpunen ausgeworfen, und nach drei Stunden war bereits der fünfzehnte Hai an Bord. Sie maßen sämmtlich zwischen 10 bis 12 Fuß im Umfange.

Das Fleisch des Menschenfressers soll unter den übrigen Haiengattungen das beste seyn. Es wird gewöhnlich auf dem Rost gebraten und mit Citronensaft gegessen. Ausser der Haut, welche Chagrin giebt, benützt man noch die Leber, um den Thran heraus zu ziehen. Sie ist so groß, daß man nicht selten 2 bis 2 ½ Tonnen Thran daraus gewinnt.

Fig. 2. Der Hammerfisch.

Auch dieser Fisch gehört zu den Haien, und ist merkwürdig wegen der besondern Bildung seines Kopfes. Dieser ist auf beiden Seiten verlängert, und hat am Ende jeder Verlängerung einen dünnen und etwas ausgeschweiften Rand. An beiden Enden liegen die großen hervorstehenden Augen. Unterwärts ist beim Anfange des Rumpfes die große bogensförmige Mundöffnung mit furchtbarem Gebiß bewaffnet. Der ganze Leib ist 8 Fuß lang, die Gestalt desselben rund, und die Haut, womit er überzogen ist, hat oben eine dunkelachgraue, unten eine weißliche Farbe. Dieser Fisch lebt im Mitteländischen Meere, besonders bei Smyrna. Er ist räuberisch und fräße selbst Menschen an.

Fig. 3. Der Sägefisch.

Der Sägefisch, ebenfalls ein Hai, hat ein sehr in die Augen fallendes Unterscheidungszeichen, nemlich am Kopfe eine, oft etliche Ellen lange knöcherne Säge, mit 24 bis 26 Zähnen auf beiden Seiten. Der ganze Leib, ohne die Säge, ist 15 Fuß lang, auf dem Rücken schwärzlich, und unter dem Bauche weiß. Man findet diesen Fisch in kalten und warmen Meeresgegenden, bei Grönland, Spitzbergen u. s. w. aber auch in Brasilien. Die Wallfische fürchten sich vor seiner gefährlichen Waffe, weil er ihnen damit leicht den Fettbauch aufreißen kann.

Fig. 4. Der Schwertfisch.

Das Horn, oder Schwert vor dem Kopfe dieses Fisches ist nichts anders, als eine Verlängerung der obern Kinnlade. Zähne hat er nicht, sondern statt derselben am Gaumen 12 und hinter den Kiemen 2 schmale, raube Hügel. Der Körper des ganzen Thieres nebst dem Schwert ist 18 bis 20 Fuß lang, und wiegt nahe an 5 Zentner. Die Farbe des Schwertes und des obern Körpers ist stahlblau, der Bauch ist weiß.

Der Schwertfisch lebt in der Nord- und Ostsee, im Mittelländischen Meere und im südlichen Ocean.

Man fängt ihn, wie den Wallfisch, mit Harpunen.

Der pommer'sche Bauer.

Folgende Anekdote wird man vergebens unter der zahllosen Menge jener suchen, die unter der Regierung des großen Friedrich sich zugetragen haben sollen. Sie lebt nur noch in dem Munde alter Leute der dortigen Gegend, und einem solchen ist sie nächstzählt, jedoch mit Weglassung der plattdeutschen hinterpommer'schen Mundart, welche ohnehin den wenigsten Lesern verständlich seyn dürfte.

Der Haupterwerbszweig der Landleute in den meisten Gegenden Hinterpommerns ist der Verkauf der gedücherten Schweine und Gänse, welche in großen Quantitäten nach der Hauptstadt oder nach den nächsten Seestädten verandt werden. Wer kennt die pommer'schen Spitzgänse und Speckseiten nicht? Noch in den letzten Lebensjahren des großen Königs

erlaubten sich die Edelleute in Hinterpommern oft Nachklang besänkener und nach und nach abgeschaffter Leibeigenschaft, ihre Bauern körperlich züchtigen zu lassen. Freilich hätte ein solches Verfahren nicht zu Kenntniß der Nothdurft gelangen dürfen, allein wo kein Kläger ist, ist auch kein Richter; die Bauern, an ähnliche Behandlung noch gewöhnt, schwiegen, bis endlich diese barbarische Gewohnheit durch bestimmte Gesetze abgeschafft wurde.

In einem Dorfe der Gegend von Treptow an der Rega, stieß der Hof eines Bauern mit dem Garten des Edelmanns unmittelbar zusammen; der nachlässige Gärtner ließ die Gartenthüre offen stehen, und so geschah es denn, daß ein Hauptschwein des Bauern den Garten besuchte, und unter den Gemüsen und Köpfen eine gemaltige Zerstörung anrichtete. Der aufgedrachte Gutsherr ließ sogleich den Bauern holen, und ohngeachtet der arme Teufel bot, der Gärtner möchte doch seine Gartenthüre verschließen, eine Sau sey ja ein unverdächtigcs Thier, er könne sie nicht am Stricke herumführen, so wurden ihm doch ohne weiteres fünfzig Prügel aufgeschädelt. Kommt deine Bestie, rief der zürnende Edelmann ihm nach, noch einmal in meinen Garten, so schicke ich sie todt, und schenke sie meinen Leuten. Mit diesem Bescheid wurde der Bauer entlassen.

Allein die Gartenthüre wurde nach wie vor selten zugemacht, und so geschah es denn, daß das Schwein des Bauern abermals hineinmarschirte, um sich im Wintern zu versuchen. Der Edelmann stand gerade am Fenster, rasch riß er eine Kante von der Wand, gab Feuer, das Schwein kürzte zusammen, und wurde durch einen Nachspruch vom Fenster herab sogleich den versammelten Hofknechten geschenkt.

Der Schlag traf den armen Bauer härter als vorher die fünfzig Schläge auf den Rücken. Ein großer Theil seines diesjährigen Einkommens war auf dieses Schwein berechnet, ihm war himmelschreiendes Unrecht geschehen, davon war er überzeugt, aber einen Prozeß anzufangen, den Junker bei der Regierung zu verklagen, dazu mußte er, gehört Geld und Zeit. Geld hatte er aber nicht, und die Zeit kam herbei, wo er von dem verkauften Schwein seine Abgaben bezahlen sollte; er wußte ferner aus Erzählungen, daß sich Leute in verzweifelten Fällen an den König selbst gewandt hätten, daß aber dieses schriftlich geschehen müßte, wußte er auch; allein schreiben konnte der arme Teufel nicht, was war zu thun? Er kaufte sich einen Bogen Papier, und gieng damit zum Pfarrer seines Dorfes.

(Die Fortsetzung folgt.)

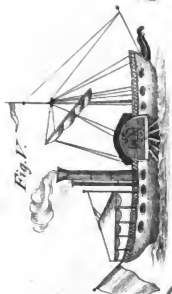


Fig. I.

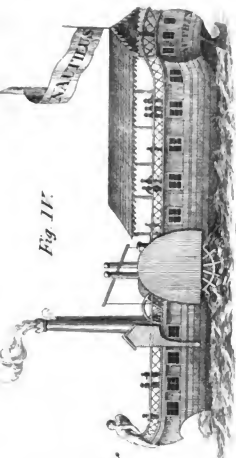


Fig. II.

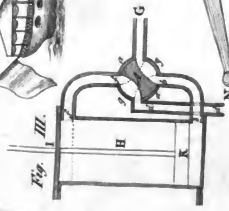


Fig. III.



Fig. I.

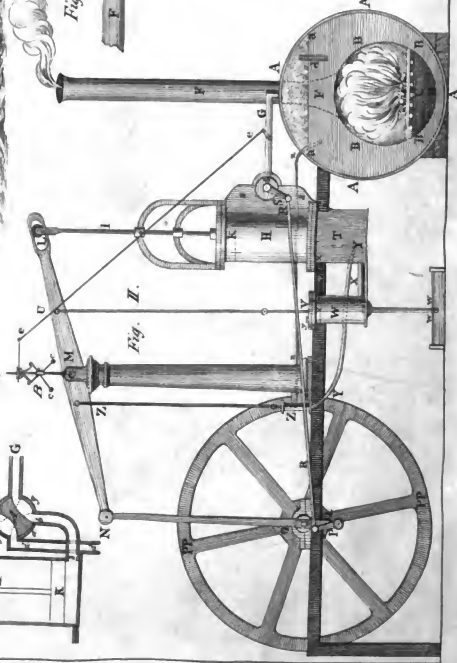
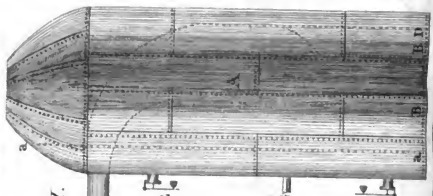


Fig. II.

Dampfmaschine

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Vatergeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie Eltern Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für 2 R. 12 kr. rh., Thlr. 3. — *à* la Carte (im ganzen Großherzogthum Baden *à* 2 R. 10 kr. rh. per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden ledersoll von sämtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schloßgasse No. 3.) sowohl auf das Ganze von No. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Auf acht Exemplare erhält man 1 Freyzeitsemplar. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist 2 R. 12 kr. rh., Thlr. 4. 12 gr. *à* la Carte.

Dampfschiffe.

(Mit Abbildungen.)

Viertes Jahrgang 1831. Tab. XLVIII.

Es ist doch zum Erstaunen, wie weit es der menschliche Geist bereits gebracht hat! Was hätten wohl unsere ehrliehen Vorfahren noch vor hundert Jahren dazu gedacht, wenn man ihnen gesagt hätte, es sey möglich, mit bloßem Wasserdampf ein großes Schiff mit solcher Gewalt und Schnelligkeit fortzubewegen, daß es nicht bloß ein anderes, mit Masten und Segeln ausgerüstetes Fahrzeug weit überflügelt, sondern sogar auch im Stande sey, gegen Wind und Fluth 4 Englische Meilen in einer Stunde zurückzulegen? Sie hätten ohne Zweifel den, der ihnen dergleichen voreezählt hätte, für einen Aufschneider und Windbeutel gehalten, und, wenn er sie von der Wahrheit seiner Aussage durch den Anblick überzeugt und sich selbst als den Erfinder genannt hätte, so wären sie vielleicht, erschreckend und sich bekreuzigend, drei Schritte vor ihm zurückgewichen, hätten ihn für einen Feuerschanner und Herenmeister erklärt und ohne Gnade und Barmherzigkeit auf einem Scheiterhaufen verbrannt. Und doch wäre der arme Mann alsdann eben so unfehlbar den Flammentod gestorben, als der berühmte Johannes Huß zu Constanz; denn die Sache geht ganz natürlich zu, wie sich Jeder auch bei uns überzeugen kann, der sich die Mühe nehmen will, zur Zeit, wenn das Dampfboot ankommt, 1) von Karlsruhe

aus nach Schröckh, oder in Mannheim an die Rheinbrücke, oder in Mainz an den Krähen sich zu begeben. Da wird er ein großes, statliches Schiff den Rheinstrom heraufkommen sehen, das in Form und Bauart dem auf dem beliegenden Blatte Fig. IV. ähnlich ist. So lange es noch in der Ferne ist, wird er geneigt seyn, den in die Höhe stehenden Cylinder für einen Mastbaum zu halten und seine Blicke an den Ufern umherschwelven lassen, ob er nicht etwa ein halb Duzend Leinwerde nebst ihrem schreienden, idelnden und stuchenden Reiter erblicke. Aber, o Wunder, kein Pferd und kein Leinreiter, kein Segel, kein Kruber und keine Fahrstange ist zu sehen, und doch bewegt sich das Schiff den Strom herauf mit unbegreiflicher Schnelligkeit, so daß man schon von weitem wahrnimmt, wie die Wellen vor ihm sich bäumen, und schäumend und brausend nach beiden Seiten zurückweichen. Bald kommt das Schiff denn in die Nähe, und wenn es an dem Orte seiner Bestimmung angelangt ist, steht es plötzlich stille, wie wenn ein unsichtbarer Zauber seinen schnellen Lauf hemmte; der Anker wird ausgeworfen, und nun kann Jedermann an Bord gehen, um sich von der innern Einrichtung desselben zu überzeugen. Da sieht man denn, daß der Cylinder, den man in der Ferne für einen Mastbaum hielt, zwei Kamine von Eisenblech sind; aus dem dickern und höhern strömt ein schwarzer Rauch, aus dem kleinern ein weißgrauer Dampf. Beide stehen mit der, in der Mitte des Schiffes befindlichen Dampfmaschine in Verbindung, deren Einrichtung folgende ist:

1) Seit der Mitte des Juli 1831 kommt das Dampfschiff Ludw. jede Woche zweimal, am Montag und Donnerstag, von Mainz aus dem Rhein herauf, und geht nach einem Aufenthalt von etwa einer Stunde wieder denselben Weg nach Mainz zurück, wo es auf die Dampfschiffe insuliert, die nach Cöln,

Motterdam und in die See gehen. Wer sich auf dasselbe begiebt, kann, wenn das Schiff Mittags 12 Uhr abfährt, Abends 9 Uhr in Mainz, den folgenden Tag Nachmittags in Cöln und am vierten Tage in London seyn.

Die Dämpfe, deren Kraft die Maschine in Bewegung setzt, werden in einem, gewöhnlich 17 Fuß langen und 8 Fuß breiten Kessel von starkem Eisenblech Fig. I. entwickelt, der oben durch einen Deckel fest verschlossen und bis a. mit Wasser gefüllt ist. Innerhalb dieses Dampfkessels, den man Fig. II. im Durchschnitte der Breite nach abgebildet erblickt, und von demselben rings umschlossen, ²⁾ befindet sich eine starke eiserne Röhre B, in welcher auf dem Roste C eine gewisse Menge von Steinkohlen glühend erhalten wird, deren Rauch durch das Kamin F herausgeht, und deren Asche sich in dem Aschenherde D sammelt. Durch die Erwärmung des Kessels wird nun das Wasser in demselben in Dampf verwandelt, in dem Maße, daß aus einem Kubitzoll Wasser 1470 Kubitzoll Dämpfe entstehen. Diese streben nun, ihrer größern Ausdehnung wegen, einen weit größern Raum einzunehmen, als sie im Kessel vorfinden, üben, vermöge ihrer Elasticität, auf dessen Seitenwände einen starken Druck aus, und suchen sich aus demselben einen Ausweg, wo sie ihn finden. Ein solcher Ausweg ist ihnen durch das Dampfrohr G gestattet, das an dem Deckel des Kessels fest sitzt; sie strömen also hindurch und, nach einer sinnreichen Vorrichtung, ³⁾ weiter in einen hohlen, eisernen Cylinder H, ⁴⁾ wo sie einen Kolben oder Stempel K, ⁵⁾ bald von oben, bald von unten drückend, auf und niederbe-

wegen. ⁵⁾ Durch dieses Spiel des Kolbens, welches eigentlich das Wesentliche bei der Dampfmaschine ausmacht, bewegt sich zugleich eine daran angebrachte Kolbenstange I auf und ab, und diese steht in Verbindung mit dem Waagbalken M durch eine Rolle L. Wenn sich nun der Kolben K durch den Druck der Dämpfe in dem Cylinder H hinauf bewegt, so drückt das andere Ende des Waagbalkens N eine Kurbelstange NO niederwärts und bringt zwei, mit der Stange verbundene Kurbeln P und Q in Umdrehung. Die größere Kurbel Q setzt nun das Schwungrad PP in drehende Bewegung; dieses dreht eine, an seiner Axe befestigte Welle (Wellbaum) welche nun vermittelt eingreifender Sternräder zwei, an ihr angebrachte, den unterschlächtigen Rührträhern ähnliche, Wasserräder in drehende Bewegung setzt, welche auf beiden Seiten außerhalb des Schiffes S. Fig. IV. und V. hervortragen und mit ihren breiten Schaufeln, gleich Rudern mächtig in das Wasser eingreifend, das Schiff in einen gleichförmigen, stetigen Gang bringen.

Um das abwechselnde Auf- und Niedergehen des Kolbens zu bewirken, wird durch eine kleine Kurbel (Fig. II. P.) eine Leitstange RR vermittelt des sich drehenden Rades PP in Bewegung gebracht, wodurch wieder eine andere Kurbel S eintritt, in SS verschlossenen unsichtbaren Krähnen so hin und her dreht, daß zwei Öffnungen darinnen wechselseitig auf- und zugesperret werden können. Der in SSS befindliche Krähnen A ist Fig. III. abgeteilt. Wenn dieser in der Richtung nach an steht, so geht der Dampf aus der Röhre G in die, unter dem Krähnen befindliche Zufuhröhre bb und drückt den Kolben K in den Cylinder H hinauf; steht er aber in der Richtung gg, so strömt der Dampf in die Zufuhröhre ff und drückt den Kolben wieder hinab. Haben aber jene Dämpfe den Kolben niebergebrückt, so müssen sie begerifflich sogleich auch wieder weggeschafft werden, ehe die jenigen

2) Man hat in der neuesten Zeit noch eine bessere Art von Dampfmaschinen in Vorschlag gebracht, die ohngefähr die Gestalt eines stehenden Kupfereisens haben, in dessen Höhlung die Feuerung vor sich geht. Sie gewähren mehr Sicherheit und bedürfen zu ihrer Heizung weniger Steinkohlen.

3) Die Hauptröhre theilt sich nemlich in zwei Zufuhröhren, die obere und die untere, durch welche die Dämpfe abwechselnd bald ober, bald unter den Kolben strömen. Fig. III.

4) Man denke sich diesen Cylinder stehend, oben und unten verschlossen, inwendig den Kolben, dessen Stange oben durch den Deckel des Cylinders luftdicht hindurch geht.

5) Der Kolben muß möglichst dicht an die innere Röhrenwand anschließen: deswegen muß sein cylindrischer Umfang mit geöltem und gefettetem Leder belegt seyn.

6) Diese Bewegung läßt sich am besten mit der einer gewöhnlichen Brunnenpumpe vergleichen. Bei der Pumpe wird der, in der cylindrischen Brunnenröhre befindliche Kolben an der Kolbenstange mit der Hand in die auf- und niedergehende Bewegung gesetzt, bei der Dampfmaschine dagegen durch die Dämpfe.

Dämpfe, welche den Kolben emporheben sollen, zu wirken anfangen; und umgekehrt müssen auch die jenigen Dämpfe augenblicklich wieder unter dem Kolben hinweggehen, welche den Kolben in die Höhe gedrückt hatten; denn sonst würden gleiche entgegengesetzte Kräfte sich widersehen und einander aufheben, und der Kolben könnte nicht in die auf- und niederziehende Bewegung kommen. Es müssen daher Dampfabfuhröhren vorhanden seyn. Um also den, ober dem Kolben noch befindlichen zurückgebliebenen Dampf abzuführen, kommt noch eine andere Röhre Fig. III. dd durch die erwähnte Stellung des Krahnens (aa) mit der obern Röhre ff in eine solche Verbindung, daß sie gleichsam einen ununterbrochenen Kanal miteinander bilden, und durch denselben also der oben abgebrauchte Dampf in den Behälter Fig. II. T den man Condensator nennt, geleitet werden kann. Um ferner auch den, wie vorher oben, nun unter dem Kolben zurückgebliebenen Dampf abzuführen, ist der Krahn A durch die Auswärtsbewegung in die Stellung gg gekommen, wodurch sich sogleich die Röhre dd mit der untern bb verbindet, und ebenfalls einen ununterbrochenen Kanal bildet, durch welchen der Dampf durch bb hinauf und durch dd hinaus in den Behälter T gebracht wird. Dieser Condensator ist ein, in kaltem Wasser liegendes Gefäß, an dessen Wandungen sich die Dämpfe an schlagen, abkühlen und wieder zu Wassertropfen verdichten. Um den Condensator beständig mit frischem Wasser zu versehen, ist an dem Waageballen M Fig. II. noch eine andere Stange UV angebracht, welche einen Kolben V in einer Wasserpumpe W auf- und niederdrückt, wodurch Wasser aus dem Wasserwerke WW gezogen und durch eine Röhre X in den Condensator geleitet wird. Eine oben befindliche kleine Röhre xx dient dazu, das, im Condensator zu viel befindliche Wasser und Luft in dieselbe Pumpe W zurückzuführen und dasselbe durch das Ventil y außerhalb der Maschine hinauszuschaffen.

Aus diesem Condensator geht ferner eine Röhre YY, durch welche eine zweite kleine Pumpe Z (Alimentaire genannt) Wasser aus diesem Behälter saugt. Dieses Wasser dient wieder dazu, um durch eine andere Röhre ZZ fortgeleitet bis in den Dampf-

keffel A, in demselben stets eine gleich Wasserhöhe zu erhalten. Der Keffel bekommt also stets wieder dasselbe Wasser, und zwar heißes, ohne daß man nöthig hat, ihn zu öffnen, wodurch ein große Ersparnis an Feuerung erreicht wird.

Um die Geschwindigkeit der Dampfmaschine besser zu beobachten, ist ober dem Waageballen ein Regulator B angebracht, welcher durch ein Schwungrad mit der Welle des Schwungrades in Verbindung steht. Dieser Regulator besteht aus zwei Schwingkugeln ee, welche durch ihre, mehr oder wenigere Entfernung von einander die Schnelligkeit anzeigen.

In dem Falle einer zu schnellen Geschwindigkeit ist der Regulator noch mit einer Stange ee versehen, welche mit der Dampfrohre G durch eine Kurbel verbunden ist, und einen kleinen Krahnens sogleich schließt oder öffnet.

Bekanntlich ist der Keffel, wenn das Wasser in demselben zu sehr erhitzt und mehr Dampf entwickelt wird, als durch die Dampfrohren ausströmen kann, der Gefahr des Zerspringens ausgesetzt. Es ist durch eine solche Explosion des Dampfkeffels schon manches Schiff geboissen und die Mannschaft auf demselben um das Leben gekommen, oder sehr leicht verstimmt worden. Um einer solchen Gefahr vorzubringen, ist der Keffel Fig. I. mit 2 Sicherheitsventilen EE versehen, welche Gewichte, wie bei einer Schnurwaage, haben, die mit dem innern Druck der Dämpfe im Gleichgewichte stehen und augenblicklich sich öffnen, um den Dämpfen einen gefahrlosen Ausgang zu gestatten, wenn diese einen zu großen Druck ausüben wollten.

Dies ist das Wesentliche zum Verständniß der Dampfmaschine, welche durch ihre Anwendung auf die Schifffahrt und die Gewerbe in der cultivirten Welt mit Recht das höchste Interesse aller Menschen erregt.

Nun werden aber auch unsere Leser die Geschichte dieser wichtigen Erfindung und den Einfluß derselben auf die Cultur und den Vortritt der Nationen kennen zu lernen wünschen. Diesem Wunsche werden wir in dem nächsten Blatte zu entsprechen suchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der pommer'sche Bauer.

(Fortsetzung von Seite 192.)

Bauer. Guten Morgen, Herr Pfarret! er wird schon meine Geschichte wissen, wegen meiner Prägels und der Sau, da ist Papier, er hat ja Rudel, mach er mir doch eine Pfl.; (er wollte sehr mutwillig sagen: Supplik.)

Pfarret. Mein Freund! ich bin kein Jurist, sondern Theolog; ich kann so etwas nicht ma-

den, und was wollt ihr denn eigentlich mit dem Ding anfangen?

Bauer. Ich gehe damit zum König, der muß mit helfen, und, wenn er mir keine Pflk machen kann, so geb er mir nur Dinte und Feder, ich mach' es mir selber.

Farner. Aber ihr könnt ja nicht schreiben, so viel ich weiß.

Bauer. Das thut nichts, geb er nur her, der König wird schon wissen, was ich meine.

Der Farner holte nun Dinte und Feder; der Bauer setzte sich hin, und malte auf sein Papier zwei Vierecke. „Das sind die Höfe“ sagte er zeichnend; ein rundes Loch, „das ist die Thüre, die der Schilling hätte zumachen sollen;“ jetzt malte er eine Figur am Boden liegend, „das ist mein Schwein,“ belehete er den Farner, und der hier, indem er eine Figur mit einer Pflinte hinklaffte, aus der Rauch heraustrug, „der hier ist der Edelmann; sieht er, Herr Farner, das ist eine Pflk, wenn er einmal eine machen soll!“ „Schönen Dank mein Freund,“ versetzte der belehete Farner, „ich will es mir merken;“ der Bauer aber trollte von dannen und nach Hause.

Hier brachte er seinen Sonntagstrock hervor, und zog ihn sogleich an. Ein Kober mit einem großen Brod und einer Büchse mit gefalzener Butter wurde umgehangen, ein lichter Haabornstee vollendete die Reiseequipe; das ehrlichen Pomern, der jetzt so ausgerücket mit wenigen Groschen in der Tasche, aber mit großem Vertrauen im Herzen auf die Gnade seines Königs die Reise von einigen dreißig Meilen nach Potsdam antrat.

Der anaerlangt, war sein erstes, einen vorübergehenden Bürger in seiner treuherzigen pommerischen Landessprache zu fragen, wo denn der König wohne?

Da es zu jener Zeit eben nichts besonderes war, daß Leute aus allen Ständen den König persönlich antraten, und Bittschriften überreichten, so fand auch der Potsdamer Bürger die Frage des Bauern ganz in der Ordnung. Freundlich führte er den ehrlichen Pommer einige Straßen hindurch nach dem neuen Palais. „Hier Landemann, sagte er, indem er nach dem Schlosse zeigte, hier wohnt der König, geh nur die breite Treppe hinauf, man wird dich schon zurecht weisen.“

Der Bauer dankte schön, und stieg denn auch ohne weiters die breite Treppe hinauf. Am Corridor, der nach den Zimmern des Königs führte, stand ein Grenadier von Rhodisch als Schildwache; der Bauer wollte vorüber, die Schildwache hielt ihn aber zurück. „Was suchst er, mein Freund? hier

darf man nicht so gerabe zulaufen.“ Er was, versetzte der Bauer, ich will zum König. „I was hat er beim König zu thun? marsch fort da! — „Was ich beim König zu thun habe, das geht ihn nichts an, gab der Bauer, fast grob werdend, zur Antwort das hab ich meiner Alten nicht einmal gesagt, und werd' es ihm doch nicht auf die Nase binden. „Hiege! rief die Schildwache jetzt, den Bauern fort drängend, der seinerseits auch ziemlich laut wurde. In dem Augenblick trat der König mit dem Gouverneur von Potsdam und noch mehreren Offizieren aus dem Vorzimmer, um zur Parade zu gehen; die Schildwache präsentirte.“ Was giebt hier? fragte der König, und der Bauer, den Hut auf dem Stocke drehend, versetzte schnell: I, der Soldat da will mich nicht hinein lassen, und ich muß doch mit meinem König reden. „Ist das so dringend? fragte der Monarch weiter. „Das glaub ich, war des Bauern Antwort, es ist wegen meiner Sau, die mir der Junker todgeschossen hat, und wegen der fünfzig Prügel, die er mir hat geben lassen. Der König nahm lächelnd eine Pflse, und sagte: „Weißt du was, Freund, komm herein, ich will dich zum König führen; hiemit machte er den Offizieren das Entlassungszeichen, und gieng mit dem Bauer in sein Zimmer zurück. „So, sagte nun eintretend der gütige Monarch, jetzt Freund, sage mir dein Anliegen; denn wisse, ich bin der König selbst.“ Ich habe mir das gleich gedacht, versetzte der Bauer, daß er der König ist, denn der Soldat hat gleich das Maul gehalten, als er heraus kam. Bei diesen Worten nahm er seinen Kober herunter, öffnete solchen, und indem er dem König die bewusste Zeichnung überreichte, fuhr er fort: Ich hab es ein wenig auf Papier gebracht, er wird schon wissen, was die Geschichte ist. Der König öffnete den Bogen, betrachtete die Figuren lange, endlich sagte er; „Freund, ich muß dir gestehen, daß ich nicht daraus klug werden kann; sag mir also mit kurzen Worten, was das bedeutet.“ Na, so seh er einmal, demonstirte jetzt der Bauer, sich dicht hinter den König stellend, indem er seine, uns schon bekannte Geschichte erzählte, und zu besserer Veranschaulichung auf seine Zeichnung wies. „Schon gut, schon gut, versetzte der König lachend, indem er das Papier einsehte, ich merke wohl, dir ist Unrecht geschehen, dir soll geholfen werden; allein ich habe jetzt Geschäfte, geh daher ein wenig durch die Stadt spazieren, betrachte die Merkwürdigkeiten, und komme um 2 Uhr wieder, dann sollst du Bescheid haben.“

(Der Beschluß folgt.)



Der neue Geysir auf der Insel Island.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.

erschient jeden Sonntag mit einer, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Lieder- und Völkerverkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehren, so wie Eltern Personen durch interessante Aufsätze angereizt zu unterhalten. Das Karlsruhe Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für R. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sechs (im ganzen Grossherzogthum Baden Franco per Postpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämtlichen Postbüchern, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslands (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlangenpass No. 3.) sowohl auf das Ganze von No. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf acht Exemplare erhält man 1 Freyexemplar). Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist R. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 15 ggr. sechs.

Der neue Geyser.

(Mit einer Abbildung.)

Vierter Jahrgang 1831. Tab. XLIX.

Im Innern der wunderreichen Insel Island, wo das Auge nichts als schroffe Berge, weit sich erstreckende Moräste und furchtbare, von ewigem Eise starrende Felsklüfte erblickt, wird die öde Stille der Natur von Zeit zu Zeit durch die, mit Geräusch sich erhebenden Wasserstrahlen der Geyser unterbrochen. Es sind dieses riesenhafte Springquellen, aus welchen durch vulkanische Kräfte kochend heisses Wasser stromweis, und zuweilen bis zu einer außerordentlichen Höhe emporgetrieben wird. Sie liegen in der Nähe eines 300 Fuß hohen Hügels, wo in einem Raume von ohngefähr 1/2 Quadratmeile aus einem thonigten Boden an einigen Stellen Brodem oder Quaal heraussteigt, an andern in Höhlungen Wasser lebhaft kocht. Eine unter diesen Springquellen, die sich durch mehrere Eigenheiten auszeichnet, wird vorzugsweise der Geyser oder auch der große Geyser genannt. Seine Mündung ist auf dem Gipfel des Hügels und bildet ein, mit Wasser angefülltes Bassin von 56 Fuß Länge und 40 Fuß Breite.

Wenn ein Ausbruch bevorsteht, so vernimmt man einen unregelmäßig und schnell sich wiederholenden Schall, wie von einer entfernten Kanone, wobei der Boden heftig erschüttert wird. Dann steigt das Wasser in einer großen, prächtigen Säule, begleitet von Schaum und Dampfwolken, brausend und zischend 10 bis 90 Fuß hoch in die Luft empor.

Oben berstet sie und fällt mit donnerndem Geräusche wieder in das Bassin zurück, welches dadurch in beträchtlicher Quantität überfließt. Bald darauf folgt eine andere Wasserfäule, auf diese eine dritte und vierte, und so geht es, in kürzeren oder längeren Zwischenräumen fort, oft achtzehn bis zwanzigmal. Keiner Beschreibung und keiner Zeichnung ist es möglich, eine Vorstellung von diesem Anblicke, von dem Geräusche, von der Schnelligkeit der Strahlen und den schnell rollenden Dampfwolken zu geben, welche mit erschaulicher Heftigkeit eine über die andere geschleudert werden.

Nach dieser großen Kraftäusserung sinkt das Wasser im Bassin und verschwindet in einer tiefen, röhrenförmigen Grube in der Mitte desselben. Allmählich aber hebt es sich wieder, bis es die Mündung erreicht.

In einer kleinen Entfernung vom großen Geyser befindet sich der, auf unserer Tafel abgebildete neue Geyser. Dieser springt ohne Vorboten, und es ist daher Vorsicht nöthig, wenn man in die Röhre heruntersehen will, es sey denn, daß man wisse, wann sich der letzte Strohl gezeigt hat. So lange Schlamm und Dampf herauskommen, kann man sich in völliger Sicherheit nahen und selbst am Rande der Röhre stehen. Diese hat 9 Fuß im Durchmesser, ist vollkommen rund und innen glatt, rauh und uneben.

Dieser Geyser fängt seine Operationen damit an, daß er in 3 oder 4 kurzen und dann einigen langen Strahlen das Wasser aus der Röhre emporwirft. Sobald die Hauptwassermaße herausgeworfen ist, bricht mit erschaulicher Gewalt und einem laut donnernden Getöse der Brodem hervor, und wirft das Wasser oft bis zu einer Höhe von 70 bis 132 Fuß. So groß ist die Gewalt des Brodems,

*) Jökul heißt in der Sprache der Isländer jeder, mit beständigem Schnee bedeckte Berg.

daß, wenn auch ein starker Wind dagegen stößt, die Dampfkaule doch so senkrecht bleibt, wie sie auf unserer Abbildung vorgestellt ist. In diesem praktischen Spiele fährt der Geysir gewöhnlich über eine halbe Stunde fort. Vom Dampfe fällt ein leichter Regenschauer nieder, den man in der Zeichnung auszubilden versucht hat; aber die Nachahmung bleibt weit hinter dem schönen Eindruck zurück, welchen er hervorbringt. Wenn man Steine in die Röhre wirft, so werden sie sogleich wieder herausgeworfen und gewöhnlich, in Stücke zerbrochen, hoch in die Luft geschleudert.

Ohne Zweifel fragen nun unsere Leser, worin der Grund dieser merkwürdigen Erscheinungen liege? Wer aber kann in die Tiefen der Erde blicken und ihre verborgenen, schauerlichen Werkstätten durchspüren? So viel ist jedoch gewiß, daß in dem Raume, wo das Wasser auf so verschiedenen Punkten hervorbricht, eine ungeheure Menge mannichfaltiger Quellen sich befindet, deren jede ihren eigenen Behälter und ihren eigenen Mechanismus haben muß. Und die Gewalt, die aus den Röhren den Wasserstrahl hervortreibt, ist dieselbe, wie diejenige, die aus den Feuerkaminen die Feuerflamme hervorstoßt. Wahrscheinlich sind es Dämpfe, die in den innersten Tiefen des Erdbodens sich entwickeln, und vermöge ihrer Ausdehnung sich mit Gewalt einen Ausweg suchen.

D a m p f s c h i f f e .

(Fortsetzung von Seite 195.)

Schon lange wurde der Wasserdampf in den Dampfmaschinen dazu benutzt, Pumpenwerke in Bewegung zu setzen, und in den Bergwerken die Grubenwasser bis auf den Stollen oder zu Tage zu heben. Aber erst im Jahre 1802 kam der Amerikanische Capitain Robert Fulton zu Paris auf den glücklichen Gedanken, die Dampfmaschinen zur Schifffahrt anzuwenden, und erward sich dadurch auf alle zukünftigen Jahrhunderte hinaus den unsterblichen Ruhm einer Erfindung, die von nicht zu berechnenden Folgen für die geistige Entwicklung und Bildung der gesammten Menschheit ist. So wie es aber von jeher ausgezeichneten Erfindern erging, die durch irgend einen großen Gedanken über ihrem Zeitalter standen, so erging es auch Fulton.

Er fand anfangs in Europa und selbst in Amerika überall Schwierigkeiten, kalte Aufnahme, leere Versprechungen. Mit vieler Mühe erhielt er endlich in seinem Vaterlande Nordamerika ein Patent, auf den größeren Strömen die Dampfschiffahrt eine bestimmte Zahl von Jahren über ausschließungsweise betreiben zu dürfen. Aber Fulton, arm wie Columbus, wurde durch Geldverlegenheiten gezwungen, sein Privilegium für die meisten Amerikanischen Flüsse auf geringe Preise zu verkaufen. Nur für zwei Flüsse hatte er noch das Privilegium, als er im Jahre 1815 in seinem 54sten Lebensjahre unter Nahrungssorgen und in dem Unmuthes starb, seiner Familie eine Schuldenlast von mehr als 100,000 Dollars hinterlassen zu müssen. Was diesen ausgezeichneten Mann aber am tiefsten kränken mußte, und vielleicht die entfernteste Ursache seines Todes war, das war, daß bei Gelegenheit eines Processes, der Advokat seiner Gegenpartei ihm die Ehre der Erfindung streitig zu machen suchte. Es waren allerdings früher schon ähnliche Ideen vorgebracht worden; immer aber bleibt Fulton das Verdienst, daß er der erste gewesen, welcher die Schwierigkeiten zu heben gewußt, die der Ausführung bis dahin im Wege gestanden hatten, und daß er ein neues Fahrzeug hervorgebracht, dessen große Vorzüge nicht zu verkennen sind.

Das erste Dampfboot, das unter Fulton's Anleitung erbaut wurde, lief im Jahre 1807 zu New York in Nordamerika von Stappell. Es geht auf dem Hudsonflusse zwischen New York und Albany, und legt diesen, 30 geographische Meilen langen Weg, durch gegen Strom und Wind, in 32 Stunden zurück, mittelst einer Dampfmaschine, welche eine Kraft von 20 Pferden hat. Seitdem sind diese Fahrzeuge auf allen schiffbaren Flüssen von Nordamerika, so wie auf allen Häden, womit man dort über Flüsse segelt, im Gebrauch, und jetzt auf eine solche Stufe von Vollkommenheit gebracht, daß sie, was Geschwindigkeit, Bequemlichkeit und sinnreiche Bauart betrifft, wohl die vorzüglichsten von allen sind. Man fährt von Baltimore bis New York (30 engl. Meilen zu Wasser) in 24 Stunden, und dabei hält man sich noch 3 Stunden in Philadelphia auf.

Das prächtigste Dampfschiff in Amerika, ja vielleicht auf der ganzen Erde, befindet sich zu

Neuport, und führt den Namen: Kanzer Livingston. Da die innere Einrichtung desselben — die außerordentliche Eleganz abgerechnet — so ziemlich die aller Amerikanischen Dampfschiffe ist, so möge eine genauere Beschreibung desselben folgen: Das Dampfschiff Kanzer Livingston, das in jeder Woche zweimal von Neuport nach Albany fährt, ist auf dem Verdeck 160 Fuß lang und 34 Fuß breit. Am Hintertheil desselben, auf dem Verdeck, ist ein Saal für weibliche Reisende mit 24 Betten; die übrigen Bauten auf dem Verdeck sind Verschläge, welche die Zugänge zu den Treppen umgeben und Raum für die Dienerschaft und die Sachen der Reisenden enthalten. Ueber der Maschine befindet sich auch ein Haus. Unter dem Verdeck, nach dem Hintertheil des Schiffes zu, ist ein großer und geräumiger Speisesaal mit zwei Reihen Betten an jeder Seite; in diesem Saal können 100 bis 120 Personen speisen. Demnächst sind schmale Durchgänge für das Schiffsgesinde und Vorrathskammern. Die eine Seite längs der Maschine und dem Kessel wird von der Küche eingenommen, die sehr geräumig ist und alle neuere Einrichtungen mit Brat- und Backöfen, Dampfstockgeschirren, Hähne zum Einlassen von heißem oder kaltem Wasser u. s. w. enthält. Eine Thür führt aus dem einen Ende der Küche in die vordere Kajüte, worin drei Reihen Betten über einander sind; sie hat auch durch eine Treppe Communication mit dem Verdeck. An der andern Seite der Dampfmaschine und des Kessels sind Hütten für die Einbeizer, Aufwärter und Mägde. Die Matrosen wohnen vor der vordersten Kajüte; der Capitän hat seine eigene Hütte, eben so wie der Steuermann und der Haushofmeister, die ihre Wohnungen draußen über den Rädern haben. Hinsichtlich der Ausmöblirung herrscht eine ausgesuchte Pracht. Das Gefäß besteht überall, wo es braun seyn soll, aus Mahagoniholz; von der nemlichen Holzart sind auch die Tische; alle Schlußbeschläge, Drücker und Thürangeln sind von Messing; alle Treppen und Fußböden sind mit Teppichen von gedruckter Leinwand bedeckt. Im Saal der Frauenzimmer sind rothseidene Gardinen mit sehr schönen Franzen, Bettzeug und Laken von der besten Art, und alle Betten haben feine weiße Decken von Piqué; drei schöne Spiegel zieren das

Zimmer. An beiden Seiten außerhalb des Zimmers ist ein bequemer Gang, so daß man bei Regenwetter um dasselbe herum spazieren kann. Im Saal der männlichen Reisenden sind die Betten nicht ganz so fein, aber doch auch sehr schön.

Den ersten Versuch mit einem Dampfboote in Europa machte man im Jahr 1812 (also 3 Jahre später, als in America) und zwar auf der Elbe in Schottland. Das Schiff gieng zwischen Glasgow und Greenock als Wassertilgung für Passagiere. Anfangs, als die Sache noch neu war, und man diese Art zu schiffen für gefährlich hielt, fanden sich so wenig Reisende, daß dieses einzige Dampfboot kaum die Kosten trug. Sehr bald aber verschwand alle Besorgnis und diese Art zu fahren fand so ungetheilten Beifall, daß die Zahl der Passagiere, die in den Dampfbooten reisen, an schönen Tagen, oft auf 5 bis 600 Menschen sich beläuft. Dagegen ist der Landweg zwischen diesen Städten jetzt völlig verlassen.

Im Jahr 1815 lief ein Dampfboot von Glasgow aus der Mündung der Elbe aus, umfuhr die ganze Süd- und Westküste von England, und war also das erste Dampfschiff, das sich auf das hohe Meer wagte. Durch diese Reise ward es außer Zweifel gesetzt, daß die rudernde Schaufelwele auch auf stürmischem Meere das Dampfboot durch die Wellen, obgleich langsamer, als in ruhiger See, doch aber mit einer Schnelligkeit forttriede, welche eines gewöhnlichen Schiffes weit übertrifft. Doch fand man auch, daß der Gebrauch der Dampfboote zu sehr weiten Reisen ein unübersteigliches Hinderniß in dem überaus starken Verbrauch an Brennmaterial finde. Dieses steigt nemlich in 24 Stunden auf 2 Tonnen für ein Schiff von 75 Schiff-tonnen Ladung. Die Kostbarkeit der Dampfmaschine und dieser große Verbrauch an Steinkohlen machen ebenfals, daß man die Dampfboote zum Waarentransport nicht überall anwenden kann. Dagegen in Fällen, wo es auf schnelle Fahrt ankommt z. B. als Aviso- und Courierischeffe in Kriegszeiten, und überhaupt zur Verschleunigung des Postenlaufs, besonders in den Sommermonaten, wo öfter Windstillen auf dem Meere eintreten, leisten sie sehr wichtige Dienste.

(Der Beschluß folgt.)

Der pommer'sche Bauer.

(Beschluß von Seite 196.)

Der Monarch gieng, hinter ihm drein der Bauer, der unten an der Treppe einen Lakayen fragte, wo der Markt sey. Dieser, vielleicht durch die Nähe des Königs aufmerksam geworden, wies ihn höflich zurecht, und nun war der Bauer in seinem Elemente; denn hier konnte er als Mann von Metier mitreden. Er fragte sogleich nach den Getreide- und Holzpreisen, kaufte sich sodann einen Häring, welchen er, auf der Marktschranke stehend, und vergnügt mit den Weinen trommelnd verzehrte. Mit Andacht hörte er das Glockenspiel der nahen Kirche, und stellte allerhand Betrachtungen zwischen seinem Dorfe und dem prächtigen Potsdam an.

Endlich schlug die Stoecke zwei, und rasch machte sich der Bauer auf den Weg zum König. Den Schildwachen so wie den Bedienten im Vorzimmer war befohlen worden, den pommer'schen Bauer unangemeldet eintreten zu lassen.

Der König saß bereits mit vielen Ministern und Generalen an der Tafel, als der Bauer eintrat. Guten Tag, Prost, Schmeltz? war sein freundlicher Gruß. Der Monarch zeigte mit der Hand nach einem Seitentischchen, wo der Bauer auch sogleich Platz nahm, nachdem er zuvor seinen Kober abgenommen, und unter den Tisch gelegt hatte. Durch den Geruch der Speisen wurde seine Ekstase reger, er öffnete also seinen Kober, nahm seinen Laibbrod heraus, und nachdem er mit seinem Taschmesser ein gewaltiges Stück heruntergerissen und mit Butter bestrichen hatte, fing er mit solchem Appetit an zu essen, daß man es im Vorzimmer hören konnte. Der genessene Häring und jetzt die gesalzene Butter verursachte ihm Durst, und da er sah, wie die Pagen den König und die Gesellschaft mit Getränk bedienten, so näherte er sich dem König, klopfte ihm auf die Schulter, indem er lachend sagte: „Laß er mir doch auch von den Jungens was zu trinken geben, ich habe höllischen Durst.“ Der König mit dem Lachreiz kämpfend, winkte einem Pagen, der dem Bauer sofort einen Becher mit Wein reichte. Der Pommer hatte nie Wein gesehen, geschweige getrunken. „Wlig, rief er aus, das

ist ein köstliches Bier! wenn ich einen Krug bei mir hätte, ich brächte meiner Alten was davon mit.“ Somit leerte er den Becher und gab ihn zurück, indem er sich wieder auf seinen Platz begab und seine Mahlzeit fortsetzte. Inzwischen zog der König das Papier des Bauern aus der Tasche, gab es dem Minister von Herzberg, um seine Meinung darüber zu vernehmen. Dieser betrachtete kopfschüttelnd die Charaktere und gab es dem nächsten zur Einsicht. Auch dieser wußte den geheimen Sinn nicht zu deuten; das Blatt gieng weiter um die Tafel herum, bis wieder zum König. Nun? fragte dieser, was halten Sie von der Sache? Herzberg nahm das Wort: „Ew. Majestät, dergleichen Hieroglyphen zu deuten, muß man gelehrter seyn als ich.“ „Nun, so will ich es euch denn sagen,“ fuhr der Monarch fort, und hiemit erzählte er den Vorgang und erklärte die Zeichnung wie es ihm der Bauer erzählt hatte. Pöblich erhob sich dieser, indem er Brod und Wasser wegsetzte, und rief laut: „Ja wenn ich es ihm nicht erklärt hätte, er hätte es so wenig gewußt, als seine Leute.“ Jetzt aber konnte der König nicht mehr an sich halten; der Lachreiz siegte, er gab gleichsam das Signal zum allgemeinen Gelächter; nur der Bauer setzte sich ganz ernsthaft wieder nieder, und glaubte, sich sehr gut benommen zu haben.

Endlich wurde die Gesellschaft entlassen, der König nur allein mit seinem Gaste. Höchst aufgeräumt sagte er zu dem Bauer, indem er ein Papier aus der Tasche zog. „Komm her ehrlicher Pommer! da dies Papier gib deinem Junker! Es sieht darin: er soll dir für jeden Schlag einen Thaler bezahlen, dein Schwein sollst du nach deinem Gewissen tartieren und den Werth desselben muß er dir ebenfalls vergüten, so wie er dir noch überdies für Verschleiß und Reisekosten zwanzig Thaler bezahlen muß. Nun geh und reise glücklich.“ „Na! rief der getöhrte Bauer, Gott wird ihm tausendmal vergelten; aber Wlig! da hät' ich bald was vergeffen, fuhr er fort, indem er den kleinen ledernen Beutel zog, mein Bier muß ich noch bezahlen, wo ist denn“ hier sah er sich nach dem Pagen um. — „Es kostet nichts, sagte der gütige Monarch, geh nur, du hast einen weiten Weg und deine Frau wird dich erwarten.“ „Na, so leb er wohl!“ Er reichte dem König die harte Hand, der sie ihm freundlich drückte und nochmals glücklich Reise wünschte.



Gemsenjäger.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT.

erschint jeden Sonntag mit einer, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird ein Abonnement jährlich für R. 5. 12 kr. rh., Thlr. 1. — stück (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jedersell von sämtlichen Postbeholdern, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitzi, Schlaugasse No. 3.) sowohl auf das Ganze von No. 1. an — jetzt aus (56ster Auflage) — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang abgeschlossen und besorgt. (Auf 24 H. Exemplare erhält man 1 Freyexemplar). Der Lesanpreis für jeden Jahrgang ist R. 7. 48 kr. rh., Thlr. 6. 12 gr. stück.

Die Gemenjäger.

(Mit einer Abbildung.)

Viertes Jahrgang 1831. Tab. L.

Es war im Monat Juni — so erzählt ein junger deutscher Maler — als ich nach mehrjährigem Aufenthalt in Italien die Schweiz wieder betrat. Ich hatte mir vorgenommen, diesmal die wildesten Gegenden dieses Landes aufzusuchen, und reiste deshalb von Mailand über die Simplonstrasse in's Ober-Wallis. Hier schlug ich meinen Weg links in ein Seitenthal ein, welches mir von einigen Jägern als eins der rauhesten und fast unzugänglichen bezeichnet wurde. Die Leute hatten Recht. Je tiefer ich eindrang, desto wilder und schauerlicher gestaltete sich Alles. Immer enger schlossen sich die Berge, immer höher und schmaler wurde der Weg; bald führte er über glatte Felsen, bald über zertümmerte Zannenwäldung; hier mußte man schäumende Waldbäche überspringen, die sich brausend über die hohen Felsen herabstürzten, dort von der einen Seite des Thales über eine morsiche, wie von ungeschäfer zusammengelegte Brücke die andere gewinnen. Endlich führte mein Pfad schroffer bergan, und ich gelangte an eine freie Stelle, wo sich mir eine Aussicht eröffnete, die Alles übertraf, was ich bisher Ueberraschendes und Schönes erblickt hatte. In einem weiten Halbkreis, Gipfel über Gipfel, in wundersamen Gestaltungen und schauerlichen Umrisen, lagen vor mir die Berge des Walliserlandes, deren nie schmelzende Eis- und Schneewände bis zu den üppig grünenden Wiesen hinabstarrten, die sich an ihrem Abhange hingogen. Zu meiner Rechten erhob sich eine steile Felswand, deren Gipfel sich in den Wolken verlor, und zu meiner Linken gähnte ein fürchterlicher Abgrund, in dessen schwarzer Tiefe,

dem Auge kaum sichtbar, ein Waldstrom donnerte, der sich in unterirdische Klüfte ergoß. Tief unter mir dehnte sich in weiter Ferne ein anmuthiges Thal aus, in welchem mein Auge hie und da eine vereinzelte Hütte der Gebirgsbewohner unterschied. Kein Laut drang indes aus diesen Wohnungen der Menschen zu mir herüber; nur das wilde Losen des Waldstroms unter mir, und von Zeit zu Zeit das schneidende Geschrei eines Raubvogels, der über mir in den Lüften kreifte, verkündeten, daß noch Leben in dieser schauerlichen Einöde wohne.

Es wäre mir unmöglich gewesen, in diesem Augenblicke auch nur einen Strich zu zeichnen; denn, wie empfand ich tiefer die Ohnmacht der menschlichen Kunst neben der Riesengröße der Natur. Ganz versunken in die Wunder dieser herrlichen Welt stand ich lange still bewundrend, und es drängte sich an meine Seele das Gefühl des Unendlichen, mit dem ich mich in diesem Augenblicke näher verwandt fühlte, als damals, da ich zum erstenmal in den prachtvollen Hallen der Sixtinischen Kapelle zu Rom die Menge der Gläubigen auf die Knie niedergeworfen erblickte, und, wie von Engelsstimmen gesungen, das Agnus Dei vernahm.

Wie lange ich so stand, weiß ich nicht; plötzlich aber weckte mich aus meiner Selbstvergessenheit der Fußtritt eines Menschen, der von der Seite her, wo der Abgrund lag, eine vorspringende Felsplatte zu erklimmen strebte, und ehe ich's erwartete, auf derselben stand. Es war ein junger Gemenjäger, eine hohe, stämmige Gestalt, wie die meisten Bewohner des Gebirges. Die Hügel seines blühenden Gesichtes hatten etwas Sanftes, ich möchte sagen Kindliches; aus seinem Auge, das er so gleich in der ganzen Gegend spähend umhergeschweiften tief, bligte Muth und Jugendfeuer, und seine Stirne umschat-

reten hellblonde Locken, über deren üppiger Fülle das kleine, mit einem Strauß von Alpenrosen geschmückte Hütdchen gleichsam zu schweben schien.

Er stand nicht lange, da kam hinter der Felsenwand zur Rechten, von dem Gebirge herab, ein anderer Jäger hervor, der mir ohngefähr noch einmal so alt zu seyn schien. Er trug einen erlegten Gemsebock auf seinen breiten, kräftigen Schultern und stieg, den langen Stachselstock aufstehend, festen und sichern Trittes die schroffe Felswand herab, wie wenn er auf gebahnter Ebene gieng.

Sobald der jüngere ihn bemerkte, trat er ihm, freundlich grüßend, einige Schritte entgegen, nahm ihm den Gemsebock von den Schultern und legte ihn vor sich auf den Boden; dann zog er seine Jagdflasche hervor, that einen kräftigen Zug daraus und bot sie dem Alten dar, der nun mit sichtbarem Wohlbehagen ihm Bescheid that.

D, daß ich es doch vermöchte, dieses Bild naturgetreu zu entwerfen; im Hintergrunde die zackigen Gipfel des Schneegebirges, welche die sinkende Abendsonne mit einem rothigen Schimmer überzog; neben mir auf der einen Seite den tiefen Abgrund, auf der andern die überhängende Gebirgswand, und im Vordergrunde auf dem schmalen Felsen, wo kaum Raum zum Stehen war, die beiden kräftigen Schweizergestalten, so verschieden an Jahren, und doch wieder so ähnlich in der besondern Eigenthümlichkeit ihrer Rationalzüge — es wäre der herrlichste Gegenstand für ein charakteristisches Gemälde. Ich habe späterhin versucht, dieses Bild zu zeichnen, wie es vor meiner Erinnerung steht; aber was ich erreichte, war nur ein schwacher Schatten meines Urbildes. *)

Beide Jäger unterhielten sich nun eine Zeitlang; der ältere deutete öfters auf das Gebirge hin und schien dem jüngern einige nützliche Fingerzeige zu geben; dann nahm er seinen Gemsebock wieder auf und schied, dem jungen Manne gutes Jagdglück wünschend, mit einem biederem Händedruck von ihm. Er schlug den Weg ein, der nach dem Thale führte. Da es schon zu dümmern begann, und ich mir in seiner Gesellschaft eine angenehme Unterhaltung versprach, so nahm ich mir vor, mich an ihn anzuschließen. Ich erwartete ihn daher an dem

Pfade, auf welchem er daher kam. Er suchte, als er mich wahrnahm; die Erscheinung eines Menschen in meiner Kleidung, auf diesem Gebirge und zu dieser Tageszeit mochte wohl etwas Befremdendes für ihn haben — und ich bemerkte deutlich, wie seine Hand nach dem Schlosse seines Jagdgewehrs fuhr.

„Gott grüß Euch, Schütze!“ rief ich ihm zu, als er mir näher kam, „wollt Ihr wohl so gefällig seyn, und mir den nächsten Pfad nach dem Thale dort unten anzeigen?“ Er dankte, mich mit festem, durchdringendem Blick von oben bis unten mustern, und da er nichts Feindliches oder Verdächtiges an mir wahrnahm, erwiderte er mit freundlicher Miene: „Da geh der Herr nur mit mir, mein Weg führt auch dorthin! — Ihr seid wohl irre gegangen, junger Mann,“ fuhr er nach einer Pause fort, „denn hierher kommt nicht leicht Einer Eures Gleichen, und ohne mich würdet Ihr wohl schwerlich den Weg dort ins Thal hinab gefunden haben.“ —

„Es mogt wohl seyn; darum bin ich froh, noch zu rechter Zeit einen Begleiter getroffen zu haben, der Weg und Steg kennt. Aber Ihr seid wohl müde von der Jagd, darum gebt mir Euren Gemsebock, daß ich ihn Euch trage.“ — „Spart nur Eure Kräfte, entgehnete er lächelnd, Ihr werdet sie wohl noch brauchen, bevor Ihr zur Ruhe kommt! Mit mir hat es keine Noth; meine alten Beine werden mich schon noch tragen, sammt dem Gemsebock!“

Und, als wollte er bestätigen, was er sagte, er schlug einen rüßigen Tritt ein, als hätte er gar keine solche Last auf seinen Schultern, und schritt über Stock und Stein mit einer Siederhit und Leichtigkeit, die mich in Erstaunen setzte. Bisweilen setzte er seinen Stachselstock auf, um mit einem Sage einen Felsenspalz oder eine Klippe zu überpringen. Eine Zeitlang that ichs ihm gleich, verfließ mir aber dabei die Kackel an dem scharfen und rauhen Gestein demassen, daß ich bald Mühe hatte, ihm zu folgen. Keuchend, hinkte ich endlich hinter ihm drein, und schwankte und glitt an den steilen Felswänden so oft, daß ich mehr als einmal befürchtete, in einen der Abgründe zu stürzen, die bald rechts bald links ganz hart an unserm Pfade hinfüßen. Endlich kam der Alte an einem fürchterlichen Erdsplaz an, der sich drei bis vier Schritte breit quer über den Weg hinzog, und in dessen grauenvoller Tiefe ein Bergwasser rauschte. Er besann sich kaum einen Augenblick und setzte seinen Kopfstock auf, um den Sprung zu wagen. Grausen und Entsetzen besiel mich; — meine Sinne schwanden. — Er aber schnell hinder, — als wäre es ein Wisfengraben. — Ich stand an dem Rande der Kluft; meine Kniee zittrten. „Ich kann nicht weiter,“ tief ich erschöpft und kleinmüthig; „aber diesen

*) Unserm Zeichner scheint es eben so ergangen zu seyn. —

Abgrund vermag ich nicht zu sehn!" — „Nun so will ich Euch helfen," sprach er lächelnd; „denn Ihr könnt weder hier zwischen den Felsen übernachten, noch den Rückweg finden," warf seinen Gewand auf den Boden, sprang wieder zurück und hob mich mit seinen nervigen Armen auf seine Schultern, wo ich mich wie ein Kind anklammerte. Jetzt setzte er den Stab ein; ich drückte die Augen zu und empfahl Gott meine Seele. Aber glücklich, wie das erstemal, erröthete er die feinseltige Kante, lud statt meiner wieder sein Wild auf und wanderte weiter. Ich folgte ihm so schnell ich konnte; aber wie oft mußte er auf mich warten, oder mir unter die Arme greifen, um mich über ein Felsstück hinüber zu heben! Etwa noch eine halbe Stunde mochte es still verhab geben, dann bog der Pfad um eine Felsende und führte in einen Hohlweg, der sich sichtlich abschüssig gerade nach dem Thale hinzog. Es war unterdeß ganz dunkel geworden. Ich ließ, aufs Aeußerste ermüdet, von jetzt an seinen Arm gar nicht mehr los, und erkannte es dankbar, daß er absichtlich ganz langsam ging, damit ich mit ihm gleichen Schritt halten könnte. Endlich schimmerte uns aus dem Thale ein Licht entgegen. „Dort ist mein Haus," sprach er freundlich; dort sollt Ihr erschauen und Euch wieder stärken, wenn Ihr mit meiner Kost und meinem Nachtlager vorlieb nehmen wollt. Meine Hedwig wird schon noch etwas für uns in Bereitschaft haben." Ich drückte, ohne ein Wort zu erwidern, seine Hand, und bald standen wir vor der Hütte. Auf ein gegebenes Zeichen erschien, einen brennenden Lichtspahn in der Hand, Hedwig, die rüstige Wirthin des Gensjägers, eine Frau in den mittlern Jahren, groß und stark, vom letzten Schlage der Schwirgertinnen. „Kommst Du endlich, Vater? rief sie freudig bei seinem Anblicke aus, Marie hatte schon bangt, Du möchtest auch heute noch ausbleiben." — „Hätte leicht geschehen können, Mutter, und wäre ja nicht das Erstemal gewesen, daß ich die dritte Nacht auf dem Gebirge zugebracht hätte." Während er diese Worte sprach, trat aus der Stuben Thür, ein junges Mädchen, die achtzehnjährige Tochter des Gensjägers, eine der schönsten und edelsten Gestalten, die mir je in diesem Gebirge vor Augen kamen. Sie war von bobem, schlanken Wuchs, und aus ihrem kleinen blühenden Gesichtchen leuchteten, gleich einem Doppeltstern, ein Paar schwarze Augen hervor, die mir bis in das Innerste der Seele drangen. Alle ihre Züge vereinigten sich harmloslich zu dem reizendsten Bilde der Anschuld und Sanftmuth, denn jedoch das kleine, aber den glänzend-schwarzen Locken schwebende Strohhütchen noch etwas Schalkhaftes gab.

Sie nahm mit ämstiger Geschäftigkeit dem

Vater sein Gewehr und seine Jagdtasche ab. Darauf stellte dieser mich seiner Hausfrau als ihren Gast vor, und diese bot mir sogleich die Hand und ließ mich willkommen. Marie warf einen flüchtigen Blick auf mich und verschwand, um die Küche zu besorgen.

Bald war der Tisch gedeckt. Das Nachtessen bestand aus einem Stück getrocknetem Schaaflfleisch, gebratenem Wurmeltier, sehr großem schwarzem Brode und feinbartem Käse, und hätte mir vielleicht unter andern Umständen nicht besonders gemundet; jetzt aber wüßte es mein Hunger und besonders die wohlwollenden, freundlichen Gesichter meiner Gastfreunde.

Der Abend verging uns schnell. Ich erzählte der hochehrenden Familie von Italien, von den prächtigen Städten und Kirchen dieses schönen Landes, und auch von Deutschland, meiner lieben Heimath, die ich nun drei Jahre nicht gesehen. Der Alte erzählte mir dagegen von seiner Gensjagd, von den Erfahrungen, Mühen und Freuden derselben, und verrieth dabei die, mir früher oft geschilderte unbezwingbare Leidenschaft, welche diese Gebirgsbewohner zu einem Gewerbe hegen, das ihnen das Leben so kürzlich stiftet und so vielen einen frühen, schrecklichen Tod bereitet.

Während er erzählte, bemerkte ich einigemal durch die Fenster ein helles Wetterleuchten am nächsten Himmel. Bald hörten wir auch einen ferneren Donner, der immer näher und näher kam, und endlich Schlag auf Schlag, tausendfach zwischen den Gebirgen brüllend, wiederhallte; der Wind sauste durch die Läden der Fenster, die Scheiben klirreten, und der Regen schloß in Strömen vom Himmel. Marie gerieth in sichtbar Anst, stand auf, blickte durch die Fenster, und als sie sich wieder an den Tisch setzte, bemerkte ich eine gedrückte Thräne in ihrem Auge.

„Was ist dir Mädchen?" fragte der Vater, der es gleichfalls bemerkt hatte. Nicht wahr, du denkst an Bernhard oben im Gebirge; sey nur getroßt, ich habe ihn oben auf der Alp getroßt, von wo er mir gutes Muthes einen Gruß an dich mitgab. Morgen um diese Zeit, so Gott will, ist er wieder bei uns. Kaum hatte der Alte diese Worte gesprochen, da erschreckte uns ein fürchterlicher Donner Schlag, in dessen Folge wir in weiter Ferne ein dumpfes Getöse vernahmen, das immer lauter und schrecklicher wurde. Es war eine Lawine, welche von dem Gipfel einer Schneewand sich losgerissen hatte, und jetzt unter fürchterlichem Krachen, unfern der Hütte ins Thal stürzte. Wir alle erschrocken. Marie schlug die Hände vor's Gesicht und weinte.

(Der Beschluß folgt.)

D a m p f s c h i f f e .

(Beschluß von Seite 199.)

In Deutschland erschien das erste Dampfboot auf dem Rheine bei Cöln am 12. Juni 1816. Es kam von Rotterdam und war nach Frankfurt am Main bestimmt. Es hatte die Fahrt von Rotterdam bis Cöln, bei der damaligen starken Wasserhöhe, gegen die heftigste Strömung, in etwas mehr als 5 Tagen gemacht. Fast zu gleicher Zeit kam auch ein Dampfboot in Hamburg an, das nun als Postschiff zwischen dieser Stadt und Cuxhaven dreimal die Woche hin und her geht.

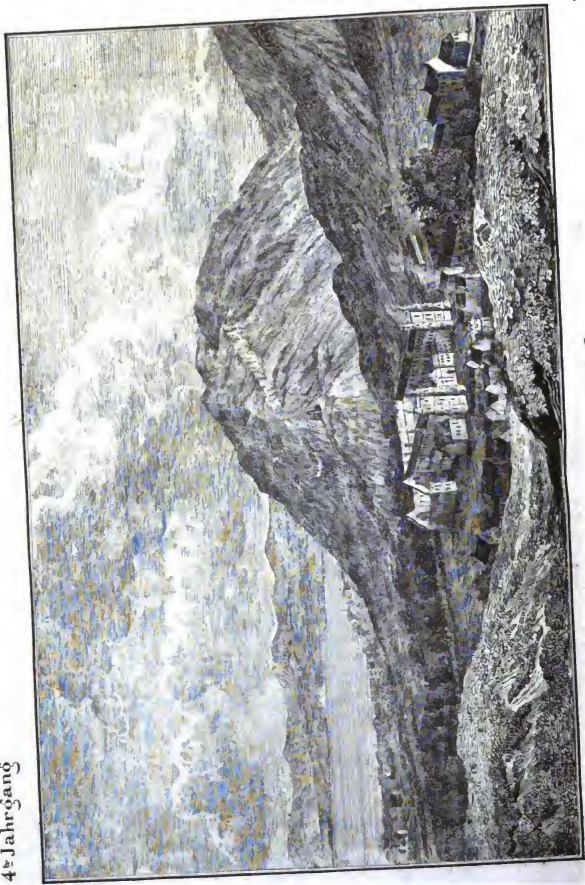
Seitdem hat man auf mehreren andern deutschen Flüssen, wo es nur immer angiehet, und auch auf dem Oberrhein die Dampfschiffahrt eingeführt. Dabei ist man immer darauf bedacht, Verbesserungen an den Dampfbooten anzubringen. So kam der Mechanikus Owen in Stockholm auf den Gedanken, statt der beiden Seitendächer ein Rad an dem Hinterrheil des Fahrzeuges anzubringen, welches, wie man sich bald überzeugte, nicht bloß einen leichtern und schnelleren Lauf des Schiffes bewirkt, sondern auch der Durchfahrt desselben bei Schleusen und Brücken große Vortheile gewährt. Außerdem benützt man jetzt beinahe allgemein auf den deutschen Flüssen den, in die Höhe stehenden cylindrischen Schornstein als Mastbaum, und legt eine Segelstange mit einem Segel darauf.

Eine der schwierigsten, und noch nicht ganz gelösten Aufgaben bei der Dampfschiffahrt ist eine zweckmäßige Einrichtung der Sicherheitventile. Ein Vorfall, der sich am 5. Juni 1816 in dem Gebiete der vereinigten Staaten ereignete, machte einen für die neue Erfindung höchst nachtheiligen Eindruck. Es sprang nämlich der Kessel eines zu Mariette auf dem Mississippi vor Anker liegenden Dampfbootes. Die Explosion war furchterlich. Alle auf dem Boote befindlichen Leute, wurden über Bord geworfen und schrecklich verstümmelt. Auch an den Küsten Großbritanniens und im Mitteländischen Meere haben sich seitdem ähnliche Vorfälle ereignet. Man ist darum im gegenwärtigen Augenblicke in Frankreich aufs Ertlichste darauf bedacht, die Erfindung eines Ventils zu veranlassen, das hinlängliche Sicherheit gewährt und hat einen Preis von 12000 Franken auf die Lösung dieser Aufgabe gesetzt.

Trotz der Besorgniß aber, mit welcher noch viele Reisende die Dampfschiffe besorgen mögen, kommt doch diese herrliche Erfindung unserer Zeit immer mehr in Schwung. Auf dem Atlantischen Meere, in der Nord- und Ostsee, auf den größern Flüssen Frankreichs, Deutschlands, Großbritanniens

und Rußlands, ferner im Mitteländischen Meere und besonders im Innern der Nordamerikanischen Freistaaten gehen bereits die Dampfboote hin und her, und bringen ein neues Leben in den Verkehr der Völker. Es haben sich dadurch die entferntesten Länder und Städte auf eine, an's Wunderbare gränzende Art einander genähert, indem die Ueberfahrt von dem einen zum andern unglaublich beschleunigt worden. Wie nahe ist nicht Frankfurt's Handelsbetriebsamkeit mit dem Hauptmarkt des Weltbaueis London in Verbindung gebracht? Binnen 14 Tagen erhält ein Handelshaus in New-York in Amerika Nachricht von seinen Freunden in Liverpool in England. Ehemals erforderte eine Reise auf dem Mississippi von New-Orleans, oberhalb der Mündung dieses Flusses, bis St. Louis, der Hauptstadt des Staates Missouri, am obren Mississippi, 3 bis 4 Monate der mühseligsten Arbeiten. Wenn die Kraft der Räder nicht mehr hinderte, der Strömung des Flusses zu widerstehen, so mußte das Schiff durch Männer gezogen werden. Diese langsame und beschwerliche Fahrt, die damit verbundenen Entbehrungen und dadurch verursachten Krankheiten rafften gewöhnlich $\frac{1}{4}$ der Schiffmannschaft hin. Vermittelt der Dampfschiffe, deren jetzt über 150 den Mississippi befahren, wird derselbe Weg von beinahe 500 Stunden stromaufwärts in 10 Tagen ohne Beschwerden und Entbehrungen und oft in sehr guter Gesellschaft zurückgelegt. Die Rückreise geschieht oft in 5 Tagen, so daß New-Orleans und St. Louis als Nachbarstädte zu betrachten sind, deren Bewohner sich häufiger besuchen, als die von Hamburg und Bremen.

Solche, nicht voraus zu sehenden, kaum zu ahnenden Folgen hat schon gegenwärtig die erst seit etwa einem Jahrzehnd benutzte Erfindung der Dampfschiffahrt. Wer wird die Grenzen zu bestimmen wagen, wie weit die immer steigende Vervollkommnung dieser großen Erfindung getrieben werden kann und wird, und welche unermeßlichen Vortheile daraus für die Menschen aller, auch der entferntesten Länder und aller Himmelsgegenden gezogen werden können? Nach wenigen Jahrzehnden wird man mit guten Freunden Spazierreisen von Europäischen Häfen aus nach den entlegentsten Seestädten Amerika's, Ostindiens, New-Süd-Wales ohne Gefahr und mit allen Bequemlichkeiten des gefügigen Lebens machen können. Und, wenn es dem menschlichen Geiste gelingt, noch einige wesentliche Vervollkommnungen dieser Erfindung zu Stande zu bringen, so kann dereinst daraus eine gänzliche Umgestaltung des politischen, so wie des sittlichen Zustandes der Völker hervorsehen.



Holyrood House.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen belehrend, so wie Eltern Personen durch interessante Anfälle angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für R. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sechs (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schloßgasse No. 3.) sowohl auf das Ganze von No. 1. an — jetzt aus Freyter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf acht Exemplare erhält man 1 Exemplar.) Der Ladepreis für jeden Jahrgang ist R. 7. 18 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sechs.

Der Pallast von Holyrood,

(Mit einer Abbildung.)

Vierter Jahrgang 1831, Tab. LL

Die Umgebungen von Edinburg bieten eine Fülle von romantischen und interessanten Ansichten dar. Von dem Calton Hügel, von wo aus unsere Zeichnung aufgenommen ist, sieht man das Ganze des Pallastes und der königlichen Kapelle, mit der Umgränzung, in welche Arthurs Sitz und die Salisburys-Felsen eingeschlossen sind. Die Hauptfronte des Pallastes ist gegen Westen; die Hügel erheben ihre stolzen Gipfel gegen Süden, und ostwärts dehnt sich die Aussicht gegen Forth und die fernern Ufer von Lothian, die Bai von Musselburgh und das Dorf Portobello aus, den Lieblings-Sommeraufenthalt der Bewohner von Edinburg, wo sie die Seebäder häufig zu besuchen pflegen.

Der älteste Theil des Pallastes von Holyrood befindet sich an dem nordwestlichen Ende und soll von Jacob V. im Jahr 1528 erbaut worden seyn. Hier befinden sich die Zimmer, welche seine Tochter, die unglückliche Königin Marie Stuart*) bewohnte; die Möbel sind atmofisch und der feinere Fußboden trägt die Spuren von Rizzios Ermordung**) im Jahr 1566. Ein großer Theil des Pallastes

wurde von Cromwell's Soldaten verbrannt; und nach der Wiederherstellung wurde dem Gebäude von Herrn W. Bruce im Jahr 1671 seine jetzige Form gegeben. Gegen Norden sítzt an den Pallast die Abtei oder die königliche Kapelle, welche zur Zeit der Reformation in eine Pfarrkirche umgewandelt wurde. Das Dach dieser Kapelle stürzte im Jahr 1768 zusammen, und sie ist jetzt eine Ruine.

Vor dem Besuch des Königs von England im Jahr 1822 wurde der Pallast reparirt und die Umgebungen verschönert.

Bekanntlich ist Holyrood House seit der Julie Revolution im Jahre 1830 dem entthronten Könige Karl X. von Frankreich und seiner Familie als Aufenthalt eingeräumt worden. Wie oft mag dieser unglückliche Monarch, wenn er in seiner Abgeschiedenheit Vergangenhait und Gegenwart zusammenstellte, und bei Rizzios Blut Mariens, Ludwigs XVI. und sein eigenes unglückliches Loos sich lebhaft gegenwärtig, an den Wechsel der menschlichen Schicksale erinnert werden, dem auch der Mächtigeste der Erde unterworfen ist!

Die Genssenjäger.

(Schluß von Seite 203.)

Das Gewitter fieng an, nachzulassen; nur aus der Ferne hörte man noch den immer mehr und mehr herfallenden Donner; eine angenehme Kühle, die zu dem gestörten Fenster hereinströmte, erfrischte uns sehr wohlthuend, und hielt uns wach, das wir noch eine Zeitlang unsere Unterhaltung fortsetzten.

Mrs Marie wollte sich nicht zufrieden geben; die Hände in den Schooß legend und das niedliche Köpfchen seitwärts hängend, saß das gute Kind trautig und gestreut da, und nahm wenig oder gar

*) Bekanntlich wurde Maria Stuart, die schöne und liebenswürdige Königin von Schottland auf Befehl der Königin Elisabeth von England, hingerichtet. Man gab ihr mehrere Verbrechen Schuld, auf denen aber die auf den heiligen Tag noch ein geheimnißvolles Dunkel ruht.

**) Rizzio war ein Sänger und Liebling der Königin Maria Stuart, und wurde von dem Gemahl derselben, König Darnley von Schottland, in einem Anfall von Eifersucht ermordet.

keinen Antheil an unserm Gespräche. Ich versuchte es mehreremal, sie aufzuheitern, aber es gelang mir nur auf Augenblicke; immer fiel sie wieder in ihr blüsteres Nachsinnen zurück.

„Nun Marie,“ sagte endlich der alte Vater, „das Unwetter ist vorüber; du aber giebst dich immer noch deinem Kleinmüthe hin. Siehe Gottes Hand hat unsere Hütte vor der Lawine beschützt, sie wird auch deinen Bernhard im Gebirge nicht umkommen lassen. Und dann mußt du dem rüstigen Burschen auch etwas zutrauen. O, der kennt Weg und Steg auf dem Alp zehn Stunden im Umkreise. — Den solltest ihr einmal sehen, Herr, fuhr er zu mir gewendet fort, das ist ein Schätze, wie keiner mehr in unserm Thale; kein Fels ist für ihn zu hoch und steil, keine Klust zu tief, kein Gletscher zu bodenlos; auf zweitausend Schritte schon sieht er die Gemse, sey's in der Höhe, oder in der Tiefe, und läßt sie ihn nur so nahe kommen, daß er ihre Hötner unterscheiden kann, so liegt sie von seinem Blei getroffen. — Ja, und auch ein guter Bursche ist er, der Bernhard, und meine Marie wird gewiß einmal einen braven Mann an ihm haben.“

Bei diesen Worten bemerkte ich, daß Marie sanft eröthete, so sehr es sie auch freuen mochte, aus dem Munde des Vaters das Lob des Jünglings zu hören, hem sie schon längst gewogen war.

„Wenn nur Ein's nicht wäre“ — fuhr der Vater nach einer kleiner Welle mit halbblauer Stimme fort — sie sollten schon längst einander haben; aber da hat Bernhard von seinem seligen Vater noch einen kleinen Posten Schulden übernommen, die dieser redliche Mann einst in der Zeit der Noth bei unserm Pfarrerherren machen mußte, und hat seitdem nicht dazu kommen können, ihn abzutragen. Auch fürchte ich, er wird noch manchen Gemsebock schliefen müssen, bis er davon quite und lebig ist. Und mit Schulden soll und darf er mir nun einmal nicht anfangen; sonst kommt er zeitlebend nicht davon los.

Ich lobte seinen Grundsat, fügte indes hinzu, es werde sich doch vielleicht Rath schaffen lassen.

Hier hob Marie das Köpfchen wieder in die Höhe und sah mich zweifelnd an; aus ihrem schönen Auge leuchtete ein Strahl von Hoffnung. Da ich indes von diesem Gegenstand abzulenkte, so fiel sie wieder in ihr düsteres Nachsinnen zurück.

Ich stand nun auf und bat den Stubboier, mit mein Nachtstager anzuwaschen. Er nahm das Licht und führte mich in eine Kammer neben der Wohnstube. „Hier, junger Herr, saate er, indem er auf einen am Boden liegenden Strohsack hindeutete, über dem eine wollene Decke lag — Ihr müßt vorlieb nehmen. Ich denke indes Ihr sollt gut schlafen; denn Ihr seyd heute müde geworden. Also gute Nacht.“

Bergnügt warf ich mich auf mein Lager und erwachte erst spät am folgenden Morgen wieder. Ich hatte mir vorgenommen, einige Partheien des romantischen Thales zu zeichnen, und machte mich darum bald nach dem Frühstück, das aus Brod und Milch bestand, auf, um die schönsten Punkte aufzusuchen. Im Vorbeigehen vor dem Pfarrhause machte ich dem Geistlichen des Detes einen Besuch und fand an ihm einen zwar nicht sein gebildeten, doch höchst bieder und menschenfreundlichen Mann.

Mit einigen interessanten Skizzen kehrte ich von meinem Ausflug in das hintere Thal am Mittage zurück und traf die Familie des Gemsejägers in großer Unruhe. Bernhard war nemlich noch nicht von der Jagd zurückgekommen, und der Vater fürchtete nun selbst, es möge dem jungen Manne ein Unglück begegnet seyn. Marie gestand mir unter vielen Thränen, sie habe die ganze Nacht mit Beten und Weinen zugebracht; denn zu schlafen habe sie sich nicht getraut, aus Furcht, Bernhard werde ihr erscheinen.*)

Ich beruhigte das gute Mädchen mit der Zusage, noch diesen Nachmittag mit dem Vater und einigen andern Gemsejägern die Spur des Verlorenen aufsuchen zu wollen. Wirklich brachen wir auch gleich nach dem Mittagessen auf. Maria selbst begleitete uns. Oben bei der Felsstufe, auf welcher ich die beiden Jäger am Tage zuvor beisammen gesehen hatte, hieß Mariens Vater uns zurückbleiben; denn sagte er, hier müßte Bernhard auf dem Rückwege vorbeikommen; er selbst stieg mit zwei Rackbarn höher an den Bergen hinauf.

Unterließ rückte die Nacht immer höher aus dem Thale zu uns herauf; Wälder und buschige

*) Es ist ein herrschender Glaube in vielen Thälern, besonders in katbolischen Gemeinden, daß der Jäger, der auf den Gletschern oder in Abgründen verunglückt ist, verjüngte Person, die er am nächsten hat, im Traume erscheine.

Hügel umhüllten sich mit bläulich-grauem Schlei-
er; einzelne Reibsteifen schlichen langsam über die
schwarzen Tannenwälder hin. Nur an den höchsten
Spitzen der uns umgebenden majestätischen Felspy-
ramiden waren noch Spuren der Sonne, wie gol-
dene Kronen, sichtbar. Marien's Angst stieg mit
jedem Augenblick; die Männer kamen zurück, ohne
eine Spur von Bernhard gefunden zu haben; der
bekümmerte Alte wick den Waden seiner Tochter
aus, die nur noch mit Mühe dem Ausbruch des
höchsten Schmerzes entgegenkämpfte. Endlich ging
er auf sie zu, klopfte sie sanft auf ihre Schulter
und sprach mit halbersticker Stimme: „fasse dich,
mein Kind, noch ist nicht alle Hoffnung verloren!“
Da vernahm man pfeiflich aus ziemlicher Entfernung
einen Schuß, bald darauf in gleichen Zwischenräu-
men einen zweiten und dritten. „Das ist er!“ rief
der Alte, indem er freudig seine Hände zur Erwie-
derung der Nothschüsse in die Luft abbrannte, das
ist Bernhard! Junger Herr! Marie folgt uns,
nehmt dort die Strickleiter mit; denn sicher ist er
irgendwo hinabgeschlitten und bedarf nun unsrer
Hülfe.“ Wir geborchten augenblicklich; noch einige
Schüsse zeigten uns die Stenge an, wo der Verun-
glückte sich befand. Endlich kamen wir an den
Rand eines tiefen Abgrundes, wo wir frisch losgeris-
senes Gestein bemerkten. „Hier muß er ausge-
glitten sein!“ rief einer der Gensenjäger, hier weist
die Strickleiter hinab! In demselben Augenblicke
vernahm wir auch den Hilseruf des Verunglück-
ten aus der Tiefe der Klüft. Marie stand, die
Hände faltend mit zum Himmel emporgerichtetem
Blicke. Die Männer banden mehrere Strickleitern
an einander und ließen sie in den Abgrund hinab.
Bald bemerkten wir auch an denselben, daß sie sich
bewegten und begannen auf ein gegebenes Zeichen
heraufzuziehen. Was wir heraufbrachten, war eine
elegante Gensse, die der junge Jäger wahrscheinlich
zuerst in Sicherheit gebracht wünschte. Erst als
wir zum zweitenmal die Strickleiter hinabließen,
zogen wir ihn selbst daran herauf. Er war ganz
blutig und entseelt, mehr einem Todten ähnlich,
als einem Lebenden, und um seine Stirne war ein
dunkelrothes Tuch gebunden. Marie stürzte ihm,
laut vor Freude weinend, in die Arme. „Dab' ich
dich denn wirklich wieder?“ rief das holde Kind und
streichelte sanft seine Wangen — und wie ist die? —
Ach, du blutest Bernhard!“ — „Jetzt ist Alles wie-
der gut!“ antwortete der Jäger.

Die übrigen drängten uns nun um ihn herum;
brückten ihm die Hand und wünschten ihm Glück
zu seiner Rettung; dann sprach ich: „Rast und heil,
innig und froh, wie wir sind, in das Thal hinab-
steigen, und dort erzählt uns Bernhard bei einer
Flasche Wein die Befahren seiner Jagd.“ Alle

stimmten mit ein; einer der Gensenjäger nahm ihm
sein Jagdgeräth ab, ein anderer lud die Gensse auf
seine Schultern, und so zogen wir in das Thal hin-
unter. Als wir in das kleine Haus des Genssenjä-
gers traten, sahen wir seine Hausfrau bedend vor
einem Kreuzstuhle sitzen; ich eilte sogleich nach dem
Pfarrhause, bat den würdigen Geistlichen um einige
Flaschen guten Wein, und gieng damit wieder nach
dem Hause meines Vretes. Hedwig trug auf, was
sie hatte; wir setzten uns um den Tisch, und nach-
dem die Gläser gefüllt waren, erzählte Bernhard,
wie er von der Felsplatte aus seine Wanderung an-
getreten habe, und bald auf eine Höhe gelangt sey,
wo er schon oft mit Glück gejagt. „Hier dachte ich
auch diesmal“, fuhr er fort, „meine Beute zu ho-
len. Kaum hatte ich die Schneefläche betreten, und
mich langsam um einige herborragende Felsen ge-
schlichen, als ich hoch oben auf einem Felsen eine
Wache haltende Gensse gewahrte, welche das Zittern
zur Flucht gab, und in dem Augenblicke verschwand.
Als ich auf den Felsen zuweilte, sah ich einen ganzen
Trupp, der mit Blitzeeschnelligkeit über einen Ab-
grund hinweg sezte. Die schnelle Veränderung des
Windes hatte die Thiere meine Nähe merken lassen.
Für diese Tage war nun freilich nichts mehr zu
hoffen.

Ich wollte dennoch meine Jagd nicht aufgeben;
aber die Müdigkeit zwang mich, auszurufen. Eine
unbezwingbare Schläfrigkeit überfiel mich; wie lang
ich geschlafen habe, weiß ich nicht. Als es schon
längst dunkel geworden war, wecten mich einige
heftige Donnerschläge. Ich sprang auf, und so wie
ich um den Felsen herum trat, erblickte ich beim
Scheine des Mondes, einige Genssen auf einer Fels-
senzspige. Vergessen war alle Mattigkeit; ich lege an,
und mit dem Knall stürzt meine Beute mir über
das jactige Gestein mit lautem Getraffel entgegen.
Rasch machte ich mich auf, um wo möglich noch
in's Thal hinunterzusteigen. Es war, trotz aller
Anstrengung unmöglich. Ungeheure Wolkenmassen
wälzten sich ungestüm über die Schneefelder hin-
weg. Der Donner hallte in dieser Nähe fürchter-
lich. Das Feuer riß das schwarze Gemäl schnell
auseinander und glitt auf den Schneehögen hin-
unter. Ein dichter Hagel schlug auf die harte Schnee-
rinde mit furchtbarem Gepraffel; rings um der wil-
deste Aufbruch — Donner und Blitz — Schlag auf
Schlag schienen der Welt Ende anzukündigen. End-
lich erreichte ich glücklich einen Felsen, wo ich vor
dem prasselnden Hagel einigen Schutz fand.

Als das Unwetter sich verzog, nahm ich getrost
meine Gensse wieder auf die Schultern und stieg
in Gottes Namen weiter; allein bei jedem Schritte
wurde das Hinuntersteigen gefahrvoller. Doch kam
ich glücklich bis an die schwarze Platte, über die

ich in diesem Augenblicke unmöglich gehen konnte. Mit heftigem Brausen schoß das Wasser über die großen, glatten Steinmassen hinweg und riß Steine und Felsklumpen in die Tiefe hinab. Der Gedanke, daß meine Marie meinestwegen in Anstich sey, gab mir Muth. „Ey, sey kein Kind!“ sagte ich mir selbst, „frisch vorwärts! Der den Sturm und Hagel schickt, und so viele Millionen erhalte, der wird auch dich vor Unglück bewahren, und somit schreit ich muthig und vorsichtig auf die schwarze Platte zu. Schon hatte ich die Hälfte dieses gefahrvollen Weges mit Müde zurückgelegt, als mit einem Mal eine Masse Schnee von oben herunter fauft und mich unaufhaltsam mit hinab reißt. Herr Gott! was war das für ein Augenblick! Die ganze Nacht lag ich ohne Besinnung. Als ich wieder zu mir kam, war es schon hoher Mittag, und nun erst wurde ich meine Gefahr und meine wunderbare Erhaltung inne.

Ich lag in dem Abgrund, doch glücklicher Weise auf einem hervorragenden platten Felsstück, das mich vom sichern Tode, vom Sturz in die endlose Tiefe gerettet hat. Ich versuchte empor zu klimmen, aber es war unmöglich an dem glatten Stein in die Höhe zu kommen. Ich rief mehrere Male um Hülfe, allein Niemand hörte mich. Da lud ich meine Wächse, die glücklicher Weise bei dem Sturze nicht gelitten hatte, und that einen Nothschuß, bald darauf noch einige andere, — und, Dank sey dem Himmel! Ihr habt mich gehört; und mich noch zu rechter Zeit aus der Klüft gerettet, in der ich ohne Euer Hülfe unfehlbar hätte verschmachten müssen. Wir alle hatten der Erzählung mit gespannter Erwartung zugehört; Marie war ihm näher gerückt und bat ihn jetzt freundlich, doch auf eine Zeitlang die gefahrvolle, mühsame Jagd einzustellen.

„Du weißt Marie, sprach der Jäger in einem ernstlichen Tone, warum ich seit einiger Zeit öfter auf die Jagd gehe. Daß wir nicht früher Hochzeit haben, bis die Schulden, die der Vater in den bösen Jahren machen mußte, bezahlt sind, ist bey mir entschieden. Wenn es dir also eben so Ernst ist, wie mir, so sprichst du nicht weiter davon.“ Darauf reichte er dem Mädchen die Hand, schenkte die Gläser voll, und rief mit mir an: „auf gutes Jagdglück, Herr!“ — Marie machte sich, um die hervorquellenden Thränen zu verbergen, in dem Stübchen allerley zu schaffen.

„Brav gesprochen, lieber Bernhard!“ sagte ich, „Kopf und Herz auf dem rechten Fleck, wie Ihr’s

habt, wird es Euch nicht fehlen, in Zukunft ein glückliches Leben zu führen. Für jetzt aber habt Ihr vor allen Dingen Ruhe nöthig, die ihr so lange entbehret habt; morgen sehen wir uns wieder!“ —

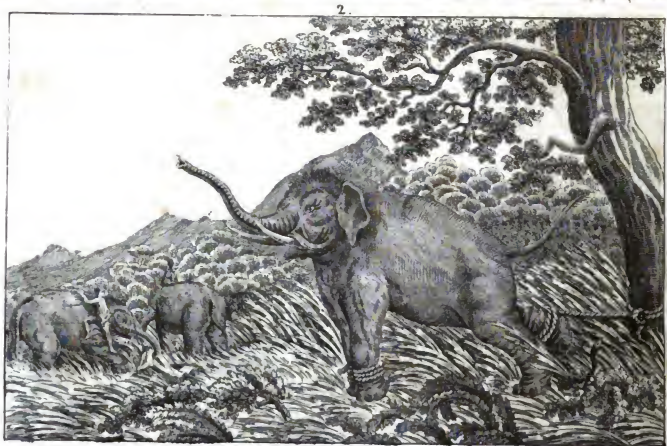
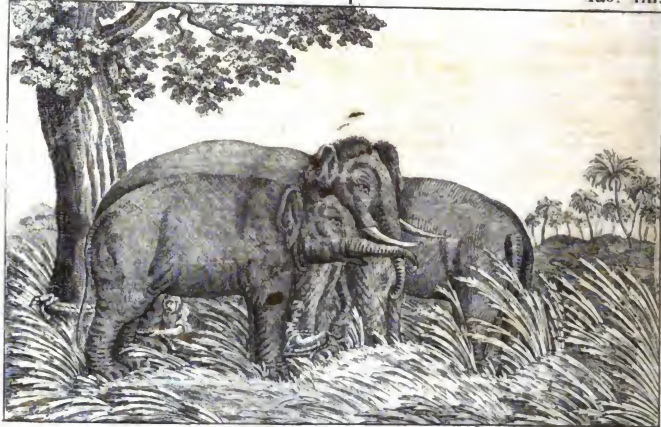
Als ich am andern Morgen, nach einer Unterredung mit dem Herrn Pfarrer wieder zu Bernhard gieng, fand ich Marie — und die Mutter beschäftigt, seine Wunden zu verkleben. Ich blieb an der Thüre stehen und hörte, wie Bernhard sagte: „Bin ich doch tüchtig mitgenommen! So arg ist mir noch nie gekommen — Nun! Da werde ich wohl einige Wochen hier unten herum hinken müssen!“ — „Geduld lieber Sohn,“ sagte die Mutter in einem sehr ruhigen Tone, es ist hier im Hause, wie im Gärtchen, allerley zu thun, das schon lange auf dich gewartet hat, weil wir damit nicht umzugeben wissen. Wenn du dich erst wieder bewegen darfst, so wird es dich schon freuen, hier und da Erndung zu machen.

Dann mußte du auch die kleine Laube wieder zurecht machen, sagte Marie freundlich bittend. — „Zur Hochzeit!“ rief ich hinter der Thüre hervor in die Stube tretend. Ja, ja, „zur Hochzeit!“ — Was Schöneres wüßte ich nicht anzugeben, als in jener Laube auf dem Hügel, im Angesicht der Berge, an Eurem Hochzeitstage zu Mittag zu essen.“

Stumm und verlegen sahen sich die Drei eine Weile an. Endlich nahm Bernhard das Wort, indem er ein Jagdgewehr, welches ich umgehängt hatte, wahrnahm: „Ihr wollt wohl auch die Gensjagd versuchen, Herr? — da muß ich Euch vorher gar mancher Regeln geben; sonst klettert Ihr Euch zu Tode und kommt nicht zum Schuß.“ —

Erdt deshalb unbesorgt, sagte ich, dieses Gewehr verdient in bessere Hände zu kommen. Der Herr Pfarrer hat es in früheren Jahren selbst gebraucht, jetzt gehört es mir, und ich übergebe es Euch zum Hochzeitgeschenk; möge es Euch manchmal an meinen Aufenthalt erinnern. — Was aber die Hochzeit betrifft, so hängt es ja, wie der Herr Pfarrer sagt, nur von Euch ab, den Tag zu bestimmen; das Nähere soll hier in diesen Zeilen stehen.“ — Hierbei übergab ich den quittirten Schuldschein und entfernte mich schnell. Kaum war ich hinaus, als Marie mir nachschrügte und, die Augen voll Thränen, ohne ein Wort sprechen zu können, mich mit Ungestüm zurückziehen wollte.

„Laß nun, du liebe Marie!“ sagte ich, mich sanft losmachend, „auf den Sonntag sieh ich bei Euch in der Laube!“ — Und ich hielt Wort.



Elephantenfang durch Lockelephanten. Digitized by Google

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS - BLATT.

erschiet jeden Sonntag mit einer, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist hauptsächlich die Jugend an der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, bildend, so wie Eltern Personen durch interessante Aufsätze angehen zu unterhalten. Das Karlsruhe Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für R. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — abge. (im Ganzen Grobvertheilung Baden Franck per Briefpost) jedes Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämtlichen Postbüchern, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen der In- und Ausländer in (Straßburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schleissheim Nr. 3.) sowohl auf das Ganze von Nr. 2. an — jetzt aus Frankfurt a. M. — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf 20 kr. Exemplare erhält man 1 Freyprobenlar.) Der Lidempreis für jeden Jahrgang ist R. 7. 12 kr. rh., Thlr. 6. 22 gr. abge.

Elephantenfang
durch Lodelephanten.

(Mit einer Abbildung)

Vierter Jahrgang 1831. Tab. LII.

Daß man Hänflinge, Drosseln und Zeigse abrichtet, um andere Vögel ihres Gleichen in's Netz zu locken, ist Jedermann bekannt; daß sich aber auch der kluge Elefant dazu gebrauchen läßt, seine wilden Brüder im Geiz zu berücken und in die Dienbarkeit des Menschen zu bringen, das ist ein Gegenstand, von dem unsere jungen Leser vielleicht gerne etwas Näheres erfahren möchten. Es verhält sich damit also:

Man hat die Beobachtung gemacht, daß unter den männlichen Elephanten einer Herde zur Paarungszeit oft furchterliche Kämpfe vorkommen, die, wie natürlich, mit Vertreibung der Schwächeren endigen. Diese armen nun, welche sich durchaus nicht in ihre aufgedrungenes Exil ab schicken wollen, durchschwimmen in dem heftigsten Ungestüm die Gegend, vertilgen in ihrer Wuth Alles, was lebendig in ihre Gewalt geräth, zerhacken Zuckerrohrpflanzungen, reißen Baumstämme heraus und erfüllen die Luft mit ihrem traurigen Gekräch. Einige sind trübfinniger und suchen die wilden Wälder auf, bis die Zeit ihrer Leidenschaft allmählig bändigt, worauf sie sich dann wieder zu einer Herde begeben. Diese einzelnen Männchen, welche man Sauu nennt, ziehen die Aufmerksamkeit der unternehmenden Elephantenhäufte auf sich. Sobald diese nemlich einen solchen Elephanten bemerken, so schicken sie so gleich einige Koomkies aus, d. h. Elephantenweibchen, die zum Locken und Fangen abgerichtet sind. Wenigstens müssen es zwei seyn, doch ist ein drit-

tes selten überflüssig. Ihrer Gestalt nach müssen sie groß und stark seyn, damit sie im Stande sind, den Mohout oder Elephantenführer gegen die wilden Elephanten zu verteidigen.

Die Mohouts versehen sich mit einem kleinen Bündel Stroh und einer schwarzen Decke, und verhüllen sich mit der letztern so, daß man sie nicht leicht von den Thieren unterscheiden kann, bei denen sie sind. Die Koomkies nähern sich nun dem Sauu und schmeicheln ihm auf die listigste Weise. Während dieses Spieles suchen sie dem Mohout, der sich in einiger Entfernung versteckt hält, die Annäherung auf alle mögliche Weise leicht zu machen. Derfelte nimmt nun die Gelegenheit wohl in acht und schlingt dem Sauu die Stricke mit bewunderungswürdiger Gewandtheit um die Vorderfüße. Ist ein starker Baum in der Nähe, so weiß die Koomkie den Sauu recht listig dahin zu leiten und gewährt dem Mohout dadurch die Vortheil, daß er demselben zwei mit Nägeln versehen hölzernen Klammern an die Hinterfüße legen kann; die er, mit einem starken Stricke zusammengebunden, rund um den Baum schlingt.

Während dieses ganzen Vorganges ist das Verhalten der Koomkies besonders listig. Sie suchen nicht nur die Aufmerksamkeit des Sauus durch ein bewunderungswürdiges Schmeicheln abzulenkten, sondern auch die Schlingen zu knäpfen, wenn der Mohout etwa zu großer Gefahr ausgesetzt seyn sollte. Ungeachtet ihrer Vorsicht und Wachsamkeit trifft es sich indess doch zuweilen, daß der Sauu den Mohout sieht oder fühlt; dann können selbst die Schmeicheln der Koomkie seiner Wuth nicht immer Einhalt thun. Grimmig stürzt er auf den Mohout los, und kann dieser nicht durch die schnellste Flucht sich retten, so ist er verloren. Entkommt er aber glück-

lich, so richtet sich der Grimm des Elefanten gegen die Koomkie selbst. Er gebraucht seine Zähne ohne Barmherzigkeit und durchbohrt sie Rache schraubend in gränzenloser Wuth.

Der Leser wird aus der obem und untern Abtheilung unserer Tafel eine deutliche Vorstellung von diesem wunderbaren und gefährlichen Unternehmen sich machen können. Man muß gefehen, daß keine Art und Weise, wilde Thiere zu fangen, sich mit dieser vergleichen läßt.

Besonders ist das Betragen der Koomkie ein Gegenstand der Bewunderung. So erzählte ein Mohout einem Reisenden, daß einst ein Indier einen westlichen Elefanten aus dem Nachlasse eines Verstorbenen gekauft habe, ohne im geringsten zu vermuthen, daß er ein Koomkie sey. Eines Morgens war Läschi mit, so hieß der Elefant, verschwunden; einige Tage hindurch hatte man keine Spur von dem Entflohenen und gab ihn wirklich schon auf. In der Voraussetzung, daß er sich in dem nahen Walde verloren und dort zu wilden Heerden gefügt habe, blieb keine Hoffnung mehr, ihn wieder zu bekommen. Eine Woche später erscheint Läschi an seinem Pflöze wieder. Er wurde sofort gefesselt, und der Herr wollte nach einem Orte nicht fern von dem Walde gehen, wo der Läschi gewesen war; er wurde aber von dem Mohout gewarnt, weil er fürchtete, daß der Elefant wieder wilder geworden, und es bedrohen, gefährlich sey, ihn zu besorgen. Nicht fern von dem Walde wurde Läschi ganz stätig, ging, trotz alles Abwehrens, dem Walde zu, und war nicht zum Stehen zu bringen, bis er zu einem dicken Baumstamme kam, wo man, zum Ersauern des suchtsamen Reiters, einen großen männlichen Elefanten, der mit der eisernen Kette, womit Läschi an seinen Pfahl des Nachts angebunden war, so besetzt war, daß die Beute auf keine Weise loskommen konnte.

Das Nordnest am Peipus-See.

Ein Geschäftsangellegenheit nöthigte mich vor einigen Jahren, von dem Gute A. . . in Liefland eine Reise nach dem Städtchen Wask und von da zurück nach Riga zu machen. Es war Winter und die Schneebahn gut. Abends ist es ein Ver-

gähnen, in einem kleinen leichten Schlitten sich selbst zu fahren, und den Kutscher in einem ähnlichen hinten nachfahren zu lassen. Ich hatte bereits mehrere Meilen zurückgelegt, als eines Abends ein heftiges Schneegestöber eintrat, das in der Dunkelheit der Nacht uns vom rechten Wege entfernte. So irten wir mehrere Stunden, ohne einen Ausweg oder eine gastliche Wohnung zu finden, umher; als endlich, vom Schmettich erhellt, sich spät eine Jeltze, die uns aber kein Gasthaus, sondern die Wohnung eines Privatmannes zu sein schien. Wir klopfen an, und wurden von einem Manne in mittleren Jahren freundlich bewillkommt. Ich erzählte ihm meine Verlegenheit, und bat ihn, mir für die Nacht ein Obdach bei sich zu gönnen. Mit vieler Zuvoorkommenheit war er, fast alle Anstalten, mich vor dem ungesühnen Wetter zu sichern, führte mich in seine Wohnung und empfahl den Irrenden, Bitter der Pflege der Götter. Sie schien voll der größten Bereitwilligkeit und Willnahme zur Abhelfung jedes meiner Bedarfs besorgt, und ich hatte alle Ursache der Vorsetzung zu danken, die mich hierher führte. Bald war ich bei den lieben Menschen in zu Hause. Ich besah mich in einer Weile, — dort, die Postage genannt — eines nahe gelegenen bedeutenden Domes, und mein freundlicher Wirth war der Pflichter derselben. Unter angenehmen Gesprächen verging der laue Abend. Sich meines ausgehenden Angers machend, erinnerte er mich beim Abendbrotte eine ähnliche Geschichte, die ihm selbst vor mehreren Jahren begegnet war, und ihn auf die wunderbarste Weise mit seiner gegenwärtigen Gattin zusammengebracht hatte. Ich war ganz Ohr, und wiederholte hier dieselbe, wie er mir sie mittheilte.

Er war früher der Geschäftsführer eines russischen Geheimniss gewesen, dessen Besitzungen in Weiß-Rußland, an dem rechten Ufer der Duna lagen, und mußte eine ziemlich wäke Reise in die Gegend von Narwa unternehmen. Zu diesem Ende, ging er, um einen Umweg zu ersparen, über den gestornen Peipus-See, der die Grenze zwischen Liefland und dem eigentlichen Rußland bildet. Dieser See, der von bedeutener Länge ist, wird über des Frostes in verschiedenen Richtungen durchkreuzt, am meisten aber seiner Hauptlänge nach; und der Eisernefluß der Russen ist, bedacht, den Reisenden die Fahrt auf der Eisschne zu erleichtern, indem Baracken in gewissen Stationen auf demselben erbaut sind, in denen man Aufnahme und Bequemlichkeit findet. Daß über dessen bei diesem schwindbaren Wohlthatigkeitsankalten Feindtode und Verwuth auf den Reisenden lauern, ist nur allzuoft erwiesen worden, und wird durch die nachstehende Erzählung noch mehr bestätigt. Es war ein dunk-

ter Winterabend, als der brave Mann in einem kleinen leichten Schlitten, sich selbst fahrend, diesen See erreichte. Ein heftiges Schneegeflöber machte dem sonst an Mühseligkeiten und Strapazen gewöhnten jungen Reisenden die Fahrt unträglich, und er wünschte nichts sehnlicher, als eine von den Hüeten zu erreichen, um Schutz vor dem schneidenden kalten Winde auf der Eisfläche und dem ungemaktem Wetter zu finden. Der Weg wurde immer mühseliger und beschwerlicher für das Pferd, denn das zunehmende Schneegeflöber ließ keine Bahn mehr sehen. Keuchend konnte das arme Pferd nur Schritt vor Schritt weiter schreiten, und der Führer wartete voll Mißmuth und Ungeduld nebenher in tiefem Schnee. Endlich schienen sie einen gebahnten Weg zu betreten; Pferd und Führer athmeten leichter; noch immer aber wollte sich ihnen kein Obdach bärbeiten, auf das sie beide doch so sehnlich harreten. Das Wetter tobte fort, eine heftige Kälte trat ein, und alle Straßenrässe einer nordischen Winternacht schienen sich zu vereinigen, den armen Reisenden in die mißmuthigste Stimmung zu versetzen. Doch das Sprichwort: „wenn die Noth am größten ist, ist Gott mit seiner Hilfe am nächsten,“ bewährte sich auch hier. Er erreichte zu seiner großen Freude eine auf das Eis erbaute Baracke (kleines hölzernes Haus).

Ermattet und heiß erfroren trat er in die dunkle und mauerleuchtete Wohnung. Er traf Niemand an, als den Wirth, der sich ziemlich dienstfertig bezeugte, sein Pferd unterbringen half, das Feuer in dem Ofen ansachte und seinen Gast befragte, was er sonst noch zu seiner Bequemlichkeit thun könne. Dieser hat zuvörderst, ihm sein Gepäck, seine doppelläufige geladene Pistole und den Säbel zu bringen, — notwendige Bedürfnisse, ohne welche man in Rußland keine Reise, sie sey auch noch so unbedeutend, antreten darf. Der Wirth lächelte und versicherte, daß er sich in seinem Hause für ganz sicher halten könne, doch entsprach er dem erhaltenern Auftrage. Diefem folgte der Wunsch, ein gutes Abendbrod und ein Nachtlager zu erhalten. Die Wirthin versprach es zu besorgen. Während dessen hatte sich ein kleines Mädchen von zwar bitterem, doch angenehmem Aeußeren im Zimmer, wo der Fremde auf und abging, eingeschoben, und bei dem Ofen Platz genommen. Kaum bemerkte sie der Reisende, so ging er zu ihr hin, und befragte sie um Verschidenes, die Kleine aber blieb schüchtern und stumm.

Die völlige Abgeschlossenheit von der Hauptstraße, das Alleinseyn in einer ärmlichen Baracke, die dunklere, unsonnbliche Nacht, der Mangel an Unterhaltung: — dieß alles schien dem Reisenden bei längerem Nachdenken Ueübe zu verursachen,

und es stiegen Ahnungen in ihm auf, denen er aber kein Gehör zu geben, und sie als Mann muthig zu bekämpfen suchte. Er ging, seine Pfeife schmauchend, auf und ab, und tänzelte bisweilen mit dem Kinde, dem seine Liebkosungen wohl zu thun schienen.

Jetzt wurde das Abendessen aufgetragen, das aus Sauerkohl, Schweinefleisch und Pfannkuchen bestand. Der Wirth wünschte guten Appetit, und entfernte sich wieder, um, wie er sagte, seinem lieben Gaste ein weiches Lager oben im Erkerzimmer zu bereiten. Dieser dankte freundlich, und suchte von den aufgesetzten Speisen zu kosten; allein die frühere Eilust schien sich ganz verloren zu haben. Die schüchternen Mädchen von noch immer seine Gesellschaftin. Er zog es freundlich zu sich, und gab ihm einige Stücke von dem Kuchen, die von dem Mädchen mit Heißhunger und schüchternem Wohlbeghen verzehrt wurden. Selbst das Band seiner Zunge schien sich dadurch zu lösen, und ihm die Wangen freizubehalten, sagte er, sich nach allen Seiten schüchtern umsehend, leise zu ihm: „Lieber Mann, du gibst mir Kuchen und mußt doch sterben!“ Entsetzt sträubte das Haar des Reisenden. Er war eben im Begriff, das Kind näher über die furchtbaren räthselhaften Worte zu befragen, als die Thüre aufging und der Wirth eintrat. Dieser wunderte sich sehr, daß es seinem Gaste nicht schmecken wollte. Jetzt bemerkte er das Mädchen, und hieß sie zornig aus dem Zimmer gehen, denn es sey Zeit, sich schlafen zu legen, und die Pflegemutter hatte ihrer. Stillweindend entfernte sie sich.

Schon war es gegen Mitternacht. Der Sturm hatte sich gelegt, die Völkennasse sich zertheilt und eine schöne Winternacht war eingetreten. Der Reisende hatte sich mit dem Wirth in ein Gespräch eingelassen; doch dieser machte ihn, sich zur Ruhe zu begeben, ging mit dem Lichte und dem Gepäck voran und der Gast folgte ihm mit Bangigkeit im Herzen nach. Ein kleines nicht sehr warmes Zimmer nahm ihn auf. Jener wünschte ihm gute Nacht, und empfahl sich.

Jetzt hatte der Reisende erst Waße über die räthselhaften Worte des Kindes nachzudenken. Er ging eine Möglichkeit nach der andern durch; daß er etwas zu befürchten habe, und daß er unter Mörbren sey, schien ihm beinahe gewiß. Er überlegte mit Fäßlung und Gekirregewagheit das Abwärtliche seiner Lage. Unter Rath war hier theuer. Seinen Weg in der Nacht fortzusetzen, dürfte er nicht wagen, da dieses ihn verathen und seinen Untergang beschleunigt haben würde. Das Resultat seines Hin- und Besinnens war, daß er die Nacht zu durchwachen, und sein Leben theuer zu

verkaufen sich vornahm. Auch versiel er auf folgende List:

Er verschloß mit vielem Geräusche die Thüre, verschloß das Schlüßelloch jedoch nur leicht, und löschte das Licht aus. Der Mond schien hell in das Zimmer. Er machte aus einigen Kissen des Bettes eine menschenähnliche Figur, der er seinen Preis anbot, seine Wäde aussetzte und sie ins Bett legte. Er selbst untersuchte seine schon gelandete doppe-läufige Flinte, und stellte sich beim Ofen hinter die Thüre, die im Aufsehen ihn den Augen des Eintretenden entziehen mußte. So harrete er mit pochendem Herzen auf den Ausgang der Sache eine ziemlich Zeit, und glaubte schon seine Furcht frey ungegründet, und das Kind habe ihn in seiner Einfalt getäuscht, als ein Geräusch auf der Treppe ihm die höchste Aufmerksamkeit und Vorsicht gebot. Keine schienen sich einige Personen der Thüre zu nähern.

Man horchte. Ein Haupt Schlüssel öffnete nun leise die Thüre, die ganz offen blieb und den Reisenden völlig dem Blicke des Wirthes entzog, der mit einer geladenen Flinte sich dem Bette näherte, und in einiger Entfernung stehen blieb. Er legte auf die im Bette liegende Figur an, drückte ab, und — stürzte selbst durch einen zweiten Schuß von hinten getroffen, den der Reisende nach ihm that, und der ihn nicht verschlehte, zu Boden. Ein schmerzvolles Stöhnen bezeichnete das Hinsinken des Mörders.

Beim zweiten Schusse entfloß der Begleiter des Wirthes, ein feiler Knecht. Der Aberglaube beschleunigte seine Flucht; er meynete mit Kobolden und Teufeln zu thun zu haben. Diese Furcht theilte er auch wahrscheinlich dem unten harrenden Weibe mit, denn beyde wurden miteinander unsichtbar. Der Reisende glaubte sich dennoch nicht außer Gefahr. Er vertrammette, nachdem der Mord-Geschäfte die Treppe hinuntergestolpert war, die Thüre von innen, und brachte so die Nacht in Gesellschaft des Leichnams zu, da er sich nicht getraute, das Stübchen zu verlassen. So wartete er, voll Dankes gegen den göttlichen Beschützer seines Lebens, den Tag ab, und zum Glück erschien mit diesem eine Anzahl russischer Fuhrleute, die er aus dem Fenster um Hilfe anrief. Sie machten Halt, und eilten zu seiner Rettung herbei; fanden aber Niemand in dem untern Theile des Hauses. Bald war er aus seiner peinlichen Lage befreit.

Er erzählte die Geschichte seiner angstvoll überstandnen Nacht, die Art und Weise, wie er sich

geholfen habe, und zeigte ihnen den Leichnam. Am meisten bewaunete er, seine kleine Lebensretterin nicht mehr vorzufinden. Sie stellten hierauf gemeinschaftliche Nachforschungen an, entdeckten Mehreres, was sie auf die Vermuthung schon früher verübter Mordthaten brachte, und, zur großen Freude des Verletzten, auch das arme Kind, das sie sitzend und halb erfroren hinter einem Haufen Heu hervorjagen. Voll Dankbarkeit schloß er das Mädchen in seine Arme, versprach ihr, sie mit sich zu nehmen, und Vater-Kelle an ihr zu vertreten. Ermuntert durch das freundliche Benehmen des Mannes, und da sie hörte, es seyen ihre grausamen Pflege-Eltern nicht mehr da, erzählte sie manche Gräueltthat, und zeigte eine in einem Winkel des Hofes befindliche Leßnaun, worin die Gemordeten verfenkt worden waren. Sie selbst gab sich als die unglückliche Tochter eines solchen Gemordeten an, und wüßte die Herzen Aller durch ihre Unschuld und durch ihre Thränen. Voll Hoffnung, Liebe und Dankbarkeit schmiegte sie sich an ihren Verfolger an.

„Die Fuhrleute verkörten das Mordnest zur Warnung für andere Reisende bis auf den Grund, der Leichnam wurde an die nächste Polizei-Behöörde überliefert, wo der Reisende die genaue Anzeige des ganzen Vorfalles schriftlich niederlegte. Er ließ das Kind, seine Retterin, bis zu seiner Zurückkunft von Narwa an diesem Orte, benutzte glücklich seine Geschäfte, und nahm sie dann mit sich nach seiner Heimath, wo er ihr eine gute Erziehung geben ließ, und väterlich für sie sorgte. Nie erlich das Gefühl der Dankbarkeit in seinem Herzen; und da er sie später immer näher kennen lernte, ein gutes Herz, Talente und alle Anlagen zu einer künftigen guten Hausfrau bey ihr fand, wählte er sie zu seiner Lebens-Gefährtin.“

„Dankbarkeit, Liebe und Achtung waren die Stützen ihres häuslichen Glückes. Nicht ohne Bewunderung erkannte man an ihnen die seltsamen Wege, auf denen die göttliche Vorsehung zuweilen die Sterblichen leitet.“

Mit aufrichtiger Theilnahme an dem Glücke der auf eine so sonderbare Weise vereinten Gatten, und dem wärmsten Dank für die freundliche Bewirthung, die ich bey ihnen genossen hatte, verließ ich am folgenden Tage die gastliche Wohnung, und bald begrüßten mich die Thürme von Riga; von welcher Stadt ich lange abwesend gewesen war, und deren Mauern mich mit allen Rück Erinnerungen der Vergangendrit freundlich umfingen.



